UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01092879 4

SELLIUS SCHE
UCH-HANDLUNG
BERLIN, W.
OHREN-STRASSE 52

4597 d

Der deutsche Minnesang.

Eine Darstellung
seiner Geschichte, seines Wesens und seiner Formen.

Von

Franz Lechleitner.

Erstes Buch.

385-28
21

Wolfenbüttel.
Verlag von Julius Zwißler.
1893.

Seiner Königlichen Hoheit

dem

Großherzog von Sachsen

Carl Alexander,

Landgrafen von Thüringen,

Burgherrn der Wartburg,

in dankvollster Hochverehrung.

Vorwort.

Unter den vertraulichen Zinnen der Wartburg wurde dies Buch vom deutschen Minnesange geschrieben.

Dreimal kam von dem glanzvollen Sängerpaladium Thüringens das goldene Licht des deutschen Lebens ausgestrahlt — in der freudigsten Fülle und mit der reinsten Kraft. Der Sängerzauber deutscher Seelenschönheit leuchtete von hier aus über die liederfrohen Lande; der deutsche Glaube sandte von hier aus die machtvollste Offenbarung seiner Wahrheit und Kraft; und von hier aus brannten nach langer Seelenödnis aus treuer Burschenbrust die deutsche Vaterlandsliebe und das nationale Volksbewußtsein wie der Feuerodem einer neuen Zeit in die moderne Welt.

Der Geist dieser Volksklärungen lebt freudig fort in den glänzenden Pallassälen, in den Kammern des Ritterhauses, in den wirtlichen Stuben des Thorturmes: wer mit Andacht einkehrt und wer die Liebe mitbringt, den trifft gestaltungsmächtig sein sonniger Anhauch.

Eine solche Stätte ist ein Gnadenort für ein deutsches Buch.

Mannigfaltig sind die Beziehungen jener alten Zeit des Minneliedes, die in den folgenden Schilderungen nach Ausdruck und Abbild strebt, mit unserem heutigen Leben. Denn die Volksseele ist kein Kunstwerk, das nach dem Verlauf einer bestimmten Zeit wie ein abgebrauchtes Uhrwerk in sich zusammenfällt. Die Volksseele wächst beständig aus den einzelnen Äußerungen ihres Willens und ihrer Art zu den neuen Formen. Jede ihrer Regungen ist mit der anderen verbunden, ein jeder Zeitraum mit dem folgenden.

So lebt sie ein strahlendes Pflanzenleben, nach dessen Früchten man auf die Blüte schließen kann. Und wie der fertige Geist mit dem ringenden Willen, ist das Bestehende des Volkes mit allem Vergangenen verbunden. Das Menschentum mit seiner innersten Art und seinem besten Willen, mit seiner lautersten Kraft und seiner äußersten Bestimmung wird zum Volkstum — als das Höchste und Mächtigste vom Geiste in der Schöpfung.

Eine Schriftgeschichte jener sonnigen Zeit des Liedes und des Ritterschwertes, wie sie Staufenwelt und Wartburghöhen umschwebte, nicht nur nach den notsamen Quellen und Buchvorlagen zu fertigen, sondern aus dem warmen Leben und aus dem freien Geiste des Volkes zu schöpfen, war das Streben und der Versuch des Verfassers. Jenen Beziehungen zwischen Zeit und Leben, Vergangenheit und Gegenwart, zwischen Mensch und Volk ist er mutig nach-

gegangen. Er suchte daraus einen offenen Blick über das Leben jener Zeit zu gewinnen, der auch einmal dem Volke gerecht werden sollte.

Die vornehm oder gar modern sein sollende Verkennung jenes reichen Volkslebens, das als seinen höchsten Wert eine Rotbartkrone fand und zur unseligen Prüfung seines Wertes ein Faustrecht heraufbeschwor, bildete einen stetigen Ansporn beim Eindringen in die verheißungsvoll winkende Liederwelt. Hat die Phrase der Modernität ein Recht auf das Streben, sein Volk zu erkennen — es aus den Tiefen seines Wesens, dem Vollschwunge seiner Kraft, dem Anbeginn seines Werdens zu erkennen? Die Liebe zum Volke kennt keinen Zeitraum, kein Altern und kein Verjüngen: sie ist die einzig Eine, wie es das Volk für uns das einzig Eine ist, die geistige Wesenheit unserer Schöpfung. Sich selbst zum Volkstum und die starke

Wesenheit seines Volkstumes zum Weltideal zu machen, das ist das Streben aller Zeit, in der die Liebe zum Volke zugleich die große Wahrheit alles Bestehens bildete. Das bleibt alle Modernität, wie es jede Antiquität war. Das Volk lebt in dieser Liebe, und mit dem Volke lebt die Welt.

Das leuchte hinein in die öden Brutkästen alles modern verblaßten und modern verzerrten Lebens! Endlich einmal flüchte dahin das allzu überzeugungstüchtige Märlein von dem „finsteren Mittelalter"! Wo sich das Volk mit solcher Andacht und mit so begeistertem Glauben zur Wahrheit seines Wesens wendet wie in den Tagen, da ein Walther von der Vogelweide sang, da fährt der Geist der Finsternis nicht, da wird das Leben klar und da werden die Geister frei. Und von den freien Seelen kommt in ihrer göttlichen Anmut die Kunst.

Mit einer frohen Schöpfungskraft waltete dieser Gedanke über dem entstehenden Buche vom deutschen Minnesang.

Und es wurde der Glaube an mein Volk der Schöpfer dieses Werkes.

Verschiedenfach war die äußere Anregung hiezu, nachdem einmal der innere Geist fest und entschlossen zur Ausführung drängte.

Meine Heimat Tirol ist eine machtvolle Quellschrift für die Zeit, da das deutsche Minnelied zum Braus des Staufenschwertes scholl. Aus den alten Berggemeinden und Klostergründen, von den Rebenhöhen und Burgkrönungen liest sich oft mehr als aus verstarrten Formen akademischer Gelehrsamkeit.

Das glanzumspielte Staufenmeer, die wundersame Sängerheimat des Bodensees übte einen verklärungsvollen Einfluß auf das suchende Gemüt.

Auf der Wartburg ging der verheißungsvoll winkende Sängerzauber in seiner minnigsten Herrlichkeit auf. Winterlicher Glast vermochte ihm nicht Einhalt zu thun, und die wundersame Burgeinsamkeit gab ihm einen arbeitsrüstigen Rückhalt.

Berlin aber, die Gelehrtenstadt, schaffte für die entstehende Arbeit den gesegneten Grund.

Ein sonniger Wartburgmai gab dem lebenssatten Gedanken die gedeihsame Spannkraft zur That. Von einem heiligen Boden des Glaubens und der Kunst wurden die Flüge gethan in die alte Zeit. Der Himmel, der einst dem Sängerspiele Wolframs und Walthers Strahlung spendete, hat den freudig aufsteigenden Gestaltungen regsame Wärme und Licht geschaffen. In die stille Burgdenksamkeit schuf der Hohe Wartburgfürst durch reizvollen Verkehr Freude und Regung. Es war ein trauliches

Weilen mitten in alter Sängergnade, mitten in neuzeitlicher Lebensfühlung.

Von den Tiroler Bergen kam es südlandsfeurig emporgeströmt, um auf dem märkischen Boden Klärung zu finden, was unter der Thüringsonne Gestaltung annahm — unter solchem Zauber ist das Buch vom deutschen Minnesang entstanden. Es liegt eine besondere Bedeutung in solcher Fügung.

Sie spricht von einem Antriebe des nationalen Geistes.

Auch der nationale Geist richtet Forderungen an die Wissenschaft. Man pflegt so selten sich die Mühe zu geben, diese Forderungen zu halten. Ganzheit ist Volk; auch die Wissenschaft muß es werden.

Man hat langsam angefangen, über das Volk zu denken; bald wird es für die Wissenschaft auch Zeit, mit

dem Volke zu denken. Im Volke liegt die geistige Schöpfungskraft der Welt, mit dem Volke wird Alles — Kunst, Wissenschaft, Glaube.

Dem Zuge des Volksgeistes folgen zu können — im Großen wie im Kleinen — wird einmal noch die heiligste Errungenschaft der Wissenschaft werden.

Nach der Volksseele wird dann auch aller geistige Wert geprüft werden. Auch der der Bücher. Das beste Buch bleibt aber immer wieder das Volk selbst.

Wartburg. Im Mai 1891.

Franz Lechleitner.

Inhalt.

Erstes Buch.

	Seite
Einleitung	1
Der Minnesang in den romanischen Ländern	11
Das Aufblühen des höfischen Lebens in Deutschland	26
Die Anfänge des Minnesangs	43
Minnesang und Volkslied	57
Heinrich von Veldecke, der erste höfische Minnesänger	73
Von den Niederlanden bis zur Donau	84
Die fürstlichen Sängerhöfe	102
Das Wesen der deutschen Minne	119
Die Formen des Minnesangs	132
Die Höhe des Minnesangs. Herr Walther von der Vogelweide	149
Die Wartburg	174
Die Zeitgenossen Walthers von der Vogelweide	202
Der Minnesang und das politische Leben im 12. und 13. Jahrhundert	219
Der Minnesang am Hohenstaufenhofe	240
Die nationale Bedeutung des deutschen Minnesangs	266
Buch der Minnelieder	283
Übertragungen	343

Einleitung.

Mit dem Minnesang erwachte der deutsche Künstlergeist. Die alte Welt brach vor ihm zusammen mit ihrem Halbschlummer und ihrer Enge, mit ihrer Geschlossenheit der Geister und Gemüter. Eine sonnige Freiheit leuchtete auf über die Volksgemeinden. Ein starker menschlicher Zug führte aus den Klammern der Gemeinschaft den Einzelnen hinaus in das reger flutende Leben. Eine warme Strömung ergriff den neu erwachenden Hang zum neuen und schönen. Ein freudiges Vorwärtsdrängen ist überall bemerkbar. Der moderne Weltsinn eroberte sich das Geisterreich.

Im feurigen Anhauch des jungen Weltgeistes beseelte sich die Dichtung. —

Strenge von einander gesondert war die Dichtung, die vor dieser Zeit, vor dem Antritt des zwölften Jahrhunderts, in Deutschland lebte: Volkspoesie und Gelehrtendichtung.

Ganz in die alte Zeit versunken, noch mit mannigfachem heidnischen Rüstzeug versehen, altverschollene Heldengestalten mit ihrem Dämmerscheine umleuchtend, waren das Volkslied und mit ihm die altheimische Volkssprache nichts weniger als geschaffen,

sich zu den Trägern jener aufklärungsbedürftigen Bildung zu machen, wie sie sich vornehmlich seit den Tagen Karls des Großen ausgebildet hatte. Selbst der einsichtigste Mann jener Zeit, der in seinen Mußestunden mit Wohlbehagen den alten Stammsagen und Göttermären lauschen mochte und vielleicht gar hie und da die alten Lieder aufschreiben ließ, mußte sich dazu verstehen, die einmal unentbehrlich gewordene Wissenschaft und eine ihr untergeordnete Dichtung seiner heimischen Lieblingsneigung vorzuziehen. Überwiegend aber war die Gemeinde derjenigen, deren wohlgebildetem Geschmacke es nicht anstehen mochte, mit den rohen, ihnen immer unverständlicher werdenden Erzeugnissen des Volksgemütes und der Volkserinnerung vertraut zu sein. So fristete die heimische Dichtung oft nur am Herde des Bauern, des kleinen Landfreien oder des unfreien Knechtes ihr Dasein. Sie wurde nicht reicher dabei, während in den Stuben der Vornehmen und der Geistlichen aus mächtigen Folianten die Weisheit der antiken Klassiker sprudelte oder eine kirchliche Dichtung in wohlgefügten Versen den Verlust von Volkssprache und Volkspoesie zu ersetzen schien. Weit wurden diese fortgedrängt von dem, was man Bildung und Geist nannte.

Die Bildung in jener Vorzeit der deutschen Sprache und des deutschen Schrifttums war an die Klöster verwiesen. Christentum und Wissenschaft gingen noch Hand in Hand. Die Schulen zu Sankt Gallen und Reichenau, Fulda und Mainz, deren Mönche vor wenigen Jahrhunderten das Kreuz auf den deutschen Boden gepflanzt hatten, dienten vor allem der Aufgabe, den christlichen Geist tiefer in das Volk zu setzen. Aber sie durften die Brücken nicht zerschlagen, die zum Volke führten. Die tragfähigste blieb immer die Sprache. Diese fand an jenen Klosterschulen eine aufmerksame Pflege. Gebete, Segensformeln, Bekenntnisse, Stücke

aus Evangelien wurden in ihr abgefaßt. Manchmal wandte sich ihr sogar philologisches Interesse zu, um den deutschen und den lateinischen Sprachgebrauch in festen Aufzeichnungen neben einander zu halten, lediglich für den Klostergebrauch, wie die Interlinearversionen. Sobald man sich in dichterischer Erhebung etwas freier gehen ließ, so bediente man sich der lateinischen Sprache. Diese trug den Geist. Denn während jene Bestrebungen fast immer nur einen geistlich-amtlichen Charakter an sich hatten, so suchte man sich um so reichlicher durch wissenschaftliche Bildung zu ergetzen. In zahllosen Abschriften wurden die klassischen Werke Griechenlands und Roms, sowie die Schriften der Kirchenväter verbreitet. Das ersetzte Alles, wonach der aufstrebende Geist verlangte.

Dies Schrifttum vertrat kein leidenschaftliches Drängen nach neuen Gedanken- und Weltbildern. Der Begriff Kunst lebte noch nicht in der deutschen Seele. Es war eine anschauende, keine erschaffende Bildung. Eine sommerliche Ruhe in allem Denken, Dichten und Trachten herrschte vor. Gestaltungskühn die Zeit mit ehernem Griffe zu packen, für eine eigene Welt neue Formen zu finden und nach der eigenen seelischen Spannkraft das Bestehende und das Kommende zu messen, lag nicht in dem Sinne jener Zeit.

Noch trug die Sprache den Dichter. Anmut und Lieblichkeit wechseln mit ungestalter Rohheit. Nie aber hat eine schwungvolle Entflammung des Gemütes, ein poetischer Feuereifer Raum. Die reichste und freieste Gabe des Dichters, die Phantasie, fehlt vollständig.

Bedeutungsvoller wurde das geistige Regen und dichterische Schaffen, als sich der Wirkungskreis der alten Klosterschulen zu erweitern begann. Dom- und Stiftsschulen übernahmen die

Thätigkeit der Mönche. Während früher die Laien noch verhältnißmäßig wenig Anteil an der klösterlichen Bildung genommen hatten, strebten nunmehr die Hohen und Reichen darnach, ihre Söhne nicht nur für Krieg und Kampf, sondern auch zur Entwicklung geistiger Anlagen ausbilden zu lassen. Das öffentliche Leben begann sich weiter zu entfalten. Der Adel wurde mehr zu einer politischen Thätigkeit herangezogen. Dieser Aufschwung kam am ersten der literarischen Bildung zu gute. Etwas freier stand man der Wissenschaft gegenüber.

Und etwas freier wurde auch die Dichtung.

Zwar blieb noch immer die gelehrte Geistlichkeit ihr wirksamer Anwalt. Kirchliche und geistliche Stoffe bilden fast ausschließlich den Mittelpunkt des litterarischen Interesses. Den weltlichen Stoffen wird mit Vorliebe ein geistlicher Mantel umgehängt. Manches Mal nähert sich das dichterische Empfinden dem Volksgemüte. Aber der große Gesichtspunkt alles Schaffens bleibt doch immer noch die Gelehrsamkeit. Trotzdem man schon Gedichte in deutscher Sprache zu schreiben begann, schien dennoch die lateinische Sprache immer tiefer zu dringen. Sie war das Ergebnis aller Bildung, am geistlichen wie am weltlichen Hofe gleich gebräuchlich. Eine lateinische Geschichtsschreibung gibt Zeugnis von dem sich immer kräftiger entwickelnden historischen Sinne dieser Zeit. Ihr gegenüber stehen die ersten Anfänge des lateinischen Dramas, die Sittenkomödien der Gandersheimer Nonne Roswitha.

Eine der glänzendsten und thatenreichsten Zeiten deutscher Volksgeschichte ließ ein tiefer greifendes Schaffen nicht aufkommen. Das Volk war zu sehr mit seinen äußeren Gestaltungen beschäftigt, als daß es sich hätte stärker nach seinem geistigen Innern entwickeln können. Es waren die Tage der Sächsischen und

Fränkischen Heinriche und der Ottonen. Die betrachtsame Stille hinter den Klostermauern fand kein gleichartiges Gegenüber in der äußeren Welt: in der mächtigen Erregung, welche die Schicksale jener Zeit über die deutschen Stämme brachten, konnte jene innere Ruhe, das geistige Insichgehen des Volkes, nicht gedeihen, welche die Quelle alles poetischen Emporblühens bedeutet.

Noch tiefer schnitt die Herrschaft Heinrichs IV. in die deutschen Verhältnisse ein. Sie schuf zum erstenmale in Deutschland politische Parteien. Der Kampf mit dem Papste riß das Volk in zwei Hälften, die sich in fortwährendem Kampfe gegenüber standen. Welt und Kirche wurden zwei getrennte Begriffe. Volk und Klerus, Kaiser und Papst standen sich als entgegengesetzte Parteien gegenüber.

Ratlos stand die junge, mühsam emporgetriebene Dichtung, die bisher allzueng in kirchlicher Umarmung gelegen hatte, vor dieser Spaltung. Wollte sie von jetzt ab Höheres und Freieres erreichen, so konnte sie nur *weltlich* sein. Der allmähliche Verfall der Klosterschulen, das Eingehen und Verkommen der üppig gewordenen geistlichen Stifte brachte ihr keinen Nutzen. Sie mußte sich von innen aus wandeln, von innen aus die Spannkraft erlangen für geistige und seelische That. Dazu aber lagen die seelischen Bedingungen noch in der Ferne. Der Charakter der Zeit mußte vor allem Persönlichkeit gewinnen. Es mußte eine gewaltvolle Aufreizung der Geister erfolgen, eine allgemeine Erhebung der Gemüter. Der Halbtraum, in dem alle Welt trotz der donnernden Parteikämpfe noch immer befangen war, mußte aufgescheucht werden durch die leuchtenden Sonnenblicke einer neuen Zukunft. Die königliche That, welche für die deutsche Seelenfreiheit Krone und Reich eingesetzt hatte, mußte in das Gewissen des Volkes selbst übergehen. Das ganze bisherige

Weltmaß mußte über den Haufen geworfen werden. Nicht mehr auf den Krücken jener alten lateinischen Bildung konnte die Dichtung der neu herandrängenden Zeit einhergehen. Nicht der Gelehrte sollte in Zukunft dichten, den ringenden Geist befreien dürfen, sondern der Mensch. Das freie Menschentum sollte Geistestum werden. Darum mußte das Volk mit Kühnheit und Kraft zu seinem eigensten Selbst zu dringen suchen, um sich ein neues Leben in einer neuen Gedankenwelt zu schaffen.

Dieses eigenste geistige Selbst des Volkes sollte aber die Kunst sein.

Strahlend ging sie auf aus der geistigen Selbstbefreiung des Volkes.

Schon die Lostrennung Deutschlands von der römischen Hierarchie war ein fester Antrieb für ein neues geistiges Leben gewesen. Ungleich mächtiger und tiefer wirkte die Umgestaltung des sozialen und politischen Lebens durch die Ausbildung des Lehnswesens und des Rittertumes, sowie durch die Kreuzzüge.

Wie auf Einen Schlag stand die neue Welt aufgeschlossen Ausdrängten nach allen Landen die Geister einer neuen Kultur, einer neuen Bildung, einer wahrhaften Kunst. Mit überschüssiger Kraft trieb das Leben seine wundersamsten Blüten. Ganze Erdreiche, Meere und Wüsten erschlossen sich dem rüstig vorwärtsdrängenden Sinn. Man fühlte sich nicht mehr befriedigt durch die trauliche Abgeschlossenheit und Einfachheit, in denen vorher Wissenschaft und Dichtung erblüht waren. Man wollte wahrhaft das stürmische Feuer in der Brust fühlen, an dem man eine Verjüngung des Menschentumes, die rastlose Triebkraft des befreiten Geistes merken konnte.

Man wußte, daß man von nun an jeden Gedanken und ein jedes Lied dem beflügelten Zeitgeiste abzuringen hatte, daß man

mit dem Bewußtsein eines Künstlertumes aller geistigen Entfaltung zustreben müsse. Man wollte ursprüngliches, fruchtbares Leben um sich fühlen. Die Schemen der Antike, die Heiligen der Legende wurden fortgeschwemmt von dem warmen, vollströmenden Gefühle der Menschenbrust. Den Wert des Erkennens und Wissens legte man nicht mehr in die leblos-kalte, genügsame Anschauung. Er mußte unmittelbar und rasch aus Empfindung und Gemüt strömen. Man wollte nicht mehr nachdichten und nachdenken. Man wollte erfinden und erdichten bei aller Wahrheit und allem Lebensernste. Man wollte voraus sein vor Allem, was bisher war. Lebhaft wurde der Hang verspürt, einer goldenen, farbenhellen, abwechslungsvollen Eingebung zu folgen. Die Phantasie trug mit fröhlichem Schwunge wahrhafte Dichter in die Welt, nicht mehr die steifen Schulpoeten des Klosters oder die frommen Schreibmänner der Fürstenkanzlei.

Dichter sein hieß nunmehr vor allem Mensch sein, seit die Welt offen und über die ganze offene Welt die Aussicht frei lag. Menschenwille und Menschengeist sollten fortan aus den Gesängen sprechen. Aus den Liedern erklingen sollte fortan die ganze lichtvolle Offenbarung der verjüngten Zeit.

Das wurde die Kunst der neuen ritterlichen Welt.

Das war der Minnesang.

Erſtes Buch.

Erstes Kapitel.

Der Minnesang in den romanischen Ländern.

Mit dem Beginne des zwölften Jahrhunderts nach Christi Geburt ertönen die ersten Weisen einer Kunst, die bis zum Ausgange der mittelalterlichen Zeit in den romanischen und deutschen Ländern die herrschende war.

Die Jahrhunderte der Kampfesbegeisterung und ritterlichen Wanderlebens waren auch die des Liedes. Es ist das Kunstlied, das sich wiederum über das Volkslied erhoben hatte. In dem Glanz der Höfe und in dem Braus der Abenteuer, im Farbenzauber der mittelalterlichen Gemütsrichtung sollte es Macht und Stellung erreichen, wie sie die Kunst des Gesanges in keiner ähnlichen Weise je gewonnen hatte. Seit den Zeiten Pindars und Horazens hatte sich die Ursprünglichkeit der dichterischen Anschauung nicht mehr mit so freiem Schwunge und so ausdrucksvollem Empfinden der dichterischen Schönheit vereinigt; seit den Zeiten des Tyrtäus und Vergils war der Gesang nicht zu solcher Volksmacht gestiegen.

Aus den Harfen der Troubadours und der deutschen Minnesänger stieg die Liederkunst mit der freien Gewalt eines klaren und seelenvollen Zeitgeistes. In dem Wesen des Ritterdienstes

rankten ihre Wurzeln; der Mai, der ihre Blüten aus den Zweigen trieb, war die Minne.

In der Provence sind die ersten Klänge des Minneliedes vernehmlich.

Hier, unter der vollen Pracht der südlichen Sonne, die ein Paradies voll sprühender Schönheit und Farbenglut aus dem üppigen Boden geschaffen, wird die Schönheit eine Offenbarung der Seele. Wo das Auge streift, glühen die Wunder der Farbe. Unter den dunkellaubigen Wäldern hebt sich lachender der Reiz des Maien, der goldenen Sängerzeit. Ströme werfen ihre silbernen Bögen durch die lichtsatten Auen, und im Gespiegel ihrer Wogen tauchen die Bilder der Herrenburgen auf. In diesen Burgen und Vesten aber empfängt ein waffenfreies, wanderfrohes Geschlecht mit der Beweglichkeit des Südländers den starken Wellentrieb des neuen, heranstrebenden Lebens. Einmal eine frische Sonnenflutung herein durch die Hallen und Frauengemächer — und sie sendet das rührige Herrenvolk, das schon lange in Ungeduld saß, in bunten Scharen hinaus in die neuerschlossene Welt. Und nach dem ersten Liede wird das ganz neue, mächtige Klingen frei und nach dem ersten Lanzenstoß das helle Tjostklirren, das scharfe, freudige Kampfgedröhn.

Unter der düfteströmenden Blütenlast des Provencerfrühlings ruhten dazu die Trümmer einer anderen Welt, deren geistige Macht noch bis auf den heutigen Tag reicht. Da lag ehmals die römische Provincia, die nach dem zweiten punischen Kriege in die Gewalt der römischen Kriegsherrn gekommen war. Da schwebte noch ein Traum altklassischen Lebens und Treibens unter den schweren Fruchtästen und Gartenblüten dahin. Unter den Burgen lagen die Stückreste der zerbröckelten Römervesten, an den Strömen die Mauerwälle der geplünderten Handelsstädte. Hier

waren die weichen Verse Ovids ebenso erklungen und die glühenden Phantasiebilder der Augustäischen Hofdichter ebenso erstiegen, wie in den berauschenden Lustgärten an dem Tiber und um Capri und Syrakus. Hier hatten die eroberten Marmorsäulen, Erzbilder und Steingruppen des Griechenlandes ebenso sinnvoll unter den dichtbelaubten Lorbeerbüschen gestanden, wie in den Hainen des Kapitols, auf den Hügelkuppen der römischen Weltstadt. Das Alles lag tot und verwüstet neben den Kirchgemäuern und Klostergräbern der Ritter, in den schweigenden Waldödnissen, in den sommersstillen Stadtgärten und Burghainen. Aber der Geist, der diese versunkene Welt einmal erträumt hatte, lebte noch. Nicht in der Form altidealer Schönheit und Formfeinheit und in der marmornen Schlichtheit: aber es lebte die Freude an denselben Farben und Stimmungen, an derselben heiteren und wonnigen Sonnenwärme weiter in den Gemütern der provencalischen Edeln. Mit dem gleichen heißen Römerblute und demselben römischen Waffentriebe hatten sie die dichterische Anmut der zauberischen Heimat erfaßt und trugen sie in sich wie ein letztes seelenvolles Erbteil jener prunksatten, schauens- und lebenstrunkenen abgestorbenen Welt.

Ein anderes Erbteil jener ehmaligen Römerwelt war den Troubadours, unter denen wir die Sänger der Provence zu verstehen haben, in der Sprache geworden. Nicht die volle, wuchtige Form des alten Lateins, in der Livius und Tacitus ihre Meisterwerke schrieben und die ihre schönste und reichste Abklärung in den Epen und Elegien der Kaiserzeit gefunden hatte; aber die würdige Weiterbildung hievon. Eine freie, biegsame, volltönige Sprache, geeignet, die Stimmungen des reizbaren Volksgemütes ebenso aufzunehmen wie das sinnige Klagen eines einsamen Liebesritters neben den waffenharten Rhythmen der Kampfeslyrik und des zweischneidigen Hetzgedichtes.

Eine Sprache der Landschaft: eine Sprache der Sonne und der Farbe. Der Reiz, der aus den Strömen und Blumen und Ölbaumhainen quoll und um die Meerstrandpalmen flog, die Langeweile einer Donna zu versüßen und das Liebesempfinden eines wandernden Sängers zu sehnsüchtiger Begehrlichkeit zu stacheln, war in die leichten Klingverse und glatten Reimzeilen geflochten.

Wie die Mandel- und Orangenblüten aus den Knospen, flockte diese Sprache aus den erregten Sängergemütern; sie mußte den Duft und die Feinheit haben, um ein winterlich-starres Frauengemüt an den Ufern der Garonne und in den lieblichen Waldthalen von Toulouse zu einem höflichen Lächeln zu zwingen. Und dieselben Worte mußten sich geschmeidig zur glatten Schärfe fügen, wo die Klingen so leicht an einander fahren und in der Sandbahn die Frauenkränzlein feindlich an den blinkenden Helmen gegen einander flogen.

Südfrankreich war das eigentliche Herrschgebiet der provencalischen Sprache, wenngleich die Mundart der Troubadours auch im östlichen Spanien heimisch war. In Frankreich selbst unterscheiden sich zwei Färbungen: die Sprachscheide, die sich vom Genfer See bis zur Mündung der Sevre zog, unterschied eine südliche von einer nördlichen. Ein scharfer Gegensatz aber trennte das übrige Frankreich von den provencalischen Gegenden. Hier in den Landschaften von Languedoc, Limousin, Provence, Auvergne, Quercy ist die Heimat der Troubadours, des südfranzösischen Minneliedes.

Der Erschaffungsquell des Troubadour- gleichfalls wie des deutschen Minnesanges ist der Geist des Rittertums. Jener Geist, der dem Glanz der Waffe wie des Frauenauges gleiche Gefolgschaft leistete, aus den leichten Gefühlen des Menschenherzens

eine Kunst bildete und aus der freien Beweglichkeit des Gemütes eine Lebensanschauung schuf.

In Südfrankreich trieb er zuerst hervor. Hier fand er die erste Nahrung im kampfesfreudigen, lebensfrohen, farbentrunkenen Geschlechte der Provencer Ritter. Der starke Zauber des sonnigen Südhimmels lockte ihn heraus auf die blühenden Anger und die bunten Haiden. Da war der Sitz aller feinen Bildung in ganz Europa. Da lachte das Land in Wohlstand, der Zug heiterer Befriedigung löste die Seelen aus dem Banne, in dem die Völker jener Zeit bis dahin noch verschlungen gewesen. Eine wonnige Freude am Leben, eine Sehnsucht nach Glanz und Schein und der herzliche Anteil an dem süßen Schaffen der unerschöpflichen Natur verband sich mit dem mannhaften Zuge kriegerischer Gewalt. Auf so genährtem Boden bildete sich der Frauendienst als eine Kunst des Gemütes; und als eine Kunst dieser schaffensfrischen Lebenswonne entwickelte sich der höfische Gesang.

Den tiefsten und folgenreichsten Einfluß auf die Bildung des Rittergeistes nahmen die Kreuzzüge. Dies ritterliche Mühen um Glanz und innere Erhebung war seine Schule. Der Sehnsucht nach dem vollen, reifen Lebensgefühl, die in den Völkern lag, kam die Begeisterung für ferne Heldenthat, himmlischen Lohn und weltliche Befriedigung eben recht. An den Abenteuern der Fahrstraßen stählte sich der Mut, an den Wundern der Meeressonne und des Morgenlandes labte sich das Auge. Das mächtigüberlegene Ziel, das die heilige Befreiungsthat dem Gläubigen erschloß, entzündete die Herzen. Unter dem Speerkrach vor den Mauern Jerusalems fand der Rittergeist des Abendlandes seine sieghafte Auferstehung.

Wie er zur Weiterentwicklung kam, das lag nach den Eigenschaften der einzelnen abendländischen Völkerschaften. In der

Provence anders als in Nordfrankreich, in Deutschland anders als in Italien, in Spanien und der Normandie. Jeder Stamm legte sich den neuen Weltgeist nach den Offenbarungen seines eigensten Wesens aus. In Südfrankreich hatte er vor allen anderen Ländern die lodernde Glut der brennenden Begeisterung voraus, die Leidenschaftlichkeit des ritterlichen Pflichtgeistes, daneben aber ein haltloses Hingeben, oft eine schmachtensselige Raserei der Hingabe. Um das Jahr 1140 hatte der Rittergeist in Südfrankreich bereits seine ausgeprägte Gestaltung gefunden und um dieselbe Zeit finden wir auch das Eigenwesen seiner Dichtung in den Schöpfungen Peire Rogiers und seiner Kunstgenossen in völliger Entfaltung stehen.

Den ersten Griff in die vielstimmige Harfe des Troubadourgesanges that Guillem IX., Graf von Poitiers (1087—1127). Er steht unter den überwältigenden Eindrücken des ersten Kreuzzuges; der ritterliche Geist hat ihm Schwert und Harfe zugleich in die Arme gedrängt. Er empfindet bereits die Kunst, die in Tönen wohnt, und die Regel des Schaffens. Aber die Kunst, die ihn emporzog, ist noch gebunden und träge. Wie ein Geselle in der Werkstatt, hat er das spärliche Handwerk seiner Kunst lernen müssen.

Mit ihm aber beginnt das goldene Zeitalter der provencalischen Sprache. Durch die mühsamen Griffe war der alte Zwang gelöst worden. In vollem Braus strebt es auf; der unfügsame Ton und das schülermäßige Anklingen erheben sich im Überschwang der vollen, neugeschaffenen Sprache und unter der Gewalt des Zeitgeistes zu der freien Kunst der Herren und glanzvollen Sängerhöfe.

Der Name Troubadour bedeutet so recht den Kunstdichter, den Erfinder der Lieder und Mären. Art de trobar ist die Kunst zu dichten. Vor allem aber wird dadurch die Kunst des Lieder-

dichters bezeichnet. Diese ist die beliebteste, begehrteste. Dabei waren die Troubadours selber die Sänger ihrer Lieder. Auf der Harfe, der Rotte oder einem anderen Saiteninstrument griffen sie eine einfache Melodie, mit jedem Tone dem Gesange folgend. Poetische Erzählungen und Novellen vorzulesen, gehörte mit zur Kunst des Sängers. Wer nicht zu singen oder zu spielen verstand, nahm einen Jongleur oder Gaukler in seine Dienste. Der Beruf des Sängers galt als der schönste; die Kunst schuf ihn zum Herrn, das Lied zum Liebling, immer gern gesehen, wo sein Liedchen über den Hof klang oder mit zartem Getön den weichen Hauch der südlichen Mainacht würzte.

Gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts beginnt die Blütezeit der provencalischen Liederkunst. Jetzt treten die dichterischen Charakterbilder klar hervor, die Umrisse der Dichtung heben sich scharfbegrenzt aus dem Zeitgetriebe. Die Poesie wandelt mit schwärmerischem Geiste einher. Aus den Gesängen schillert die Liebe zu Pracht und zum Leben, die Froheit im Genusse. Die Kunstform hat sich zu meisterlicher Würde erhoben, die Sprache hat sich für die höchsten Aufgaben der Anschauung und Empfindung, des Gedankens ausgebildet. Der Stand der Sänger ist beneidet und berühmt, ihr Leben glücklich und stolz in der Ehre und an der Freigebigkeit der Hohen. Eine glänzende Freiheit der Gestaltung hat sich die Kunst erworben.

Erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts trat der Verfall ein. Noch einige Jahrzehnte fristete sich der Gesang hin an den Höfen der Herren, bis er um das Jahr 1290 vollständig erlosch nach dem fast zweihundertjährigen Leuchten. Dante traf bei seinem Auftreten die Poesie der Troubadours schon zum Altertum geworden. Auch die Zeit war anders geworden.

Der alte flammende Rittergeist war ausgeblasen, ohne Spur

fast verschwunden. Das alte Leben voll kriegerischer Hoheit und seelenvoller Aufopferung war dahingerafft vom Eigennutz, der sich um Burgen und Städte zu drängen begann. Die Kasten der Herren waren leer geworden. Über den Fruchthaiden hatten die vernichtenden Stürme gerast. Der Albigenserkrieg hatte die Hallen verödet und die Kirchhöfe gefüllt; das war die Zeit der Sänger nicht mehr. Der Adel war arm geworden, der Sinn rauh. Die unaufhörlichen Kriegsfahrten hatten Geist und Geld aufgezehrt. Die Länder waren tief in Schulden gekommen: seit sie wieder unter der französischen Krone stunden, wurden die Steuern hinaufgetrieben — das übrige thaten Glanzsucht und Verschwendung. Immer rauher wurden die Klagen der Sänger. Endlich sind auch sie verschwunden, den verwesten Sängermai und die letzten Liederkränze mit sich in die Gruft schleppend.

Der Troubadourgesang war eine Zeitpoesie. Denken und Empfinden wurden gleicher Weise von jenem gewaltigen Banne getroffen, der wie ein Blitzstrahl durch die neugeänderte Welt geflogen war und rosiges, blendendes Licht verbreitet hatte über den Stätten des Altertums, über den Schatten der Vorzeit. Und wie ein Blitzstrahl war er wieder verschwunden, um wiederum einer gleichmäßigen Tageshelle oder ödem Nachtgedunkel zu weichen. Es war die Zeit der grellen Lichter und der bunten Farben gewesen, der frohen Töne und wiederum einer tiefbeschaulichen Stille. Alles atmete und lebte in der hellen Einfachheit der Gedanken; da blühte die Kunst, da trieb das Leben. Mit der Verwilderung des Denkens war auch der Zauber jener Zeit vorüber; — er ist nie mehr in solcher Milde über die Welt gekommen.

Nicht so sehr das unmittelbare Gefühl lebt und schafft in den Gesängen der Troubadours; es ist mehr Poesie des Verstandes. Mehr ein Ausklügeln des Gefühles als der volle Brand des

Herzens, als das milde Glühen unmittelbarer Sehnsucht, unmittelbarer Empfindung. Die Kunst der Seele war noch nicht zum wirksamen Handzeug der Dichter geworden. Noch wurde mehr mit den Gedanken gespüret und gefühlt, mit dem Gewissen gezürnet; und die wildeste Leidenschaft rechnete immer noch mit der wägenden Vernunft.

Dem Troubadour lag es überhaupt näher, statt sich auf Gemütsrätsel einzulassen, den reichen Sprachschatz, die klingende Reimfülle seiner Heimat auszubeuten. Er war der Meister des Reimes vor jeder Zeit. Ungeheure Gebäude und hinwieder zierlich schmiegsame Reimformen wechseln bei ihm im bunten Spiel der rechten Sängerfreude. Durch ihn erhielt der Reim überhaupt seine erste künstlerische Vollmacht.

Das Lied des Troubadours war das Minnelied. Er brachte es zu einer hohen und feinen Ausbildung.

Die Auffassung der Liebe war die höfische; mehr eine förmliche Liebe als die große Leidenschaft des Menschengeschlechtes, die voll aus dem jungen Herzen bricht. Die Liebe mußte zum poetischen Zwecke erst geschaffen werden. Darum wählte sich der Dichter eine Dame zum Gegenstande seines Gesanges. Nicht immer drängte ihn auch die süße, hoheitsvolle Gewalt eines stillen Herzenszaubers zum Austönen der Sehnsucht und seiner Freude; es war ihm eine Ehrensache, und beim Minnen wie bei dem Singen hatte der äußerliche Ruhm das gewichtigste Wort zu reden. Gegenstand des Gesanges aber war meist die Gattin des ritterlichen Gönners, der den Sänger an seinen Hof nahm. Der Sänger wurde ein Schmuck- und Schaustück der Dame, der er diente. Seine Phantasie half ihm über die Empfindung einer derartigen Stellung hinaus. Der noch harte Geist liebte eine solche Unterwürfigkeit unter die feine Hofregel. Das rauhe Benehmen am Tjostplatz,

im Birschwald und auf der Kampfhaide mußte dem milden Gehaben weichen, mit dem die beschuhte Hand der Dame berührt wurde, mit dem die zierlichsten Worte gewählt wurden und der Gang durch die Wiesen mit der Herrin gethan ward. Der ungestüme Sinn, der in hartem Kampfe gegen die Heiden wie auch gegen die Häupter der Kirche und sogar des Staates stund, beugte sich vor dem leisen Winke einer Frauenhand; die Brust, unter der ein männliches Herz gegen das dicke Brünneneisen klopfte, trug das weiche Seidenhemd beim Sängerfeste mit höfischer Gefälligkeit. Der Herrentrotz, der sich nur im wilden Dampfe des Schlachtenblutes heimisch fühlte, wurde beherrscht von der strengen Bewunderung, welche ihm die Hofsitte aufzwang, der scharfe Reiterhieb ward mit der galanten Kußhand getauscht, die Schwertgefolgschaft mit dem wonnigen Minnedienste.

Neben dem Minneliede haben die Troubadours das Sirventes gepflegt, das Sittenlied, das Kampflied. In diesen Gesängen liegen romanische Glut und Leidenschaft vulkanisch zusammengeballt. Nach allen Seiten blitzt es, zischt es, funkelt es Zorn, Wut, Feuer, Gewalt. Die besten Meister haben die gewaltfrohe Waffe des Sirventes in die Hand genommen. Da wurden die Pfeile geschleudert gegen die tiefverlotterte Pfaffheit, der scharfe Sängerzorn gewetzt gegen die Ausbeutung des Volkes. Nationale Glut flammt auf in dem Hasse gegen die französische Erpressung und Unterdrückung. Da steht der Dichter auf der höchsten Stufe der Gesellschaft. Sein Wort schallt gegen das Fürstenohr, zu den Edeln, die bei seinem Sang das Schwert lockern, auszufahren, zu reiten, zu fechten, zu töten. Der Gesang ist eine Macht geworden, die neben dem Throne steht. Er ist der Wetterengel des Fürsten, der mit Liedern das Volk reizt, den Feind fordert, die Stimmung weckt für den ungeheueren Trieb, der nur auf Schlacht-

feldern veratmen kann. Der Dichter und sein Lied wurden die politische Stimme des Volkes und des Reiches. Die Akten, mit denen die Mächte sich sonst zum Kampfe forderten, vermoderten in den tiefen Truhen: das politische Lied, das die Volksseele aufreißt, die Volksbegeisterung anflammt, ist an ihre Stelle getreten und hin und wieder fliegen seine Feuerschläge und der feurige, wilde, ungeheuere Seelenbrand.

Der Grundzug dieser politischen Dichtung ist ghibellinisch. Das starke Geschlecht der Hohenstaufen, das für den weltlichen Volksstaat gegen die Willkür des Papstes und der römischen Kirche auftrat, fand am Troubadourgesang gleich begeisterte Verherrlichung wie in der deutschen Liederdichtung. Die Greuel des Albigenserkrieges werden mit blutigen Farben ausgemalt gegen das erdrückungsfrohe Zwingrecht der römischen Glaubensknechtung. Die Grausamkeit des Hauses Anjou trieb vollends Haß und Verbitterung in die zornglühenden Sängerherzen des provençalischen Südens. Die Verkommenheit und freche Anmaßung der Geistlichkeit, die noch jedes Volksleben zerstört hat, wo sie allzuhoch in die Halme schoß, wetzten die Liederschärfen, wie sie Bertran de Born und Bertran Carbonel grell und funkelnd aus dem ergrimmten Gemüte schleuderten.

Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts regen sich auch in den übrigen romanischen Ländern die Anfänge des Minnesanges.

Ein reiches Sängerleben entfaltete sich an den nordfranzösischen Höfen. In Form und Inhalt lehnte sich der Gesang der Troveurs, wie hier die Sänger hießen, eng an das provençalische Vorbild an. Jedoch hat der nordfranzösische Troubadourgesang niemals die Höhe, den Glanz und die künstlerische Entfaltung des südfranzösischen erreicht. Die reichen, sonnigen Farben sind verblaßt, der duftige Schein verlor sich im breiten Geschwätz der

nördlichen Gesprächigkeit. Es war eine leere Ritterpoesie, kalt und tändelhaft, erstickt im Hofwesen, anstatt dies zu tragen, nicht erheitert durch die wunderlichen Blumen einer lachenden Galanterie. Selbst die Form reicht nicht an die übersprudelnde Fülle des südlichen Reichtums hinan.

Näher kamen die italienischen Dichter der Troubadourpoesie. Hier an den Städten altklassischer Bildung und Erinnerung ruhte die Dichtung noch inniger auf dem alten Gesange, hatte eine nationalere Form und einen ihr entsprechenden Inhalt. Dem kamen die scharf ausgeprägten Mundarten sehr zu gunsten. Erst von Sicilien aus erhob sich die Grundströmung einer allgemeinen Form der höfischen und ritterlichen Dichtung. Diese erscheint als die Hofpoesie jenes glänzenden Kaiserlagers, das Friedrich der Zweite als König von Sicilien zu Palermo und Neapel hielt. Nicht die steife Hofform der Franzosen faßte hier die Gemüter; hier hatte die heitere Cortigiana der Italiener die Lebensformen geschaffen. Das war wirkliche Hofform, angeweht vom Kaiserglanze der mächtigen Staufenkrone, nicht die fade Scheinhöflichkeit der französischen Modeherren. Sie blieb auf Sicilien und Unteritalien beschränkt, während nördlich der Apenninen die provençalische Cortesia die Oberhand behielt.

Das romanische Minnelied kam auch herübergeflogen über den Rhein.

Hier hatte sich schon der ritterliche Weltgeist niedergelassen in allen Landen, von der Donau bis zu den Niederungen am Meere. Die Verbindung dieses Geistes mit dem Gemüte hatte bereits selbst schon eine Liederkunst hervorgerufen, die, noch im Banne des schlichten, bergfröhlichen Volksgesanges, mit freien Klängen um die Waldburgen der Donau zog. Ritterliche Form und höfischen Inhalt hatte sie, der selbständigen Entwicklung

des Rittergeistes folgend, lange schon gewonnen, bevor der Troubadourgesang aufscholl bei den rheinischen Herrenfesten. Manches Motiv, das bereits in dieser deutschen Ritterkunst lag, wurde durch die unausbleiblichen romanischen Zuströmungen noch stärker gehoben; manches aber verblaßte, das sie ursprünglich aus dem heimischen Volksgesang geschöpft hatte.

Der deutsche Minnesang ist so deutsch als es die deutsche Sprache ist. In ihm spiegelt sich die Volksseele wie in nichts anderem, was der deutsche Volksgeist je vollbracht hat durch die Jahrtausende seines Bestehens. Er hatte es nicht nötig, verblaßt und vertrocknet aus romanischen Schränken zu holen, was ihm goldener und reicher auf den Wiesen der Heimat blühte, was er edler, ursprünglicher, freier in seinem Wesen trug. Die deutsche Minnepoesie spiegelt die frohe Ruhe des deutschen Geistes wider; der Troubadourgesang war der Träger der romanischen Zerfahrenheit. Die deutsche Minnepoesie lebte in der herzlichen Einfachheit des deutschen Wesens; der Troubadourgesang bedurfte nur zu sehr der Leidenschaftlichkeit des Südens, um seine vielfachen Narrheiten und Übertreibungen poetisch wahrscheinlich zu machen. Jene ist eine liebliche Frauenkunst, dieser auch mit seinen besseren Stücken oft nur Damenmode, die phantastisch an den Ritterhöfen trieb. Jene ist voll Treue; dieser lebt in der Unbeständigkeit des Gleißens und Schillerns mehr als in dem breiten Glanze der tiefsten Kunst. Jene ist voll Milde und poetischer Sonnigkeit wie der Mai ihrer Wälder; dieser gährend, rücksichtslos, gewaltthätig wie das Meer, wenn es der Sommersturm an die blumigen Küsten wirft. Was dieser nur kümmerlich versucht hat, ist der deutschen Minnedichtung gelungen: den ritterlichen Weltgeist des Mittelalters in eine tiefe und heilige Volkskunst aufzunehmen. Sie hat das große Weltringen der damaligen

Menschheit dichterisch verklärt in der Zeit gehalten und für die Zeit hat sie den Drang des Höchsten und den Zauber des Tiefsten ausgesprochen. So gleicht sie mehr der Dichtung eines göttlichen Geistes, der durch die Menschen spricht und seine Offenbarungen in die Herzen der Zeit gelegt hat, in die Seelen, in die Geister und in das Denken des Volkes.

Zwar ist der Umfang des romanischen Einflußes auf die deutsche Minnedichtung nicht zu unterschätzen. Die französische Mode hat leider zu jeglicher Zeit in Deutschland Nachahmer und Nachäffer gefunden. Aber von einem Beherrschen des deutschen Minnesanges durch die provençalische Liederkunst kann nicht die Rede sein; auch dort nicht, wo ein deutscher Dichter mit Bewußtsein aus romanischen Quellen schöpft, wo er ein Lied, das ihm besonders gefiel, in seine Sprache überträgt und wo er sich mit Absicht an den leichten Reimformen wie an schönen Melodien der fremdländischen Kunst bildet. Die Gelegenheit hiezu ward ihm leicht gemacht durch das rege Wanderleben, durch die Wirrnisse der Kreuzzüge, die deutsches und romanisches Volk unter einander mengten. An den Lagerfeuern vor Akkon und Jerusalem klangen die Herrenharfen ebenso wie in den Burgen an der Garonne und am Rhein. Während der Troubadour voll Spott ist über die Härte und den herben Zug der deutschen Sprache, die er nicht zu meistern verstand, deren Klänge ihm ohne alle innere Anregung nie geläufig wurden, war der deutsche Sänger oft ein gelehriger Schüler im Erfassen eines Troubadourliedchens, einer tüchtigen Weise, einer eigentümlichen Reimsetzung.

Aber selbst das Übersetzen provençalischer Gedichte wurde nie zu einer gewissen künstlerischen Mode; die wirklichen und immer noch freien Übersetzungen stehen vereinzelt genug. Reichlichere Ausbeute gab die ritterliche Epik der Nordfranzosen. Von einem

spärlichen Bruchteile fremdländischen Dichtens die geistige und dichterische Regung des deutschen Minnesanges abhängig zu machen und ihn kurzweg für französische Modewaare auszugeben, wäre aber ebenso unklug und widersprechend, als unser neueres deutsches Schrifttum seiner reichlichen Übersetzungen und des vielen fremdartigen Krames wegen einwurflos als internationales abzuthun.

Der Troubadourgesang bleibt für alle Zeit einer der glänzendsten Abschnitte des Weltschrifttums. Niemals wurde die ungebundene Weltlust in so herrliche und leichtflüssige Form gebracht, niemals so sorglos um die Blüten der Freude und um die goldenen Kränze der Minne gesungen. Nicht so wahr und tief, nicht so gemütvoll und innerlich groß angelegt wie der deutsche Minnesang, hat er das fröhliche Lachen und die heiterste Lust und den sonnigsten Schein voraus. Durch und durch eine Poesie der Sinne, hat er auch um die höheren Aufgaben des Lebens und des Volkes gerungen, gestritten und gekämpft. Neben den glühendsten Rosen war ihm auch das zuckende Schwert gemein, neben der fröhlichen Raserei war ihm auch der strebende Gedanke mächtig.

Es lag nicht an ihm zu erreichen, was dem deutschen Wesen, deutschem Welternst und Gottesstreben vorbehalten blieb.

Zweites Kapitel.

Das Aufblühen des höfischen Lebens in Deutschland.

Der deutsche Herr der mittelalterlichen Ritterburgen ist der Freie des Germanendorfes. Beide stehen in der Gefolgschaft ihres Stammkönigs, der sie zum Ding ruft und in den Kampf führt. Beide schauen eine Schar Niedriger um sich, über die sie Recht haben, die Knechtdienst thun oder die Ämter des Besitzes und die Ordnung der weiten Liegenschaften verwalten. Aus dieser festen Volksmacht der Herrengefolgschaft bildete sich in steter Folge, in stetem Zusammenhang mit altgermanischer Weise und Auffassung der Herrengeist des deutschen Mittelalters, das Rittertum.

Die deutschen Herren bildeten den Kern der Volksmacht, die mannliche Gewalt der Landheere, den Reiterstand. Zur festeren Gemeinschaft verband diesen reitenden Herrenstand mit der Zeit das Lehnswesen. Als Vasallen der Reicheren und Mächtigen saßen die niederen Lehensleute in den deutschen Thalburgen, immer höher sich hebend, je mehr sich Macht und Ansehen ihrer Lehnsherren stärkten. In kurzer Zeit waren sie die Stärke des Reiches geworden, die eiserne Landwehr aller Ordnung. Der Hof der Karolinger und Sachsenkaiser, die mit königlichem Gemüte die Stärke der Volkskraft zu heben verstanden, zog den Stolz

dieser Herrenschaft an sich. Kampfspiel und Ritterpreis, die Hand der Könige, das Wort der Freiheit und Würde verbreiteten bald einen milden Glanz höfischer Gefälligkeit über die rauhe Mannenschar der deutschen Waldburgen.

Vor allem bekam das Gefühl edler Zusammengehörigkeit die Oberhand. Die unmittelbaren Träger der Reichslehen, Fürsten, Grafen und Freie, galten als der feste Bestand der deutschen Edelkeit. An ihren Höfen spielte der Glanz jener kaiserlichen Hoflager fort. Festlicher wurde es in den Burgräumen. Immer heller wurde der Sinn für die Freude herrenhaften Lebens. Denn das Ansehen der Reichsmacht glänzte in ihren Hallen. Die Rechtsgewalt des Königs lag in ihrem Schwerte. Feinheit und hofmäßiger Schein wurde in ihren Kemenaten gesucht, lange bevor die ritterliche Mode ihre Herrschaft angetreten hatte.

Höfische Rittersitte und Ritterordnung, die beiden funkelnden Leitsterne des mittelalterlichen Herrenlebens, waren nicht am deutschen Himmel aufgegangen. Sie erschienen drüben über jenem fernen Meerland, wo an den Küsten Spaniens und Nordafrikas das Volk der Mauren vor dem ganzen Abendlande das Muster der Bildung und Geselligkeit sowie einer klangfrohen, sonnigen Dichtung aufgestellt hatte. Die französischen Normannen waren es, die zuerst den Zauber dieses lichtsprühenden Reizes in sich aufgenommen hatten und in das nordische Leben als halbverstandene, starre und unbewegliche Form verpflanzt hatten. Bald war der Schein, der aus diesem fremden, farben- und wonnesatten Bereich emporquoll, über alle romanischen Länder gewandelt. In Verbindung mit den mächtig aufstrebenden christlichen Weltideen und dem kriegerischen Lebenseifer, der wie ein Gottesfeuer über die Völker kam, hatte er im ganzen Süden Europas die Kunst der Waffen und der Lieder, den Preis der

Frauen und der Ehre, das Gefühl der Schönheit und einer neuen Lebenswärme entfacht und emporgetrieben. Die ganze Beweglichkeit der Romanen hatte den wohlverwandten Reiz in sich aufgenommen. Das Spielen mit den süßen Begehrlichkeiten südländischer Wonne, das frohe Hangen an der Fabelei und Unwahrscheinlichkeit, wenn sie nur Glanz, Scherz und schallende Erlustigung bot, das Wohlgefallen an der reizvollen Frauenschönheit, wie sie nur der üppige, strahlende Süden kennt, das Alles suchte den neuen unbestimmten Drang in Formen zu bannen und ein Gesetzbuch des schönen, unbekannten Lebens zu schaffen.

Der romantische Zauber dieser südländischen üppigen Ritterblüte hatte schon seine erste Zartheit und den feinsten Schmelz abgestreift, als er über die deutschen Lande gewandelt kam. Nur die Form, jenes Gesetzbuch des schönen, unbekannten Lebens, war geblieben. Sie war mächtig genug noch, tief auf das deutsche Leben einzuwirken. Aber bald trieb ein neuer Geist aus der alten Ordnung empor; eine neue und selbsteigene Sitte brach durch die Formen. Es lag in der innigen Schaffenstiefe der deutschen Natur, daß sich diese neuen Triebe aus fremdem Keim zu deutschen Blumen entfalteten, auf denen der milde Schein des deutschen Lebens warm und sinnig zu glänzen begann.

Denn unvergleichbar stärker als diese romanischen Formen hatte auf das deutsche Leben der Schwung der Zeit und der geschichtlichen Verhältnisse gewirkt. Die Deutschen waren wahrhaft die Herren der Welt geworden. Ihr Kaiser, der mächtige Rotbart, saß auf den wälschen Burgen, seine Heere lagen vor den Städten der Polande und beider Sicilien. Über das ganze Abendland reichte seine Krone, und wo sie glänzte, da gebot das deutsche Recht. Die altfeindlichen Mächte des Reiches hatte er nieder-

gebändiget. Vom nordischen Meerland wie vom heidnischen Osten kamen Gesandte angezogen mit den Geschenken der Ergebenheit und freundschaftlicher Huldigung. Der Geist der ganzen Welt flog herein über die deutschen Waldberge und Thalströme. Und im Drange dieses Geistes mußte sich ein Bewußtsein von Sicherheit und Herrlichkeit bilden, das fruchtbar und anregend nach jeglicher Seite hin wirkte. Der Deutsche sonnte sich im Glanze der Welt. Ihre starke Bewegung kam über ihn. Sein Auge wurde weit. Er wollte das Licht fassen, das auf einmal über ihn strömte, er dürstete nach Schönheit und Freiheit der Bewegung. In der deutschen Seele lechzte es nach Lebensgenuß und Atmensfreude, nach dem Behagen, das sich einmal recht der grünen Heimat freut, der Kunst und der freundlichen Anregung der lichter werdenden Zeit.

Die große Dichtung dieser neuen deutschen Weltoffenbarung war der Minnesang. Er klang hervor aus jener freien Auffassung des Lebens, aus der Vertiefung des Gemütes, aus der höheren geistigen Regsamkeit, mit der der ritterliche Geist über die Lande zog. Er war der Gesang des geselligen Verkehrs, der geselligen Sitte. Er belebte diese und aus ihrem Boden zog er wieder die schönsten Blüten und den innigsten Schein. Nicht mehr die ritterliche Waffe des deutschen Welteroberers spielt hier ihre Rolle: im Mittelgrunde der ritterlichen Kunst steht wie eine klare Sonne das Wesen der deutschen Frau. Von ihr gehen die wärmsten Strahlen aus über den ganzen Liederfrühling. Ihr Lächeln, ihr Liebreiz, ihre Treue sind die Liederseelen, die unter den schweren Ritterbrünnen nach fröhlicher Befreiung klopfen.

Und hier, auf dem Boden der deutschen Edelkeit war die Pflanzstätte der deutschen Minnekunst. Ihr Tageslicht war das gute Benehmen, der freundliche Anstand und das milde Grüßen,

das um den Mund spielt, dem kein unzartes Wort entweichen durfte. Und die deutsche Edelkeit hat ihren feinsten Edelwert in ihre Kunst gelegt, in die Dichtung der Bildung und der Frauen. Denn die Kunst war das Können feiner und herzlicher Bildung geworden; der Sänger der Frauenschönheit und Frauenmilde blieb der edle deutsche Ritter.

Die äußere Form des Rittergeistes war die Hofsitte. Sie ward ausgefüllt durch den Begriff des Schicklichen, durch das feine Gehaben eines ebenmäßigen Standes. Es war Alles wohl ausgemessen, was sich der Hofritter und mit ihm der ritterliche Sänger erlauben durfte, wenn er die Zierde der Hofburg, die Freude der Frauen und der Stolz der Herren sein wollte. Fein und höfisch sein bildete den Grund alles ritterlichen Wesens.

Die Seele der Hofsitte war die Zucht. Sie war die gemessene Bildung des Gemütes. Durch weise und maßvolle Erziehung wurde sie erstrebt. Den Knaben bereits nahm sie in ihre strengen Arme, um ihn dann als edeln und feinartigen Herrn in den glänzenden Hofkreis stellen zu können. Und der äußeren Artigkeit mußte ein inneres Seelenmaß gleichkommen. Ein zartes menschliches Gefühl auszubilden, war ihre Hauptaufgabe. Denn Sittlichkeit, Bescheidenheit und Selbstbeherrschung waren die drei Hauptabschnitte des höfischen Gesetzbuches. Wohl der Gesellschaft, welche diese Worte auf ihr Banner schreiben kann!

Durch die ritterliche Schwertleite wurde der junge deutsche Edle aus der Schule der höfischen Zucht genommen. Sie machte ihn zum Herrn. Als solcher stand er ebenbürtig neben dem Fürsten und unter allen Freien. Mit dem Schwerte empfing er die stolze Weihe seines Lebens. Es ward sein Schirm und seine Stütze, seine Ehre, sein Adel, vielleicht neben der Harfe sein bestes Gut. Es erfüllte sein Denken und Streben, sein Lassen und Thun. Es

bildete den eisernen Schwur seiner höfischen Zucht. Es wurde ihm der Geleitstab, der ihn befähigte, den Frauen in höfischer Weise zu nahen, ihre Ehre und ihren offenen Gruß zu empfangen.

Eisenhandwerk und Minne! Schwertklingen und Rosen — sie wurden die Gedanken des Ritters und des Sängers. Im Dienst einer Herrin zu stehen, der neben dem Kaiser und Gott seine Waffen galten, die sein Trachten und Begehren in Bann gethan hatte und als deren Getreuen er sich heimlich oder offenbar betrachten konnte, das war jedem Ritter höfische Aufgabe. Durch Ritterthat mußte er um ihre Gunst ringen.

So quoll die kampfliche Begeisterung der Lande vielfach zu jener Zeit aus einem Quelle, der von Rosen umblüht, von weichen Frauenschleiern umflattert war. In das blutige Treiben und in die lärmenden Wirrnisse der Heidenzüge leuchtete eine goldene Helle der Sanftheit und der Frauenanmut. So nahm die deutsche Herrin Anteil an den härtesten Lebenspflichten des Mannes; sie wurde emporgehoben über ihre Zeit, sie wurde die Herrscherin ihrer Zeit. Auf einmal stund sie in dem Glanze der Welt. Wie plötzlich hatte sich ihr Zauber aufgethan, obwohl sie schon im Germanenlager von der Wagenburg den Kampfspeer geschleudert, auf den Wanderzügen am prasselnden Nachtfeuer Kampfwache gehalten hatte über den Schlaf der streitverhetzten, wegemüden Volkshelden. Jetzt sah sie eine glänzende Ritterwelt vor ihren Füßen liegen. Ihre Empfindung wird jetzt wahrhaftes Leben in dem Empfinden des Mannes. Ihr freier Zug schwärmte jetzt zum ersten Male offen durch die deutsche Welt, ein goldener Falter des Frühlings in dem Scheine einer neuen, jungen, strahlenden Seelenwelt.

Daneben fehlen freilich auch nicht die Schatten. Eine Verbildung des höfischen Liebesdienstes in manchen Fällen ist un-

leugbar. Wo sie sich breiter macht, hat sie das Unschickliche und oft auch das Unsittliche im Gefolge. Hier hat die französische Mode einen wirklichen Einfluß ausgeübt. Romanische Liebesbegriffe und französische Liebeshuldigung wurden, wenigstens der Form nach, in das Hofsingen aufgenommen. Man darf hierbei nicht gleich das Schwärzeste denken, wie denn Kunst und Leben damals bei aller gegenseitigen Anschmiegung doch noch immer so getrennt waren, daß wenigstens zwischen Einfall und Wahrheit eine ganz merkliche Grenze bestund: man braucht blos die Lieder des ganzen Minnesanges durchzulesen, um zu erfahren, wie wenige von Erhörung singen dürfen, und den meisten, die davon singen, ist es in den seltensten Fällen wieder eine Erhörung in französischem Sinne; und dabei darf man noch das meiste auch wieder der tüchtig aufgeschossenen Einbildung zurechnen.

Die gründliche Tiefe des deutschen Wesens kam eben auch dem Minnesang und dem höfischen Leben zu statten. Die leicht entzündliche Leidenschaftlichkeit der romanischen Natur, die schnell aufflammt und schnell verlöscht, findet hier ihr Gegenbild in der größten Innigkeit, in der liebewarmen Einfachheit des Gefühles. Wenn der Deutsche mit dem Feuer spielt, ist er immer noch bedächtig genug, es im entscheidenden Augenblicke der Gefahr bei Seite zu werfen; der Romane freut sich an der verzehrenden Glut und verbrennt sich dabei. Die Verrücktheit der Troubadours in frauenhaften Dingen blieb nur auf romanischen Boden beschränkt. Auf dem deutschen Boden war alles mehr abgeklärt, ruhig, ausgereift. Wo die Leidenschaft spielt, kennt man immer das Spiel heraus, und der Phantasie, namentlich wenn sie sich um verhohlene Dinge webt, merkt man fast immer die Erdichtung an. Übermächtig ist die Poesie geworden; aber überall, wo die deutschen Lieder wahrhaft aus dem deutschen Herzen tönen, spielt

die biedere Tüchtigkeit der deutschen Lebensprosa hinein. Sie kennt keine Überschwenglichkeit, geht immer den geraden Weg fürs aus und schaut im Grunde alles so wie es ist. Und dabei fühlt sie doch vom Innersten aus warm und begeistert alle Schönheiten des Daseins und empfindet die Frohheit einer hellen Lebensbetrachtung als eine selbstverständliche Poesie. Wir haben uns trotz aller freien Verherrlichung der Frauen, die in den wenigsten Fällen die Ehefrauen der Sänger waren, uns die Ehe des mittelalterlichen Sängers oder Ritters als eine recht treue und innige Lebensverbindung zu denken. Besungen wurde diese Ehe allerdings nicht; das stand nicht im höfischen Gebrauch. Denn man dachte ebenso wenig daran, die feierliche Schönheit der täglichen Natur in Gedichten auszumalen, oder Weinlieder zu machen bei aller Trinklust, oder Kampflieder zu singen bei aller Streitbarkeit des ritterlichen Lebens. Aber gefühlt wurde die Ehe und damit die unmittelbare Reinheit aller minniglichen Dinge so gut wie die Schönheit der heimischen Natur und wie etwa die fröhliche und gleichfalls unbesungene Weinminne.

Das Hauptbestreben der höfischen Sitte war es, die Macht zügelloser Leidenschaft zu brechen, ihre rohen und wilden Ausbrüche zu besänftigen und zu glätten. Dies erreichte sie durch die Mâze, durch die Mäßigkeit, das Maß. Dies durfte nach keiner Weise hin überschritten werden, und es lag im strengen Geiste der deutschen Ritterart, daß es um den Einzelnen wie um die Gemeinschaft ziemlich enge gezogen war. Alle Gefühle, welche in der menschlichen Brust wohnen und die seelische Ruhe, das ritterliche Ergeben und damit die harmonische Feinheit der Gesinnung und alles Auftretens beeinträchtigen konnten, machte sie zahm und gefüge.

Im Verein mit dieser Mâze hat der höfische Schönheitsdurst

des Mittelalters die besondere Kunst des Hofes gebildet, die Kunst zu gefallen. Wie jene vornehmlich die innere Welt beherrschte, legte sich diese auf die äußere Form. Der inneren Seelenfreiheit geziemte ein ritterlich aufrechter Gang. Ihn mußte man vollständig in der Beherrschung haben. Anstand vor Frauen, Geselligkeit unter den Burggenossen, Bescheidenheit vor älteren Leuten, Ehrfurcht vor den Hohen, lieblicher Anteil an den Kindern, frohe und herzliche Teilnahme an den Freunden, Mildthätigkeit für die Armen, Helligkeit und Schlichtheit der äußeren Erscheinung, auf das alles wurde genau gesehen. Mehr noch wirkte auf die Frauen die Kunst des Gefallens. Sie durften die Männer nicht zu oft anschauen; nur auf dem Geliebten konnte manchmal ihr Blick länger weilen. Frauen wie Männern galt es für unschicklich, träge zu sitzen und ins Leere zu starren. Umhergaffen auf der Straße und noch mehr in der Kirche galt für höchst unanständig. Wenn eine Frau den Weg zur Kirche wandelte, sollte sie den Blick geradeaus richten, nicht hin und her und auch nicht rückwärts, wenn sie wohlanständiges Benehmen nicht verletzen wollte. Es ward ihr sehr verdacht, wilde Blicke zu thun und ein unstätes Schauen nach allen Seiten, das auf einen lauerischen Charakter deuten konnte. Die Hand durfte nicht in der Luft herumfahren, sie mußte an den Körper gehalten werden. Wenn eine höfische Dame ihren Weg ging, mußte sie fein säuberlich mit dem Daumen der linken Hand die Spange oder das Mantelschnürlein fassen; mit den zwei Fingern der rechten Hand konnte sie den Mantel ein wenig emporheben, daß er geschlossen über der Brust lag. Die Hand zu geben galt selbst im Freien als gewöhnlicher Gruß. Nach dem Mahle und vor dem Wandel im Burghof oder nach dem Walde reichte man sich die Hand. Bei der Unterhaltung saß man Hand in Hand. Eine Frau, welche in

der Gesellschaft die Beine über einander schlug, verriet groben Sinn. Das Sanfte und Nette, das einfach Gefällige der äußeren Erscheinung wurde hochangesehen; die Frauen sollten den Vögelein gleichen, die ihr Gefieder glatt und blank halten.

Bei aller Feinheit der Form hatte man auch ein sicheres Auge für jede Überfeinerung. Nichts war am deutschen Ritterhofe so zuwider als ein Gecke. Geziertes Wesen fand herbe Verspottung, modische Übertreibung allenthalben offene Verurteilung. Das tänzelnde Gehen, das Wentschelieren und Sprenzelieren, wurde verachtet. Stolz wie ein Kranich sollte der Ritter einhergehen. Trat er in eine Fürstenversammlung oder in einen Herrenrat, so mußte er schon seinem Ansehen Gewalt und Nachdruck zu geben wissen. In der Frauengeselligkeit stimmte diese Würde und Kraft ritterlicher Erscheinung zu seinen gunsten.

Dabei wurde darauf gesehen, daß aller Verkehr herzlich war. Schon in den Gruß pflegte man die artige Stimmung seiner Gemütsart zu legen. Darum galt ein feiner und lieber Gruß den Sängern als freudenreicher Lohn ihres höfischen Dienstes. Die Frau grüßte zuerst. In der besseren Zeit wechselte man deutsche Grüße. Erst als französisches Wesen die deutsche Hofsitte überfröstelte, kamen auch wälschsprachliche Grüße auf.

Der Rest der Zeit, der nicht kampflicher That und der Waffenehre geweiht war, wurde von der höfischen Welt sinnvoll auszufüllen gewußt. Dabei wurde diese von einer bereits ausgebildeten Kultur unterstützt. Ihre Erzeugnisse kannte man ihrem ganzen Reichtum und Werte nach. Gerne wurde das Einfache gewählt, Leinwand, Wolle, Seide. Mit Geschmack wurde alles ausgesucht, was fein, glänzend und prunkvoll war. Diese Liebe für Glanz und Geschimmer brachte die seltensten Stoffe in den Gebrauch der höfischen Gesellschaft: Sammet, den arabischen

Achmardi, den Baldekin von Bagdad aus Seide und Gold, den purpurbraunen, goldschillernden Blialt, den goldblinkenden Siglet, das leichte Seidenpalmat, das pfauenartige Schillerzeug des Pfawin, das zarte Rosat, Satin und Taft, grüner Zimit und goldene Zindelseide. In das Blinken und Glitzern dieser Stoffe gehörte der klare Stein, in dem sich das Sonnenlicht zu goldenen Farben bricht. Daneben glänzen reichlich Perlen, Silber und Gold. Von den alten Germanen war die Vorliebe für schöne Felle und Pelzstücke auf das ritterliche Mittelalter übergegangen. Die Farben der ritterlichen Welt waren leuchtend und hell, gelb und rot, grün und blau, die lebhaften und freudigen Sonnenfarben. Dann erst kam weiß und schwarz, am seltensten das Grau, die Farbe der modernen Welt, die Farbe der Theorie.

Manches noch kam zum höfisch feinen Aussehen. Herrin und Ritter trugen bei festlichen Anlässen, beim Kirchgang oder beim Empfang höherer Gäste Handschuhe aus Seide oder Leder. Reichlich wurde Geschmeide zum Staat verwendet, Ringe und Spangen um Hals und Arm. Eine zierliche Spange faßte den Mantel zusammen. An den Ohren trug man Zierringlein. Ein Handspiegelchen hatte jede edle Dame zu ständigem Gebrauch. Das Haar wurde in Locken getragen, oft mit Seide durchwirkt, durch schmucke Knüpfnetzlein zusammengehalten. Dem Herren und Sänger reichten die Locken bis an den Nacken, die Frau trug sie in langem Geroll. Als die schönste und kleidsamste Kopfzier galt ein Kranz, aus Blumen und Waldlaub geflochten. Manchmal wurden auch künstliche Blumen ins Haar gewoben, und aus feinem Geflitter ein Schapel gedreht. Ein Goldkrönlein findet sich nicht selten. Ein blinkender Stein blinkt manchmal daran. Ein Silberreif hielt den Seidenschleier ums Haupt. Manchmal war er durch das Gebände ersetzt, durch Bänder oder gefaltene

Seidentüchlein; die Frau verstund es wohl, solche Wimpel und Rise zu flechten. Nicht ungewöhnlich war in der überfeinerten Zeit die Schminke; aber verfärbte Damen stunden im Mittelalter noch weniger als heute im Wert.

Im vollkommenen Gegensatze zu diesem feineren Sinne des Lebens äußerte sich der Thatendrang des Mittelalters. Wild stürmte er hinaus in das Gefährnis, ein Spielen mit der Kraft und mit dem Leibe beginnend, mit der Not und den Wunden. Aber hier lag ja der Grund alles dessen, was den ritterlichen Mann erst emporhob zu allen geistigen und höfischen Gütern, was ihm den Begriff der strengen Hofzucht wie das anmutsvolle Sängerringen der Minne verständlich machte. Nur aus diesem Thatendurste ging dem echten deutschen Ritter die breite Sonnenwärme der Selbstbefriedigung, der ritterliche Geist hervor. Der Abstand zwischen Blut und Rosen, Schwert und Sängerharfe, der Gegensatz zwischen dem schrillen Getös der Schlacht und einem stillen Frauenlächeln, der ungeheuern Einsamkeit der langen Meerfahrt und dem lieblichen Wandel durch das burgliche Baumgärtlein schuf und arbeitete fortwährend an seiner Seele.

So trieb es ihn hin zur Jagd, um an den Tieren des Waldes und der Berge, so zum Kampfspiel, um an anderen Waffen seine Kraft und seinen Willen zur That zu erproben; so warf es ihn hinaus in den mordlichen Krieg.

War die Jagd auf Groß- oder Kleingetier schon völlig von höfischer Form umkleidet, so geschah dies noch eindringlicher beim ritterlichen Kampfspiele. Dies war in der besseren Zeit des Rittertums das unblutige und ehrliche höfische Spiel. Das Hauptgewicht der Entscheidung lag in der Kunst des Rittes. Sicher mußte man das Ansprengen in Gewalt haben, mit kräftigem Zug das Ablenken. Sorgsam wurde das hurtigliche Reiten überwacht.

Die Speere mußten schräge auf einander fahren. Nur in ernsten Fällen war die Spitze geschärft. Ein Roß zu treffen galt als die höchste Schmach. Mit leisem Mutwort und stillem Frauenreimlein im Gedanken oder mit einem minnigen Trostsprüchlein: „Schoener roeselehter munt!“ geschieht der krachende Zuritt. Ein vielbelobtes Stechen war es, wenn die Speerspitze das oberste Schildgenägel oder die Helmschnur traf. Eingehend wurde geprüft, wer zum Turnei befähigt sei durch Adel und ritterliche Tugend, ob einer schon Ritter sei oder ob er der Schwertleite noch gewärtig stünde. Da wurden die Wappen zur Schau gestellt, die Helmfarben und die glänzenden Hofzeichen. Gerne schaute man den farbigen Prunk der Ritter, die zum Turnei aufzogen: Alles funkelte und sprühte, die Seidenmäntel und die flatternden Roßdecken, die wehende Helmzimier, die blankgeschürften Eisenhosen und Bügelgehänge, das Roßgezäum und die glitzernden Ringlein des Eisenhemdes.

Seinen besten Beruf erfüllte das Rittertum im Krieg. Aus ihm war es hervorgewachsen, aus seinen blutigen Flammen hatte es sein Leben eingesogen, in den Krieg mußte es wiederum seine starke Lebenswärme verströmen. Der Freie, der früher auf eigene Faust in Wald und Berg herumgestrichen, um sich mit niedriger Waffenthat durch die rauhen Kümmernisse des Daseins zu winden, hatte in der heiligen Volksverbrüderung des Krieges die Weihe seiner Kraft erkannt. Und wie sich Eisen in Feuer vergoldet, so war er vollwertig durch diese Weihe seiner Kraft hinein gestellt worden mitten unter das Volk, mitten in die Zeit. Mit den Kaiserheeren brauste der Schwung alles edeln Rittertumes wider die wälschen Stadtwälle, mit den Reichsgrafen und Landfürsten trieb er zum eisernen Wahlkampf.

Das mächtig treibende politische Leben der Hohenstaufenzeit,

die kampflichen Wirrnisse in Italien und im Morgenlande boten der Entfaltung dieser ritterlichen Freiheit und Macht, dieser höchsten deutschen Rittersitte einen weiten Spielraum. Vor dieser wuchtigen deutschen Eisenwehr zerschellte der Stolz der lombardischen Mächte; die erprobte Gewalt normannischer Schwertthat, muselmännischen Kampfeifers wurde an ihr zu Schanden. In einer zwingfrohen Wanderung zogen die streitbaren Kampfgesellen der deutschen Heere über die Alpenwälle, und um den schwülen Tod und um die giftigen Wunden wurde ihnen der glänzende Zauber italischer Schönheit, die sonnige Heiterkeit italischer Bildung bekannt.

Eine weite Aussicht über die Welt und das Leben war seit dieser Zeit der Rittersitte dem Deutschen eigen.

Besonders aber darf den Kreuzzügen ein Umstand zugeschrieben werden, der für die ganze Folgezeit für die deutsche Poesie von hervorragender Wichtigkeit blieb: die Fahrten nach dem wundereichen Osten haben dem Deutschen das Reich der Phantasie erschlossen. Was wir Phantasie nennen, war ihm bisher verborgen geblieben. Bisher hatten die einfache, klare Abschilderung des Lebens, die starken, hohen und schwunglosen Gedanken ausgereicht für das dichterische Gehaben des Volkes. So wurden die alten Waldgesänge der heidnischen Vorväter gefügt, so die alten Wanderlieder der gotischen, alemannischen, fränkischen Heerkönige, die frommen Mythen und Psalmsprüche der Geistlichen und der markige und derbe Singsang der gedächtnistreuen Spielleute. Die unbedingte Schlichtheit einerseits, der große, starke Wurf der epischen Vollbilder andererseits, beide überleuchtet von dem frischen warmen Sonnenscheine des deutschen Gemütes, hatten bisher jenen anmutigen Reiz der dichterischen Einbildung vergessen lassen, der aus der Wärme des Herzens emporquillt, immer höher

strebt, den holden Drang des ahnenden und sehnenden Geistes mit fort reißt und in luftigen Höhen wie der Zauberklang einer erträumten Welt zum Verklingen kommt. Dieses neue schwunghafte dichterische Verlangen suchte mehr als das, was bloß im Herzen lag, und anders, als wie es darinnen lag; es suchte mehr als den schlichten Schein des Waldes und das Licht des Feldes und den Reiz der Blumen, Feineres als das Glänzen des Maien und die klare Temperung der Wolken; es suchte etwas, was menschlich war und dennoch unter den Wolken schwebte, etwas von unserem Geiste und doch von der süßen Beweglichkeit des Sonnenscheines, ein Fliegen im Raum, ein Weilen im Lichte, ein Leben im Traum: die Einbildung war es, die fortan durch die duftigen Gebilde der Sängerhand schwebte, die Erde mit dem rosigen Himmel verband, das scheue Klopfen des Menschenherzens mit dem fröhlichen Regen der Waldmärlein.

Der Zauber des Morgenlandes, die weiten Meerfahrten, die viele Verträumnis in den Lagern und vor den Wällen der Heidenstädte unter den glutvollen Sternen eines fremden Himmels hatten dies Verlangen entzündet. Die Formen des Lebens haben es genährt, die ritterliche Bildung hat den hauptsächlichsten Grund hierfür geliefert. Abenteuerlust und Liebessehnsucht, Heimatsfreude und Wanderunrast mischten sich zum erstenmale zu jenem Zuge der Phantasie, vor dem die ganze Welt offen wie ein ewiges Gedicht lag; der auf den Haiden Syriens und unter den Cypressen Carmels, an den isländischen Kraterfeuern, an den nordländischen Meerbuchten ebenso daheim war, wie um die heimischen Waldquellen, der mit den Fluten des Ganges und des Ebro ebenso vertraut war als mit den Bergseen und Niederungsströmen der Heimat. Das ist das echt dichterische Allerlei und alles, das jeden Gedanken zur Poesie erhebt, jedes Steinchen und jeden Brunnen-

tropfen mit einem feinen Golde der Dichtung überzieht, jegliches Gefühl zum Liede drängt, wenn nur die Phantasie ihren leichten Segen darzugethan und ein Gemüt da ist, das diesen wunderlichen Segen ebenso leicht in sich aufnehmen wie verbreitsamen kann.

Das Reich der Phantasie im starken deutschen Gemüte aufzurichten, konnte nur einem ebenbürtigen Geiste gelingen. Der lag in der sinnlichen Freiheit der Zeit. Die irdische Schönheit war unter dem Schwunge des deutschen Herrenschwertes zur Herrin der Welt geworden. Sie hatte die starren Formeln niedergedrückt, die den Geist einst eingeschränkt hatten. Aus den Schrullen der Gelehrten, aus dem Zopf der allmächtigen Kirche, aus dem wurmstichigen Schranke des Klosterlateins war sie hervorgesprungen mit jugendlichem Feuer. Bald hatte sie ihr Ziel erreicht. Weltlich wurde der Sinn der Volksgemeinde. Der Grundton aller Lebensweisheit wurde von ihr durchdrungen, nicht einmal mehr vom rein christlichen Geiste war er durchsetzt bei aller Frommheit und allem Kulte Gottes und seiner Heiligen. Der strenge und mürrische Ernst der Kirche paßte nicht zum fröhlichen Lachen dieser jungen und lichtfreudigen Welt, die ihre sittliche Bedeutsamkeit in der Freiheit und Regsamkeit des Lebensgefühles ersah. Der Mensch soll froh sein! Das war ihr sittliches Grundprinzip. Hochgemüte und ein milder Stolz waren die kräftigen Saiten, auf denen jene ganze Kunst und jene Freude an allem Sein ihre frischen Weisen spielte. „In Züchten froh" bildete sich zum Geleitspruch des deutschen Mittelalters. Er wurde überall aufgerichtet, wo sich das Leben geltend machte, im Heim, im Felde, beim Waffenspiel und beim Minnedienen, beim Tanz und beim eisenklirrenden Wanderzug. Eine milde Leidenschaft für alles Schöne glühte unter seiner Leitung empor; sie drängte alle Unfeinheit, alle Rauheit, alle Unwürde zurück.

Auf diesem Boden der heitersten Lebensanmut sehen wir den deutschen Minnesang sich entwickeln. Vieles werden wir finden, was uns unverständlich geworden ist, was sich nur auf jenem säftefrischen Boden der höfischen Ritterwelt entfalten konnte. Das Meiste wird uns als ein wundersamer Vorfrühling eigenen Denkens, eigenen Empfindens vorkommen.

Es ist wahrhaft eine wahlverwandte Welt, die ihren halberstorbenen Schein zu uns sendet. Nicht alles dabei ist Schein und Licht; aber die Pracht der Blüten und die Sonnigkeit der allgemeinen Sinnesfreude herrschen vor und sie verbergen uns für lange die Schäden der eintretenden Verderbnis, die Schatten und mannigfache Halbheit der Entwicklung. Aber niemals werden wir den unholden Schäden einer matten Schulpoesie begegnen; wir werden hineinsteigen mitten in ein goldenes und sinnenjunges Volksleben und Volksempfinden. Wir werden neben den grauen Mängeln die starken Lichter jener Zeit nur um so heller und freudiger glänzen sehen: es ist ja leicht, die Mängel alles Seins hinzunehmen, wo die Sonne selber Geist geworden zu sein schien, um zu singen, das Menschengemüt Freude geworden ist, durch einen rauschenden Mai von Liedern über den Untrost alles Bestehens hinwegzutäuschen.

Drittes Kapitel.

Die Anfänge des Minnesanges.

Fast unversehens und ohne deutliche Übergänge einzuhalten, hatte sich der ritterliche Zeitgeist des Mittelalters der Welt bemächtigt. Wie auf Einen Schlag hatte sich das höfische Leben entfaltet in seiner eigentümlichsten Bildung, von seinen ersten Regungen an verherrlicht durch eine neue, ritterliche Kunst. Wohl können wir noch die allerersten Regungen und Spuren des neuen Lebens, der neuen Zeit beobachten; aber sie tragen schon völlig das helle und auffällige Bild folgender Gestaltung in sich. Sie leiten nicht die abklingende Zeit über, sie sind schon völlig Eins mit dem nachströmenden, schwungvollen Klang.

Und recht wie der Frühling auf einmal unter einem warmen Braus seine Knospen gelöst hat, aus ungeahnten Tiefen durch einen ersten vollen Sonnenschein gelockt, mit seinem ganzen Blühen und gleich mit seinem ganzen Singen da ist, so war die ritterliche Kunst im Anschwunge der neuen Zeit emporgeblüht, der Minnesang. Fast ohne Übergänge, wie auf einmal war er emporgetrieben. Sein erstes Lied schon ist ein Minnelied, wie es sich in der Folge nur deutlicher, klarer, kunstmäßiger ausbilden konnte; die Minne des Ritters zeigt sich in ihm schon für jede Weiterentwicklung veranlagt.

Gleich im ersten Liede der neuen Zeitkunst zeigt sich der Zwang der alten Richtung durchbrochen und schon der erste Ton klingt voll und klar hinein in die junge, fröhliche Ritterwelt. In der noch straffen Form schwingt und klingt der leichter gewordene Geist. Das Menschenherz ist zur Sprache gekommen! Man liest es aus allen Fugen der ersten Weise schon. Das erste Mal spürt man seinen raschen, warmen Pulsschlag in der Kunst.

Das erste ritterliche Liebeslied mußte sich dem Einflusse des Volksgesanges entziehen. Es mußte schon eine starke innerliche Kraft und Weihe in sich tragen, daß es sich als erstes Kunstlied vor der freien und starken Gewalt des tief eingewurzelten Volksliedes mit Erfolg behaupten konnte. Dieser Erfolg war aber nur möglich, weil sich das Kunstlied von seinen ersten Anfängen bis zur völligen höfischen Ausbildung und Erstarkung noch immer an das Volkslied anschloß, nur nach und nach sich losreißend, je mehr es dem neugewaltigen Zeitgeist entgegentrieb.

So ist der Minnesang aus dem Volksliede nicht hervorgegangen, in dem Sinne, wie zwei aus zwei Eins macht. Und dennoch war es die große Bewegung des volklichen Gemütes, die wie das starke Brausen eines Aprillenwetters in die Sängerharfe schlug und die darein schlummernden Weisen zur völligen Entfaltung brachte. Aus dem volklichen Inneren, das sich glaubensfroh, schaffenslustig, freiheitsselig dem neuen Drang ergab, geschah der Anhub des Klingens aus Rittermund. Und allzeit noch verdankte der Rittersang dem treuen Zuge des Volksgemütes seine freieste Innerlichkeit, die Jugendlichkeit der künstlerischen Bewegung, die sinnliche Kraft der Anschauung und des Ausdrucks. Von ihm erhielt er noch Anregung und Verständigung selbst in den Zeiten zunehmender Ermattung, ja sogar dann noch, als Mode und äußeres Hofwesen schon lange mit sich zerfallen waren.

So stund die erste Blume des Minnesanges auch nicht auf jenen Gefilden am Rhein und gegen die deutsche Niederung zu wo sich am ersten, raschesten und glanzvollsten höfisches Wesen entfaltet hatte. Sie hatte sich einen stillgedeihlichen Waldbezirk ausgesucht; der lag an der Donau.

In Österreich und Bayern tönen die ersten Klänge der deutschen Minne auf. Hier am festen Herde alter Volksart sog sie am freiesten und klarsten ihr ganzes Wesen ein. Um die einsamen Berghöfe, über die Waldgänge und bevölkerten Stromstraßen schwirrte es von Liedern und Klängen der tüchtigen Donauherren. Da lebte eine alte Liederfreude, die noch heute nicht vergangen ist. Da war eine grüne Heimat des Gesanges, und da versüßte er das tägliche Brot.

Der freifröhliche Ton und die liebvolle Hingabe an Sang und Klang mochte hier gleich die erste Regung in der höfischen Seele entfacht haben. Da mochte man am ersten gesucht haben, den Schwung des neu heranstrebenden eigenritterlichen Lebens in den Gesang zu leiten. Man wollte nicht aus dem alten Gesange die neue Zeit klingen lassen, sondern man wollte diese glänzende Zeit mächtig in den Gesang drängen: man fühlte den Beruf, eine Kunst, eine wahrhafte Kunst zu schaffen. Man wollte nicht mehr bloß teilnehmen an dem alten Klingen und Singen; das volle Aufleben in der Zeit wollte man hineinsingen in neue und eigenständige ritterliche Weisen. Und als großen Inhalt für die neue Form fand man den Zauber der Frau Minne. Man schien ihn nicht gesucht zu haben. Es war vielleicht ein wirklicher Zauber der Zeit, daß er unberufen und erster Hand gleich da war, als der junge Rittergeist nach einer leichten und holden Seele seiner Kunst zu suchen sich anschickte.

Und in diesem jungen und freudigen Zauber der ersten ritter-

lichen Minne klang es aus von den Burgen des Waldviertels und der Linzer Berge, klang es hinaus nach Bayern, nach Passau und Regensburg.

Die Anfänge des Minnesangs bringen sogleich den frischesten, lebendigsten Ton der ganzen höfischen Liederkunst. Es ist noch eine durchwegs männliche Dichtung. Noch ist die Frau das Weib des Ritters, sein herzliebes Fräulein, nicht die Herrin, der er sich zu unbeschränkter Vollmacht über Seele und Leib ergibt. Ein einfacher Vers mit schlichtem, kernigem Ton umschließt einen herzlichen Gedanken. Noch spielt man nicht mit den Reimen, die man noch nicht einmal rein zu formen weiß. Wenige, durchempfundene Bilder, und statt der vornehm reflektirenden Ruhe noch die vollste lyrische Beweglichkeit des Volksliedes. Altepischer Geist spricht manchmal noch aus der sprunghaften, öfters dunkeln Darstellung. Sinnliche Spannkraft, würziger Humor, wirkungsvolle Handlung bilden die wesentlichen Vorzüge der jungen burglichen Dichtung. Die Bilder bezeichnen immer genau die Sache; sie sind Eins mit ihr. Alles ist stärker, deutlicher aufgetragen; es wirkt tief und rasch auf das Herz. Eine freie Natürlichkeit schimmert aus allen Fugen. Waldfrisch weht es daraus. Bergbrunnenklar bricht die Dichtung aus dem klangbeseelten Herzen.

Am Beginne des zwölften Jahrhunderts fängt der von Kürenberg an zu singen. Seine Stammburg ist das Churnperch, das an der Donau oberhalb Linz beim Kloster Wihering lag.

Ein jeder Zug der Kürenberg'schen Dichtweise erinnert an die epische Darstellungsweise, wie sie uns durch das Nibelungenlied geläufig ward. Und dennoch merkt man diesen Zügen bereits die Anspannung zu einem ausdrücklich ritterlichen Dichtgeiste an. Das bewußte Gefühl kunstmäßigen Ausdruckes liegt bei ihm in der allerersten Entwicklung; diese Entwicklung steht derjenigen des

höfischen Ritterdienstes gleich. In beiden ist noch nichts Überladenes und genau das, was einem einfachen, schlichten, herzlichen Verhältnisse zwischen Kunst und Leben entspricht. Da singt noch keineswegs die strenge, hofmäßige Minne, die einen jeden Blick, ein jedes Wort, alles minnigliche Gehaben unter ihre süße Gewalt genommen hat. Da wird noch ein einfaches, herzliches Liebesverhältniß durch die warme Flamme des Liedes genährt. Freilich gibt es wie bei aller Liebe so auch hier etwas zu verheimlichen, etwas Stilles, das den lauten Zwang der Welt nicht verträgt, das Fragen und Deuten, das Reden und Nachstellen meidet. Da werden schon die Merker gemieden, die mit hämischer Ungeduld die herzliche Freude zweier Seelen neiden; da wandern schon die Boten zwischen den Liebenden, etwas Liebes zu sagen, etwas Frohes zu bestellen, wär's auch nur von heut auf morgen. Da liegt der Ritter noch nicht in dem verfänglich harten Dienstesbanne seiner Frau, deren Lächeln schon ihn hernach in den siebenten Himmel versetzt; sie freut sich seiner Minne und er ist glücklich, daß er ihr gefalle.

Die Weisen Kürenbergers zählen zum Frischesten, Herzlichsten, was wir nicht nur vom Minnesange, sondern überhaupt von deutscher Kunstpoesie haben. Gerade dies freie In-die-Welt-Klingen eines neuen, sonnigen Kunstgeistes mutet das moderne Gemüt besonders an, dies Walten eines noch unbekannten und unerschöpften Seelendranges im Geiste des Sängers.

Zeitlich sich unmittelbar an Kürenberger anschließend, erscheint neben dem Minnesang auch die erste Anlage einer lehrhaften Dichtung. Sie hat sich in der Folge neben der Lyrik einen Hauptanteil der Dichtung im Mittelalter zu erringen gewußt. Mit den beiden Meistern Spervogel erhält sie zuerst eine eigenständige Stellung, bis sie mit dem Ausgange des Mittelalters die mächtig gediehene, dem praktischen Bürgergeiste entsprechende Alleinherrscherin wurde.

Der ältere der beiden Spervogel — man hat für ihn den Namen Heriger aufgebracht — erscheint um das Jahr 1140. Er ist wie der jüngere, der um 1170 gelebt haben mag, bürgerlicher Abkunft. Beide sind in die Gegend von Mainz oder Speier zu setzen. Beide sind von denselben Lebensanschauungen durchdrungen, beide üben dieselbe Form, die sich nur durch den Strophenbau unterscheidet. Beide haben als fahrende Sänger das Land durchzogen und aus einem tiefen Gemüte eine reiche Lebenseinsicht und abgeklärte Weltbetrachtung gesammelt.

Heriger, der Dichter des älteren Spervogeltones, war ein Bauernsohn. Es mag nicht in seinem Geschmack gelegen haben, ruhig das väterliche Feld zu bebauen und der sicheren Früchte an heimischer Herdstelle zu genießen. Wie einen rechten Spielmann des Volkes zog es ihn hinaus in das Treiben der Welt, auf die steinigen Wanderwege des reisigen Spielmanns. Durch den gewerbsmäßigen Vortrag von Liedern aus der Heldensage hatte er wohl ursprünglich seinen Unterhalt gefunden. Aber es lag ein geistiger Kern in seinem Wesen, eine innere Tüchtigkeit. Die Fremde schliff die Rauheiten seiner Natur ab und machte ihm die besseren Schichten der Gesellschaft zugänglich. Er hatte es gelernt, die Bewegung der Zeit, Lebenswahrheit und Sittenadel in kernige Sprüche zu fassen, die sich leicht vor einem höfischen Kreise hersagen ließen. So fand er bald geneigte Gönnerschaft an den Höfen Walthers von Husen, dessen Sohn Friedrich wir bald im Reigen der Minnesänger finden werden, Heinrichs von Giebichenstein, Heinrichs von Staufen und Wernharts von Steinberg. Bald setzten ihn reichlich fließende Gaben in den Stand, ein Heim gründen zu können. Nicht lange freute er sich des Glückes. Er fängt in seinen Sprüchen zu klagen an über zunehmende Kargheit und über die Ungunst herrischer Gesinnung. Das Wahrscheinlichste ist, daß er durch eigene Schuld

sich die Gunst der Herren verdorben hat. So muß er seine Kinder der Gnade ritterlicher Schutzherrn anvertrauen und wieder nach dem dürren Wanderstabe greifen. Verzehrende Reue, daß er einmal den sicheren Pflug der Heimat verlassen, treibt ihn durch die Lande. In unerfüllter Sehnsucht, einmal noch auf einem stillen Plätzchen seine herzwunde Welt-Müdigkeit verrasten zu können, trauert er kümmerlich sein Leben hin. Fast überall offenbart sich in seinen Sprüchen sein bedrücktes Gemüt. Das liegt wie Blei auf der Form; sie ist gegossen für einen schwunglosen, harten Geist.

Bei beiden Spervogeln begegnen wir, jetzt schon, nachdem kaum die ersten Anklänge der ritterlichen Hofdichtung vernehmlich wurden, dem Walten einer eigendeutschen Weltoffenbarung; das ist der bürgerliche Geist. Emsig schafft er in aller Stille weiter, für sich. Und immer wieder sehen wir ihn wie frisches Laub heraustreiben zwischen den schweren Blütenästen des ritterlichen Gesanges. In dieser Stille wird er innerlich stark, daß er frisch bleibt, wenn die Blüten verfallen sind, daß der deutsche Geisterbaum wenigstens voll und grün steht, bis er wieder die goldenen Früchte trägt. Und dieser bürgerliche Geist ist es dann auch wirklich, der sich berufen fühlt, nach dem Verfalle des höfischen Minnegesangs die deutsche Liederkunst auf eigene Faust aufzunehmen und sie nach seiner kräftigen Art fortzupflanzen. —

Für lange Zeit wenden wir uns wieder den Sängern der höfischen Minne zu.

Wie der von Kürenberg steht auch der Burggraf von Regensburg noch im Bannkreis des alten Volksgesanges; seine Lieder hat er nach der Nibelungenweise geformt. Er ist wahrscheinlich Herr Heinrich von Stevening en und Rietenburg, der von 1161—1176 Burggraf von Regensburg war.

Seine Dichtung bietet ein frisches und farbenkräftiges Bild

des ältesten Minnesangs. Auch hier begegnet noch kein breiteres Entfalten höfischer Begriffe, noch keine Konvenienz des Dienstes, die sich nur zu oft wie ein Märzenreif auf den sonnigsten lyrischen Schwung legte. Warm und anteilsfroh fühlt sich der Sänger hinein in das Gemüt der Frau. Aus ihrer Seele nimmt er seine besten Klänge. Und ihre Liebe nimmt fröhlichen Anteil an der Kunst des Ritters. Sie macht ihm noch das Singen von Freude und Wonne leicht. Sie wendet sich noch nicht mit Wankelmut von ihm ab, sondern sucht ihn durch Treue und zartsinnige Aufmerksamkeit an sich zu ziehen. So lastet noch kein Kummer auf seiner Seele. Nur die Aufpasser stehen ihm im Weg, wenn er zu seiner Lieben will, das ganze jauchzende Hochempfinden aus seiner Seele klingen zu lassen. Und mit einem hellen Auge sucht er die Wandlungen der Natur auf. Er weiß sich hinein zu träumen in das freudigste Getös der Maienzeit, die ihm seinen besten Jubel aus der Kehle nimmt. Denn die blühende Lust des Angers und der Weite ist noch so gar eins mit der vollen Liebesfreude. Diese weiß noch nichts von Qual, nichts von Leid und Wunden, nichts von Dornen und Schmerz. Es ist ein freies, frohes, offenes Hangen am blauen Himmel unaussprechlicher Lust, und es ist die Minne noch der klare Sonnenschein darein und das Lied des Sängers ist noch das begeisterungsrasche Schweben der Seele im Lichte, in der schönsten Gnade alles Seins.

Ein Teil dieses köstlichen Scheines fällt auch auf den Burggrafen von Rietenburg. Dieser, Friedrich, vielleicht ein Sohn des Vorigen, amtete 1176—1181 als Burggraf zu Regensburg.

Mit ihm aber wirft der allmächtige Bann der Minne bereits seine Prüfungen voraus. Die Helle ist schon sattsam abgetönt und der reichliche Erguß der Freude schon durch die Anklänge des Schmachtens umgestimmt. Ein unbestimmtes Trauern kehrt in

das Lied ein. Das Hangen und Bangen erhält die Obermacht über die zielbewußte Freude. Solche Stimmungen werden noch dadurch erhöht, weil die Sänger, befriediget durch die immer reicher werdenden Mittel ihrer Kunst, ein eitles Gefallen am Freudelosen haben, am Getändel mit dem Liebesschmachten. Das Leid wird ein vielgesuchtes poetisches Motiv, und den Markt der dichterischen Klagen finden wir in Zukunft reich beschickt. Alles erscheint nicht mehr so im vollen Lichte, sondern wie durch buntfarbige Scheiben abgedämpft. Neben der ursprünglichen Seelengewalt der Minne und neben der brennenden Leidenschaft werden wir von nun an auch dieser übertragenen Reflexion der Minne begegnen, die aus großen Seelen auch große Schöpfungen lockte, kleine Geister aber um das trockene Hirsebrot der Mode mühelich zappeln ließ.

Der Burggraf von Rietenburg ist auf diese Weise der erste deutsche Sänger der unglücklichen Liebe. Aber seine Dichtung ist keineswegs pessimistisch abgestumpft, sondern voller Beweglichkeit; er sucht sich immer noch durch fröhliche Einbildung über sein Liebesleid hinweg zu helfen. Seinen Schmerz, der niemals weiter reicht als die helle Klingkraft seiner Reime, sucht er durch eine freundliche Resignation ins Milde umzustimmen. So wird er auch der größten Traurigkeit Herr, und ein Lächeln der Treue und Unverzagtheit umspielt immer seinen Mund. Wenn er sich vor Ungemach gar nicht mehr zu helfen weiß, so fängt er zu singen an; da singt er von den Blumen, die noch lange nicht roth werden wollen, und vom Gold, das erst in der Glut den Glanz bekommt. Treuer Dienst läßt auch seine Klagen schweigen, wenn er sich ihm mit der ganzen Andacht seiner Kunst zuwendet.

Als Mittelglied dieser Dichter ältesten Stiles und einer modischen Bereicherung des Minnesangs steht der Bayer Herr

Meinloh von Sevelingen. Seine Burg war das jetzige Söflingen bei Ulm, er selbst Truchseß der Grafen von Dillingen.

Auch er dichtet noch teilweise unter dem Einflusse der Nibelungenform, die er geschickt zu erweitern wußte. Aber das Lebenselement seiner Dichtung ist schon von Grund aus ein anderes geworden. Herr Meinloh trägt schon manchen der weichen Züge eines echten deutschen Frauensängers an sich. Einmal hat er von einer Frau loben hören; da ist er ausgegangen, sie zu suchen, bis er sie fand. Da war sie so schön und lieblich, daß er voller Wohlgefallen vor ihr stund und sich vornahm, ihr zu dienen durch seinen Gesang. Er wollte ihr dienen, auf daß er ihr lieb werde; denn das wäre sein höchstes Glück. Er sendet einen Boten aus und bietet ihr den Dienst an; er wäre so traurig, seit er sie gesehen habe — sie solle ihm helfen. Er trüge so tiefe Sehnsucht nach ihr und das Herz wäre ihm schwer. Die Dame lächelt zu der feinen Frage. Wer so anmuthig bittet, braucht nicht lange um Gewähr zu heischen. Seit derselben Zeit ist sein Trauern still geworden. Aber seine Gedanken sind unzufrieden, sie suchen ein höheres Glück, sie wünschen ein süßeres Sein. Untrost bringen nur die vielen Aufpasser, die den Liebenden in die Quere kommen; die Liebe verheimlicht gern. Die Liebe selbst ist ja eine Verheimlichung alles dessen, was man rein und sonnig vor der Welt im eigenen Herzen tragen möchte. Denn nicht alles paßt für den lauten Tag, für die Stiche der Mücken und an die Gewalt der Maistürme. Lindenreiser und Herzensblumen sind bald gebrochen. Da mußte Herr Meinloh von seinem Lieb gehen. Aber nicht in tiefer Traurigkeit geht er, sondern in Freuden; und er weiß, warum er in Freuden geht. Als er einsam sitzt, so sinnt er Liedlein aus, worin er seine Frau singen läßt; und auch sie singt von Liebe und Freuden. Sie nennt sich seine Freundin, der der Neid der Aufpasser

und der Damen nicht ankomme, sie habe nichts Schlimmes begangen.

Darin verbirgt sich schon die bewußte Absicht des förmlichen Dienstes. Da drängt es schon einen künstlerischen Geist, genau den Rahmen eines dichterischen Minneverhältnisses zu bestimmen. Denn es darf darin als die Hauptbestrebung des Dichters angesehen werden, den goldenen Funken, der in sein Herz gefallen ist, im Liede innerlich und selbstschöpferisch aufzuschüren. So erhält der Sänger selbst in seinen Liedern fast epische Gestalt. Es mußte ihm daran gelegen haben, in seinen Liedern als Liebhaber zu erscheinen. Denn sein einziger Ruhm, den er sich durch nichts abstreiten läßt, bleibt ihm, wie wol er frouwen dienen kan.

Noch ringt er mit Form und Sprache. Er hat keine Gewalt über die Härten, die noch in seinem Gemüte, an seiner Form haften. Er versteht nicht, sich zu krümmen und zu schmiegen. Aber auch er ist schon bereit, alle seine Freuden um ein Trauern hinzugeben, wenn Sie es wolle. Wer guten Frauen dienen will, der muß mit der Sehnsucht einen harten Ringkampf halten. Er ist aber auch nur in den Gedanken traurig; sonst lebt er stolz, wie kein Ritter in der Welt. Wenn er vor Minne stürbe, würde er vor Minne wieder lebendig werden, so liebt er seine Frau.

Der bedeutendste Sänger, der sich zuerst aus diesen Anfängen abhebt, ist Herr Dietmar von Aiste. Seine Stammburg lag in Oberösterreich, zwischen Ried und Wartberg, auf der Anhöhe, die noch jetzt Altaist heißt. Er begegnet um die Mitte des zwölften Jahrhunderts in Urkunden, unterzeichnet in Berchtesgaden einen Gütertausch, in Wien eine Urkunde des Babenbergers Herzogs Heinrich II., in Passau eine des Bischofs Konrad. Er besaß einen frommen Sinn und bethätigte ihn durch Schenkungen an die

Klöster Aldersbach, Garsten und Baumgarten. Seinen Tod beklagt Ulrich von Türlin, der um 1220 dichtet.

Mit Dietmars Gedichten — die Gelehrten haben viel davon ausgeschieden — sehen wir schon ein weiteres Kunstbild ausgebreitet. Der Dichter steht schon über der Form. Zwar bedient er sich noch mit Vorliebe altertümlicher Ausdrücke und lehnt sich überhaupt noch enger an die alte Volkspoesie an. Aber bei ihm zeigt sich der ritterliche Minnedienst schon ganz deutlich veranlagt. Er ist sich schon bewußt, daß er für die Höfe dichtet. Nur hat er die richtigen und zweckdienlichen Kunstmittel noch nicht völlig gefunden; darum nimmt er her, was sich ihm gerade bietet, die farbenfrischen, ausdrucksvollen Mittel des Volksliedes. Auch bei ihm ist das Anschauungsvermögen noch ganz episch. Sein Ausdruck ist stark, lebensvoll, immer genau bezeichnend und erinnert ganz an die Volksweisen jener Zeit.

Herr Dietmar verfügt schon über einen artigen Schatz minniglicher Töne und höfischer Anschauungen. Sein Grundzug ist die Treue und die Beständigkeit in der Minne. Und nur die große Treue nimmt der Liebe alle Sorgen weg. Deswegen muntert sich der Dichter beständig auf, auszuharren; denn die Sehnsucht um die Schöne, bei der alle seine Freude steht, hat sein Herz in leidende Verwirrnis gebracht. Aber einmal wird er ganz mutlos; die Frau, der er so gerne lieb wäre, weiß nichts von ihm oder will nichts wissen. Da wird er gleich so traurig, daß er zu sterben meint. Überall sucht er um Rat, auf daß sie ihm Freude geben möchte. Da malt er sich's in seiner Einsamkeit aus, wie die Frau allein auf der Haide steht und auf den Lieben wartet; sie schaut über dem Walde seinen Falken fliegen und weiß, daß er nicht mehr lange fern ist. Wo auch eine solche Lockung nichts hilft, da wendet er sich zur Natur, um liebliche Vertröstung zu empfangen.

Der süße Sommer muß ihm Linderung geben, und wenn der Mai die brunnenfrischen Blüten aus den Zweigen löst und der Vöglein Schall über den Anger lockt, da weiß auch er sich eine gnadenvolle Verträumnis.

Bei ihm findet sich auch schon ein Tagelied. Die Kunstform kommt schon bei den Troubadours vor und wir werden ihr noch häufig begegnen. Bei Dietmar ist kein Gedanke an Entlehnung aus romanischen Quellen. Solche Tageliedchen sind noch heutzutage unmittelbares Volksgut, sie werden noch heute in Tirol und Bayern von den Bauern als Schnaderhüpfeln gesungen, so gut wie zu jener Zeit, als der von Aiste sie aus dem Volke schöpfte. Die Vereinigung der Liebenden in seliger Schlummernacht, das Erwachen bei Tagesgrauen, die ersten Stimmen des Waldes und der Haide, der verschwindende Morgenstern, das alles sind ureigene Motive des Volksliedes. Erst später machen sich modische Änderungen geltend, Äußerlichkeiten, Abstumpfungen, je mehr sich die Einbildung vom wirklichen Leben entfernte. Hier, am volksmäßigeren Anfang des Minnesangs lebt die sinnliche Natur dieser Liebe wirklich, durch nichts beeinflußt und gedämmt, während später nur das sinnliche Verlangen und der inhaltslose Begriff der Sache bestund. Während in späterer Zeit die vereinigten Liebenden durch den unwahrscheinlichen, aber in die Mode gekommenen Zuruf des Wächters aufgeschreckt werden, läßt sie der von Aiste durch den Sang eines Vögeleins wecken, das mit des Morgens Frühe auf einen Zweig geflogen kam.

Dietmars Lieder sind augenscheinlich bereits in der höfischen Luft herangereift. Er selbst hält etwas darauf, einen feinen Frauensinn zu zeigen. Er spielt schon mit seinen Empfindungen. Ein leichter Seufzer trägt seine Sehnsucht zu der Frau, bei der er immer gerne wäre. Dieser Seufzer kommt aber nicht einmal

aus seinem Herzen, — dies hat jene nämlich ihm schon längst gestohlen. So weiß er gar nicht mehr, wohin er vor Sehnsucht soll. Wohl weiß er selbst am besten, daß das eine kranke Wonne sei. Leicht könnte er diese süße Krankheit heilen; wenn er aber dies wirklich thäte, so wäre damit ja all sein Singen aus. Und das Ganze bleibt doch nur ein munteres Spiel des Liedes. Selbst sein Gebet zu Gott wird nur erfüllt durch seine Minne: sie muß ihm den süßesten Lohn geben für seinen Dienst. Aber die Frau hat einen ganz räuberischen Sinn; sie hat ihm Sinn und Seele geraubt und ohne die kann er nicht leben; darum muß er ihr nachfolgen und seine einzige Freude ist es, zu schauen, wie schön sie sei, also milde wie der Sonnenschein.

So gedeiht eine feine Seelenkunst heran. Sie ist wahrhaft mit nichts Anderem zu vergleichen, als mit dem warmen Schein der Blumen und dem mailichen Glanz. Hier am Beginne des Liederfrühlings blüht sie noch in voller Anmut, mit dem Zauber holder Innerlichkeit. Bald wächst sie freier und üppiger empor; aber dieser goldene Hauch ist doch nur den ersten Blüten eigen. Später kommt mehr eine hochsinnige Farbenpracht und fliegende Kühnheit des poetischen Lebens zur Entfaltung, bis eine große und ernste Macht der Thatsachen und der Leidenschaft die ritterliche Liederdichtung ausfüllt und die höchsten Geister des deutschen Minnesanges schafft, durch deren eigenständige Waltung die deutsche Ritterkunst zu einer vollendungsschönen Weltschöpfung erhoben wird.

Viertes Kapitel.

Minnesang und Volkslied.

Eine weitangelegte, innerlich mächtig lebende Volksseele wie es die deutsche ist, füllt alle Formen ihres Bestehens mit einem mächtigen Inhalt aus. So haben deutsche Geschichte, deutsche Kultur, deutsche Kunst Weltbedeutung erhalten, seit der Name des Germanen zum ersten Male in die Zeit klang. Namentlich ist es die Dichtung der Deutschen, die sich über allem Geiste die Königin der Welt nennen mag.

Im Schaffen anderer Völker prangen Sterne, mit denen sich wenige der deutschen messen können an Licht und Glanz, an Leuchtkraft und Dauer: Homer, Dante, Shakespeare. Aber so aus allen Tiefen der Volksseele heraus hat kein anderes Volk gedichtet. Diesen wundersamen Untergrund einer poetischen Allgemeinheit hat kein anderes aufzuweisen — kein anderes diesen Leben gewordenen Dichterzauber, der zu jeder Zeit eine Fülle von begnadeten Sängergeistern erschuf. So hat kein Volk an seinen eigensten Geistes- und Herzensschätzen mitgedacht und mitgedichtet wie das deutsche.

Denn auf dem deutschen Boden schien ein Jeder sein Leben doppelt gelebt zu haben — einmal für sich, dann für sein Volk,

bewußt oder unbewußt, als freier Steuermann im Leben der Allgemeinheit oder als tüchtiger Baustein im Saalgemäuer der Nation. Wahrhaft, in dem Volke lebt etwas von der dreifaltigen Großheit der Allmacht: wie ein gigantisches Kunstwerk sehen wir das Leben des Volkes ausgebreitet über die Jahrhunderte. Widerstrebende Mächte führen immer wieder zu derselben Einheit seines Geistes, der unzerstörbar wie die deutsche Sonne über die Heimat schwebt. Aus blutigen Abgründen steigt die Klarheit seines Wesens empor. Kein Schwertstreich seiner Thaten war verloren, kein Roßtritt seiner Wanderungen vergebens. Das ewiglich sprießende Volksleben aber als die geistige und seelische Macht aller Schöpfung anzusehen, wird dem nicht unklar sein, der nicht mit dem Mute der Verneinung in der großen Sonnenwelt wandelt, der es gelernt hat, zu schauen und zu erkennen mit dem Überblicke der Höhe, der mit dem Gedanken einer freien, seelischen Liebe die Welt ausgemessen und sein Maß nicht zu klein befunden hat.

Hier, auf dem Grunde der geistigen Volkswesenheit einigen sich alle Gegensätze, das Voneinandertreibende und das Einheitlichzusammenschließende. Der innere Volkswille ist der feurige Quell, von dem jede That, jeder Gedanke ausströmt und wieder zurückdrängt, nachdem er den Flug durch die Welt gethan hat.

Und von diesem allbewegenden Volkswillen geht auch das Wesen aller Dichtung aus. Hier schafft er vollbewußt die meisterlichen Gebilde unter dem Zauber lebensvoller Künstlergemüter, die er in die Zeit ruft, vor alle Zeit eine Offenbarung seines tiefsten Wesens, seiner heiligsten Bestimmung zu stellen; dort treibt es ihn selber fort in der freien Luft des Singens und Sagens. Jene Offenbarung seines höchsten geistigen Strebens hat der Kunstdichtung, dieser frohträumerische Hang, eigene Innerlichkeit, Schwung und Fülle in selbstschöpferischem Worte er-

klingen zu lassen, dem Volksgesange Nahrung und Sein gegeben.

So strahlen aus dem Einen Wesen zwei verschiedene Bewegungen aus. Eine jede kommt aus derselben Klarheit und Ursprünglichkeit des Volksinnern, und jede ist wieder streng getrennt durch die Art ihrer Bedeutung, durch die Verschiedenheit der Vermittlung zwischen Volksgemüt und Leben. In der Volkspoesie haftet der tüchtige Drang der Volksseele, lebend zu gestalten, innerlich zu bewegen, zu erreichen, zu handeln, zu treiben; die Kunstdichtung ist die schönste Form ihres Geistes. In die Volksdichtung, in das Volkslied, ist breit und voll das unmittelbare Leben und Weben des Volksgemütes übergegangen; in der Kunstdichtung offenbart sich mit stolzem Selbstbewußtsein der höchste Schwung der Betrachtung und Empfindung, mit dem alles, was göttlichen Geistes unter der Sonne lebt, die Enden der Welt mißt, das Licht des Seins und die Wärme des Bestehens auf sich wirken läßt.

Die Volkspoesie ist der beständige Ausklang einer inneren Daseinsbefriedigung der Volksseele, die schlicht und einfach — ein frohes Lachen, ein stilles Weinen — aus der bewegten Brust bricht; die Kunstdichtung ist die arbeitsfrohe Weitergestaltung der geistigen Weltschöpfung, berufen, über der Erde ein neues Seelenreich zu öffnen und zu besonnigen, ein Reich der Verklärung, der Schönheit und Vollendung. Dort der selbstlose, freie Genuß; hier die drangvolle Sehnsucht. Dort das schlichte Verschwinden, hier das stolze Erscheinen der Sängernamen. Dort das sprudelnde, verdeckte Innenleben; hier die schönheitstrunkene Arbeit. Dort das Können und selbsteigene Beherrschen des Triebes; hier das beständige Lernen eines Könnens, das Erreichen einer Kunst.

Der Volksgesang kennt kein Entstehen und kein Vergehen; er

lebt unter aller Zeit hin, er lebt mit dem Volke. Die Kunstdichtung ist dem Wechsel und den Formen der Zeit unterworfen. Das hebt auch den Minnesang, diese echte und rechte Kunstdichtung, vom Volksliede ab. Die ersten, unbestimmteren Anfänge des Minnesangs haben zaghaft einige Goldfäden des Volksliedes, die in der Luft rannen, an sich gehängt. Bald aber hat er die Form und den Schwung der Zeit erkannt, bald ist er frei, in sich geschlossen. Aber immer wieder läßt er sich noch zum Gesange des Volkes herab, frisches Leben aus ihm zu saugen für seine strahlenden Blumen, neue Anregung und Fülle aus ihm zu schöpfen, um in verneuerter Gestalt fortdauern zu können. Die bedeutendsten Minnesänger treffen wir auf den Pfaden des Volksliedes; sie haben aus ihm wundersame Reiser in ihre herrische Kunst zu pflanzen gewußt.

Die Unterschiede der beiden Dichtungsarten sind auch schon äußerlich tiefgehende. Die Kunstdichtung muß sich alles erarbeiten, alles selbst bilden, was sie braucht, Sprache, Bilder, Ausdruck, den gemessenen Klang des Wortes, die Kraft des Tones, die Maße rhythmischer Entfaltung. Der Volksgesang findet alles, was er braucht, schon in der Sprachweise des Volkes vor; er quillt schon unmittelbar aus dem Sprachgefühle des Volkes, aus seinem Gehör, ist er ja selber nur ein Teil der volklichen Sangfreude und Singlust, während die Kunstdichtung mit jedem ihrer Dichter neue Sprachwandlungen zu bestehen hat. Das Volkslied besitzt die klingende Freiheit über Rhythmen und Melodien; die Hauptbewegung des Kunstdichters strahlt aber aus vom Geiste, sein bestes Kunstvermögen liegt in der Bedeutung des Wortes. Das Kunstlied neigt sich um so mehr zum Volksgesange, je mehr es selber — und zwar innerlich, nicht blos für äußere Begleitung, — musikalischen Einflüssen zugänglich ist.

Wie die Dichtung auf das engste mit dem Volksgeiste verbun-

den ist, auf den sie wiederum ihre stärkste und edelste Wirkung ausübt, so ist es der Gesang an sich mit der menschlichen Natur. Der Gesang ist ein Maß der Stimme und der Stimmung. Dies Maß bedingt Einschnitte, Abschnitte, Ruhepausen des Vortrages, um durch diese laufenden Schwingungen die Stimmung allzeit deutlich und dem Innern vernehmlich auseinander zu halten. Dies Maß ist zugleich das Maß aller menschlichen Lebendigkeit, das Maß des Atmens, des Gehens, der Schlag des Blutes. Die Leidenschaft nun, die aus einem Liede strömen soll, kann nur wieder empfundene Leidenschaft erregen, wenn die Maße dieses Liedes der wirklichen Art der Leidenschaft entsprechen, wenn die feurige Erregtheit der Empfindung widerfibert aus dem durch das Maß festgesetzten Ton der Dichtung. Das Tanzmaß und das Maß der Sehnsucht, der Trauer, der jauchzenden Freude beruhen alle in den änderlichen Maßen der menschlichen Natur; im Liede im Gesang sind sie nur Stoff geworden, Anschauung, Kunstmittel — die mächtige Zaubergabe des Sängers, die gewaltige und ursprüngliche Stütze dichterischer Befähigung.

Die Maße der Dichtung, die in ihrer idealsten Bedeutung mit den Maßen der menschlichen Einrichtung gleichen Schritt gehen sollten, bilden die Metrik in ihrer allgemeinsten Bedeutung. Der Volksgesang nun ist es, der das natürliche Maß der Empfindung am klarsten und ursprünglichsten in sich ausgeprägt trägt. Die Kunstpoesie jedoch hat die unmittelbaren Lebensbeziehungen dieser empfindungserregenden Gewalt der gemessenen Sprache und des dichterischen Ausdruckes zum größten Teile zerrissen. Sie baut die gleichen Maße für Freude und Leid, für Tanz und Wehmut, breite Maße für Scherz und Ernst, kurze Maße für Lustigkeit wie für die höchste Andacht des Geistes. So liegt die reichste Gabe aller Poesie, die feinen Seelenwaffen des

Herzens und der Natur, in ihr abgestumpft. Und wenn die Natur wirklich allein nur das Handzeug aller Dichtung wäre, so müßte die Kunstdichtung brach und tot liegen, hätte diese nicht über der zerstörten unmittelbaren Sinnenwelt eine Schöpfung der wirkenden Gedanken gepflanzt, hätte sie nicht die Maße physischer Regung ausgespannt zu den Riesenmaßen der Phantasie und des Geistes.

Diese wundersame Einheit der Empfindung, des Ausdrucks, der Ursprünglichkeit, welche das Volksgemüt zu einer einzigen dichterischen Person macht, findet ihren Gegensatz in der weiten Verzweigung und Verästung der Kunstform. Beim Volksliede schafft ein Jeder, der singt, weiter an der einen Form; derselbe Ton hat eine ganze Gemeinschaft von Singgesellen zum Meister. Der Kunstdichter aber bürgt geradezu für Neuheit und Ursprünglichkeit seines Erzeugnisses. Darum entstehen hier neue Formen zahlreich wie die Blumen im Feld, und jede einzelne wird gepflegt als das köstlichste Gut des Sängers. Da werden genau die Namen gehütet, die beim Volksgesange sofort verschollen sind, wenn sie je bekannt waren. Der Volksdichter nimmt das nächstbeste Lied auf, während der Kunstdichter der Minnezeit geradezu als Tönedieb verscholten wird, wenn es ihm einmal beifiel, nach berühmten Mustern zu schaffen. Und in der That findet sich von den vielen Tausenden verschiedenartiger Liederformen des Minnesangs kaum eine, die zwei Sängern angehörte, es müßte denn ein Nachruf oder eine Parodie sein, die sich gewöhnlich die ausgeprägteste Form des Sängers, den sie verherrlichen oder verhöhnen wollten, zum Vorbilde nahmen. Und so kennt das Volkslied hinwiederum das nicht, auf was das Kunstlied mit eifersüchtigem Stolze erfüllt ist: die Eigenart der selbständigen Sängernatur, das Fortleben des künstlerischen Einzelwesens in der Dichtung.

Während so Volks- und Kunstpoesie ihre entgegengesetzten Wege gehen, sind sie doch auf Grundlage ihres innersten Wesens auf einander angewiesen. Keine Kunstpoesie wird sich lange halten, die, ganz nur von ihrem Werte eingenommen, mit sprödem Stolze an dem Gesange des Volkes vorübergeht. Ohne die freien Beziehungen mit demselben wäre ihre Kraft bald erschöpft, ihr Schwung bald erlahmt: der volle Hauch, der jeder Poesie zu eigen sein muß, kann nur aus den reinen Quellen des Volkes kommen. Ohne Volkspoesie wäre die Kunstdichtung starr, lebenslos, leer.

Das Volkslied hinwider kann zu einer blühenden und machtvollen Kunstdichtung, wie es der deutsche Minnesang war, mit Befriedigung aufsehen; er empfängt von ihr nachhaltigen Schutz und eine gedeihsame Befruchtung. Denn wo der Sänger am Herrenhof gastliche Aufnahme findet, da braucht der Spielmann nicht zu darben. Auch von dem innerlichen Reichtum der Kunstpoesie selbst fällt für den Volksgesang manche Blüte ab; viele Kunstdichter haben mit gediegenen Schöpfungen, an denen gedeihlich der würzige Erdgeruch des Volkes schwebte, unmittelbar in den Volksgesang hinübergespielt.

Wenn auch nicht so breitspurig und bestimmt wie der in großen Formen bestehende und überall verbreitete *epische* Volksgesang, so bewegt sich das *Volkslied* zur Zeit des Minnesangs doch in uns deutlich erkennbaren Umrissen. Meist wird es von der Liebe ausgefüllt, dem ewig unveränderlichen Herzensgut aller Lyrik. Daneben prägen sich auch andere Stoffe aus, Gebete Klagen, Spott, Lob und Schelte. Fabel-, Wunsch- und Grußlieder sind nicht selten. Am häufigsten werden Tanzlieder gesungen. Hier hat der leichte und tönende Schwung des Volksgesanges den fruchtbarsten Boden gefunden.

So blüht neben dem höfischen Gesange noch ein freies, leichtes,

gestaltungsfrohes Lied, das wir uns unmittelbar im Volksleben fliegend zu denken haben, auf den Dorfgassen, in den Stubenerkern der Ritter und Bürger, in den Schenken und auf den Tanzböden, überall wo Menschen in Berg und Thal, in Haide und Wald einsam singen oder in zweimal gedoppelter Lust Glück und Wehmut des Lebens ertrugen. Nebenher klingen noch die Spiel- und Tanzlieder der wandernden Schüler und der fahrenden Mönche.

Das erste Volksliedchen, dem wir in mittelhochdeutscher Sprache, in der Sprache des höfischen Gesanges, begegnen, steht in einer Sammlung von Liebesbriefen, die Wernher, ein Mönch des Klosters Tegernsee, um das Jahr 1170 angelegt hat. Es ist ein Liebesliedchen.

Dû bist mîn, ich bin dîn:
des solt dû gewîs sîn
dû bist beslozzen
in mînem herzen;
verloren ist daz sluzzelîn:
dû muost immer drinne sîn.

Das ist die echte, klare, kristallene Poesie des Volkes. Das muß unmittelbar aus sich die waldquellfrische Sprache des Volkes herausfühlen, herausdichten. Und wie weiß das Volk selbst am besten die innigen Hervorbringungen seines Gemütes zu bewahren! Durch die ganze Zeit her hat sich dies Liebesliedchen erhalten; und wie es vor siebenhundert Jahren eine vornehme Dame von einem Dorfburschen oder einem Wandergesellen erlauscht hatte, so hören wir es heute noch, fast in derselben Form und mit den gleichen Ausdrücken, wie es mit einem herzfrohen Jodler aus den Almhütten der bayrischen, tirolischen und kärnthnerischen Berge klingt:

Mei Herz is verschlossen,
Hangt a großes Schloß dran,
Is a ganziger Bua,
Der mirs aufsperren kann.

(Bayern.)

Du liegst mir in Augen,
Du liegst mir in Sinn,
Du liegst mir in Herzen
Drei Klafter tief drin.

(Tirol.)

Wann du mei Bua willst sein,
Mußt du aufrichtig lebn,
Mußt dei Herzl zusperrn
Und mir 's Schlüssele geben.

(Kärnthen.)

Mei Herz und dei Herz
Sein zsammengschwundn,
Der Schlüssel ist verloren,
Werd nimmer gfundn.

(Kärnthen.)

In gleicher Weise reichen die Vierzeiligen, Landler und Schnaderhüpfeln unserer deutschen Alpen zurück in die Tage des Minnesangs. Ein solcher mittelhochdeutscher Vierzeiliger blieb uns noch erhalten.

Kume kum, geselle mîn,
ih enbîte harte dîn:
Süezer rôsenvarwer munt,
kum und mache mich gesunt.

Ein Tiroler Schnaderhüpfel hat auch dies Liedchen treu im Gedächtnis behalten:

Schön blau is der See,
Und mei Herz thut mir weh
Und werd nimmer gsund,
Bis mei Schatz wieder kummt.

Manches Liedlein der Minnesänger ist volkstümlich geworden oder gar ins Volkslied übergegangen, wie Lieder Goethes und Uhlands in der heutigen Zeit. Nicht alle Hofsänger haben durchwegs der Mode gehuldiget, und mancher wußte das freie Zuklingen, das ihm aus dem Volke kam, geschickt zu fassen und artig zu verwerten. So war es eine Leichtigkeit, daß ein Lied, das in der höfischen Burghalle sein Entstehen fand, auf der Dorfgasse und vor der Stadtmauer weiter klang, wenn es nur einmal laut geworden war. Zu den Minnesängern, die das freieste und geübteste Auge für das Volkslied ihrer Zeit gehabt haben, zählt neben Walther von der Vogelweide hauptsächlich Herr Gottfried von Nifen. Er hat den frischen, leichten und knappen Volkston am besten getroffen. So konnte auch seine Strophe in das Volkslied übergehen:

Diu nahtegal diu sanc sô wol,
daz man irs iemer danken sol
und andern kleinen vogellîn.
dô daht ich an die frouwen mîn:
diu ist mins herzen künigîn.

Die Gemütsbeziehung zwischen Natur und Leben weiß doch nur das Volkslied und was ihm ebenbürtig ist, so fein und seelenvoll wiederzugeben, anzudeuten oder auszuführen. Da fühlt man so recht das beständige Ineinanderweben von Naturgeist und Volksseele wie eine große, freie, unbewußte Weltminne. Erst der Künstler kommt, legt breit an und führt breit aus. Für jeden Farben- und Gemütston braucht er seinen Untergrund. Das Volkslied

nimmt frei heraus, was ihm paßt, und es trifft immer das rechte. So unmittelbar frei klingt dem obigen Liedchen ein steirisches Schnaderhüpfel nach:

Stieglitz und Bachstelzn
Sitzn am Damm;
Schöne Buebn, schöne Diendlen
Die sitzn gern zsamm.

Am reichlichsten hat der höfische Sang aus den Tanzliedern des Volkes geschöpft. In diesen äußert sich die sprachliche Meisterschaft des Volkes am freiesten, in dem leichten Wandel der Rhythmen, die die Musik ersetzen oder begleiten. Aus uraltem Sprachschatze schöpfend, vor jeder Wandlung durch den stehenden Gebrauch des Volkes geschützt, am getreuesten sich erhaltend mit derselben Gleichheit der menschlichen Bewegungen, wird das Tanzlied des deutschen Mittelalters durch keine andere Kunstform erreicht, was die musikalische Geltung der Sprache betrifft, die Lebendigkeit, Abwechslung und Kraft des Wortes. Es ist mehr ein Tonstück als eine Gedankendichtung. Zum Klingen und Schwingen ist es ja berufen, während es für Höhe und Tiefe des Geistes im Geschwirre des Tanzes keiner Nötigung hat. Zurufe, Aufforderungen, in denen scharf und deutlich die Lust am Tanzgewirbel hervorklingt, sind hinreichend, das Denkvermögen während des Tanzes, der keine Gelehrtenarbeit ist, zu beschäftigen. Meist gibt dem Tanzlied die Natur eine Fülle von Anschauungen und Bewegungen. So schallt der Ruf: Springen wir den Reigen, Frauе mein! Freuen wir uns des Maien, er kommt mit seinem lichten Schein! Der Winter ist zergangen, die Haide kommt von ihrer Not. Alle sollen wir Freude haben, die Zeit mit Sang begehen; mit Blüten und Wonnen ist die ganze Welt umgethan. Da sollen wir tanzen, reihen, springen mit Freude und mit Sin-

gen! Werft mit dem Ball! Hei, einer Frau, die aller Tugend voll, ich weiß, wie ich ihr gefalle!

Auf der lichten Haide den Sommer empfangen, alles Sorgen fahren lassen, die Frauen grüßen und den Tanz beginnen: es blüht darin etwas von der Sonnigkeit der alten Germanenfreude. Das ist die ewigheitere Seele des Volksliedes; sie lebt noch heute unter uns. Sie klingt durch den ganzen Minnesang. Wo dieser sich recht in Jubel und Freude ergeht, da schwebt ihr heiterer Klang hervor, mailich und jungfrisch. Er bringt eine leichte Beweglichkeit in die Sängerfreude, er breitet den hellen Zauber des Volksgemütes über das Minnelied, er streut den Glanz duftigster Sinnesheiterkeit über die Herrenhöfe.

Im volksmäßigen Tagelied ist der Wächter noch der Freund der Liebenden, während er später ganz unwahrscheinlich vom Turme die Warnung singt, daß es Zeit sei, an ein unwonnigliches Scheiden der Minne zu denken. Jener hört das Vögelein singen und sieht den Morgenstern verglimmen; da ruft er den Liebenden und weckt sie. Für heimliche Liebe ist es wohl der beste Rat, meint das Liedchen, gute Freundschaft zur Hut zu haben. Es ist die gleiche heimliche, tougenliche Minne, von der noch heute das Tiroler Schnaderhüpfel singt:

Und wie stiller die Nacht,
Und wie schöner die Stern,
Und wie hoamlicher die Liab,
Und wie mehr han is gern.

Auch die Tagelieder haben sich heute noch beim Gasselgehen und Fensterln der Dorfburschen erhalten. Sie haben noch die genaue Bedeutung der mittelalterlichen: mit Schrecken sieht man das Grauen des Tages, man hört die ersten Stimmen des Morgens, der die Liebenden oder Brautleute trennt, die sich ein Stell-

dichein in der Kammer gegeben haben, das in der Regel ohne Verstoß gegen die Sitte zu verlaufen pflegt. So singen die Dorfburschen Tirols und Kärnthens:

I halts net für mögli,
I kanns gar nit glaubn,
Es krahn scho die Hahnla,
Es gurren die Taubn.
Wann der Auerhahn pfalzt,
Wann der Kohlfuhrmann schnalzt
Und der Nachtvogel schreit,
Is der Tag nimmer weit.

Eine andere Person, die in der höfischen Mode des deutschen Minnesangs ebenso gut auftritt wie in den Liedern der Troubadours, der Aufpasser und Merker, lebt gleichfalls heute noch in den Sennhütten und Dörfern Tirols.

A schneeweißes Täubl
Fliegt über mei Dach,
Mußt nit so laut reden,
Sein Zueloser wach.

Am fremdesten steht dem Volksliede jene glänzende Entwicklung des höfischen Minnesangs gegenüber, die vornehmlich durch Herrn Heinrich von Veldecke, dem ersten Vertreter der feinsten und durchsichtigsten Hofkunst, angebahnt wurde. Da treibt die Herrschaft des Gedankens und der Reflexion ihre kräftigsten Reiser. Da ist Alles Gold und Schein; aber der luftige Schein der Kunst nur, nicht der breite und derbe Glanz sonniger Wirklichkeit. Echte Kunstsänger sind die Minnedichter, die uns von Veldecke ab bis auf Walther von der Vogelweide begegnen; was sie singen, haben sie sich zu bestimmtem Zwecke zurecht gelegt oder erfunden. Mancher von ihnen hat das tiefe Gemüt, daß er in

seinem Inneren trägt, schon zu einer bloßen Maschine gemacht, die fort und fort, nach den erforderlichen Mustern Stimmungen erzeugt, für Leid und Freud, Trauer und Qual, Sehnsucht und Lust. In die Räder dieser Maschine greift das Volkslied nicht ein; es hätte nur arge Verstörung darin angerichtet.

Walther von der Vogelweide war der Erste, der mit Bewußtsein in seine Dichtung volkstümliche Elemente aufnahm. Er war dem Drange gefolgt, den immerhin reichen und vornehmen Schatz der höfischen Minnepoesie dem Volksgrunde wieder näher zu bringen. Die überfeinerte Bildung, die er im flitterigen Glanze Reinmar'scher Dichtung vorfand, suchte er mit frischem, naturwüchsigem Inhalte zu erfüllen. Die Bewegungslosigkeit der höfischen Sitte wußte er durch die anmutige Klarheit des Volksbewußtseins höheren Zielen geeignet zu machen. Er brachte neue Stimmungen in die Poesie, neue Anschauungen, neue Wort- und Gedankenformen. Die Überkultur des Hofes tauchte er in den vollen Quell volklicher Ursprünglichkeit. Und er hatte die Freude, daß sie wie neuverjüngt, lebensvoller und drangfroher daraus hervor ging.

Walther sättigte den Drang seiner Zeit, das Innere durch die Dichtung ausleben zu lassen. Als echter und rechter nationaler Meister näherte er sich mit einem jeden Schritte dem Geiste des Volkes, den er endlich in seiner vollen Tiefe und Schönheit zu erlauschen verstand. Er ging bei den fahrenden Leuten in die Schule und entnahm ihnen den machtvollen Trieb, den Ernst und den Schwung des Lebens in wuchtigen Sprüchen, die Gewalt der Zeit in eiserner Rede zu erfassen. Und auf dieser volklichen Grundlage schuf er den Deutschen eine politische Poesie.

Aber auch über die Lyrik goß er die reine, unmittelbare Sonnenhelligkeit und Seelenheiterkeit des deutschen Gemütes. Er

zeigte seinen höfischen Herrn und Meistern, daß es lieblicher und feiner zu singen wäre, wenn man eine liebliche Wirklichkeit vor sich fände, nach der man sänge, als daß man sich immer nur ein wesenloses, flitteriges Etwas einer unmöglichen Minne einbilde und erträume, eine himmelhohe Kluft und eine luftige Vereinigung. Das Singen nach dem Leben brachte Walther aus dem Volksgesange in die deutsche Kunstdichtung. Er brachte hinein den vollen Gehalt des Lebens, seine Freiheit, seine Schönheit, seine Wärme, seine Hoheit und Liebe, den Aufflug und die Bitternisse, die rechte Freude und den rechten Trost. Namentlich bildete er in der deutschen Dichtung einen Hauptzug des sinnvollen deutschen Lebens aus, das Naturgefühl. Darin ging er Allen voran. Er hat es am wärmsten und anteilvollsten dargestellt, mit eigenen Zügen und mit dem Zauber der Wahrheit und Empfindung.

Auch die früheren Minnesänger haben schon eine ungefähre, ja, eine ständige Betrachtung der Natur. Sie nehmen der Nachtigall wahr, wenn sie in der ersten Mainacht singt, der Blume, wenn sie aus dem Klee taucht, des grünen Waldes und der bunten Haide. Aber meist begnügten sie sich mit dem stimmungsvollen Anklang, mit der bloßen Farbe der Natur. Walther hat die Seele der Natur erforscht, und das Volkslied hat ihn dabei geführt. Diese Seele der Natur wird die große und treue Freundin des Dichters, die seinen Schmerz in Tröstung auflöst, sein mattes Herz zu den Wolken hebt, seine Klagen mit Windeseile an wonnigliche Statt trägt. Sie gibt ihm für Alles den neuen, schönen, vollendeten Ausdruck der Wahrheit. Sie geußt ihm Lust und Wonne ein, wenn sie die Blumen aus den Knospen löst, die Nachtigallen in der Waldstille versammelt und am Bache die dürstenden Kräuter letzt. Und es war wiederum die deutsche

Natur, welche am vollsten und innigsten die deutsche Minne verstanden hat, die deutsche Liebe.

Neben Walther ist es Neidhart vom Reuenthal, der höfische Dorfpoet, der am meisten aus dem Volke geschöpft hat, aus dem Leben des Volkes, namentlich der Bauern, wie aus der Natur. Aber er greift ziemlich einseitig nach dem bloßen Effekte, ganz abgesehen von der Tiefe und Herzlichkeit der Walther'schen Auffassung. Er hat fast ausschließlich Tanzlieder geschrieben: dafür reichte seine dichterische Bildung gerade aus. Ernsteren Sinn besitzt er nicht. Daß er sich an das Volkslied gehalten hat, geschah nur aus Modetrieb. Er steht nie wie Walther in der Mitte seiner Stoffe, sondern als rechter Hofsänger über ihnen. Auch seinen flottesten Gesängen merkt man das echt ritterliche Gehaben an. Der Reif der Hofkunst verdeckt weder die Fugen seiner Derbheit noch die, wo sich sein eigenes Dichten von volksmäßiger Entlehnung abhebt.

Fünftes Kapitel.

Heinrich von Veldecke, der erste höfische Minnesänger.

Der frohe Singsang, der drunten in den Burgen der Donauherren erklang, noch mannigfach durchzogen vom Geiste und der Sprachweise des Volksliedes, wurde bald überwältiget und aufgesogen von dem Meer von Tönen und Weisen, das mit der Entfaltung einer regelrechten höfischen Kunst vom Rheine her geflutet kam. Am Niederrhein wurde der erste, streng höfische Sang gethan; der erste höfische Sänger war Herr Heinrich von Veldecke.

Der Niederrhein, der breit und voll, nicht mehr umkränzt von den waldigen Höhen der deutschen Berge, sich über gesegnete Niederungen dem Meere zuwälzt, war am ersten ausländischer Sitte und Bildung zugänglich. Hier drängte sich die französische Ritterart ein, hier wurde sie am leichtesten und tiefsten aufgenommen. Zwar geschah der Einfluß nicht unmittelbar. An den kleinen Höfen von Belgien, die, ganz durchdrängt vom französischen Ritterwesen, den Ton angaben, lernten die niederrheinischen Hofherrn ihre deutsche Sitte durch feinen Brauch und französischen Anstand ergänzen. Flämische und wallonische Sitte wurde

das Muster für jedes gute Benehmen in der Burghalle und beim Ausritt zu Gejaid und Waldspiel. Schon wurden Verstöße gegen die Hofsitte arg gepönt, und ein unschmiegsames Wesen, das noch in den altkernigen Formen steckte, wurde schon als bäuerlich, dörperlich gescholten. Das ganze Leben wurde höfisch umgewandelt, die ganze Gemütsart kam in den Bannkreis der Höfischheit. Selbst die Sprache lernte es, sich mit den höfischen Lieblingsklängen des Französischen zu verfärben.

Die niederländischen Ritter gaben bald das Vorbild ritterlichen Wesens. Da wurde schon mit Aufmerksamkeit auf den spielenden Glanz gesehen, auf einen feinen Umgang und Verkehr. Auch die Übungen ritterlicher That mußten glanz- und ehrenvoll sein. Die Turniere in Brabant, Hennegau und Lüttich gaben gute Formen hiefür. Je weiter vom Rheine fort, desto mehr waltete im Rittertum noch die alte Volksart. Den galanten Rheinherren stunden die Burgherren in Franken und Schwaben, in Bayern und Österreich im Range der Höfischheit schon nach, während die biderben Sachsenritter geradezu im Rufe der Wildheit stunden.

Neben dem ungestümen Drange der ritterlichen Weltauffassung, die wie ein froher Sommersturm daherfuhr, war die freundliche Geschmeidigkeit des Volkes am Niederrhein, die von der herben Widerstandsfähigkeit der Bayern und Sachsen nichts wußte, ein Hauptumstand des raschen Eindringens und Ausbreitens höfischer Verfeinerung. Hier tönen die allerweichsten Lieder auf. Hier wurde der Dienst der Frau Minne mit der reinlichsten Anmuth und der sonnigsten Froheit getragen. Das leichte und fahrige Wesen der Rheinritter, ihre höfische Putzsucht und der Hang zur französischen Nachahmung zog bereits im Mittelalter den Spott auf sich.

Auf diesem heiteren niederrheinischen Grunde erstrahlte also am lebhaftesten der Glanz des Ritterwesens; obwohl mannigfach mit fremdem Gute ausgerüstet, war er innerlich doch deutsch. Der Grundquell dieses höfischen Glanzes nun ist auch auf die übrigen deutschen Herrenhöfe übergegangen.

Und es war, als ob dieser spielende Glanz der Zeit die ganze alte deutsche Welt voll Wucht und Kraft zum Versinken gebracht hätte. Wie ein goldener Schleier legte er sich über die uralten Gemütsgeheimnisse des Volkes. In diesen Glanz schien Alles ausgetauscht zu werden von dem alten Zauber, das Rauschen der Bergwälder, der Donner der Meerflut, das Blühen der Hagwiesen, das Grünen der Stromanger, der urschneidige Drang der Schwerter und Sturmeisen, die Einsamkeit im Berghof, die Versammlung in der Trunkhalle. Der Geist einer leichten seelischen Bildung flog über all das fort und hob die Gedanken zur Sonne auf. Was der Deutsche früher niemals gekannt hatte, legte sich jetzt in seine Seele: das Schwärmen nach Gütern, die der Welt entlegen sind. Wie der Gedanke eines Künstlers rasch, schwungvoll, mit der ersten Regung schon schaffensmächtig sich emporwirft, so hatte sich jene feine Bildung emporgerungen aus der harten deutschen Natur. Und diese Bildung hatte sich gleich ihre eigene Kunst mitgebracht. Darum hub es auf einmal an zu singen und zu klingen von einer neuen Schönheit und einer neuen Schwertedelkeit: ohne Waffe gings dem Deutschen selbst in der Zeit der Überfeinerung nicht. Was roh war, wurde mannhaft mit Hoffitte überkleidet. Und bald gedieh auf dem kleinsten Burghof die Freundlichkeit der Zeit, und im engsten Winkel besaß man bald ein wohlgeneigtes Verständnis für Alles, was aus der geistigen Welt des Rittertums dahin klang.

Ein solches Rittertum konnte dichterisch nur in seiner eigenen

Verherrlichung leben. Und wirklich sind von ihr der ganze Minnesang und das ritterliche Heldengedicht ausgefüllt. In ihnen haftet sich am vollsten das Leben aus, klingen die allerinnerlichsten Gefühle aus, vereinigt sich die höfische mit der kampflichen Sitte. In ihnen ziehen in Einer Gemeinschaft die sinnlichen und die sinnigen Freuden der Sänger zum Wettstreit. Das leuchtet von den Zinnen des ritterlichsten aller Höfe, des Artushofes. Vor ihm hält betrachtend jeder junge ritterliche Geist und prüft die Vortrefflichkeit seines höfischen Wesens und seiner Tugend. Die Seele dieses Hofes aber blieb der Minnedienst; die Freude und der innerste Genuß dieses Dienstes war der höfische Gesang.

Dieses fröhliche und volle Ausleben des Gemütes unter milden Frauenhänden und dieses Ausbieten der ritterlichen Thatkraft und Kampffreude gehen gleichmäßig nebeneinander. Neben der Frau Minne steht Frau Aventiure. Um beider Kränze ringt der Ritter, jeder davon verherrlicht den anderen. Zu Ehren der gewinnten Frau aufs Wahlfeld reiten, einen Gegner suchen, mit dem man sich messe, galt als ein zartsinniger Beweis hohen Mutes, der einen Helden befähigte, im feinen Kreise lächelnder Frauen zu sitzen.

Dieser zweifache Dienst, die Minne der Frauen und der Waffen, hielt den Ritter im schützenden Banne vor jeder Leidenschaft. Denn die Leidenschaft, welche die freie, der Schönheit ergebene Seele verfinstert, brachte einen dunkeln Schatten auf den blanken Herrenschild. Der echte Frauenritter durfte nicht mit geschlossenen Augen an der Huld der Welt vorübergehen; er durfte aber auch nicht untergehen in der Leidenschaft, nicht verderben im schönen Brand der Sinne.

Durch weiblichen Seelenadel wird der Geist aufgeflammt zur Erreichung seines unzerstörbarsten Besitzes, der mannes

mannheit, des unverzagten mannes muot. So ist die Darstellung echter Weiblichkeit und treuer Ritteredelkeit nicht das Ergebnis romanhafter Anwandlungen. Sie wirkt mit der heiligen Wucht einer sittlichen Lebensmacht auf das Gemüt. Das Rittertum, die Minne ist eine Schule des Gemütes. Der Adel des Gemütes, die Reinheit des Lebens, das sind die Güter, nach denen sich der Sinn mit der Ausdauer bewußter Lebenserfüllung wendet. So strebt der junge Knappe mit gewaltigem Eifer nach der ritterlichen Eisenzier, mit der ihm diese Seelengüter erschlossen werden, nach der Waffe, dem Schwert. Mit der Waffe bezwingt er die sittliche Unfreiheit, die tumpheit. Diese Unfreiheit wird geläutert in dem Borne einer reinen und treuen Minne.

Maß, Demut, Erbarmen, Scham sind die Haupttugenden des Ritters am deutschen Herrenhofe. Sie bezwecken die Vermeidung aller unfuoge. Sie richten das höfische Leben bei aller Feinheit des äußeren Glanzes nach der Grundlage einer sittlichen Lebensmacht ein: Verzeihung im Kampfe gewähren, freundlich und aufmerksam sein im Umgang mit Jedermann, mit Frauen sittig und frohherzig verkehren, unzeitiges Fragen vermeiden, Bescheidenheit üben, reiner, treuer Minne pflegen, bewandert sein in allen Formen des ritterlichen Kampfes. Das Alles hilft das große Geisterglück im Gemüte des Menschen erringen, den Seelenfrieden. Nach ihm geht das Streben der Sterblichen, er ist der Zauber des Grales. Nach diesem zieht Parcival aus, als der Träger alles Menschenempfindens. In hartem Ringkampfe der Seelen muß dieses Menschenempfinden zerbrochen und zersplittert werden, bevor es zur Freiheit gelangt; die ganze Innerlichkeit muß aus ihren Fugen brechen, alle erträumten Himmel, jedes Bereich der Hoffnung und Gnade muß versinken, das Herz zerschnitten sein vom ganzen Weh der Überzeugung, bevor sich die

heilige Sonnigkeit des Friedens darüber breiten kann. Diese Sonnigkeit des Friedens ist der Glanz des Gralkönigtums; er verschaffte dem deutschen Ritter die große Seelenwürde, mit der dieser vor seiner Zeit bestund.

Diese Kunst der Seelen und der Minne fand ihre Verherrlichung nicht nur an den blinkenden Schilden der Hofherren und in den Reimweisen der ritterlichen Sänger; sie hatte selbst die Steine unter ihre Obmacht genommen und aus ihnen jene herrlichen Gebilde geschaffen, die wir noch heute als die Träger des spätromanischen Baustiles bewundern. Das ist so recht der Baustil der Minnesängerzeit und des Rittertumes.

Die harte und ungelenke Form des eigentlich byzantinischen Stiles liegt überwunden. Alles strebt auf. Aber während der folgende gotische Stil keck, gekünstelt, oft wie gespenstig in die Luft springt und etwas Mystisches aus den Wolken suchen will, kommt im romanischen Stile eine edle, schöne und klare Entfaltung der einzelnen Formen zur Geltung. Gerade dies Einfache, Klare und Freie trägt den sonnigen Anhauch des Zeitgeistes an sich. Die romanische Baukunst — es liegt ein Zwiespalt im Wort: man könnte sie in jenem Sinne auch die deutsche nennen — lebt nur halb im Stein; die andere Hälfte ihres Seins lebt im Menschengemüt, das sie innig und wahr durchempfinden muß, um sie als künstlerische Klarheit in sich aufnehmen zu können. Nicht die verworrene Verschlingung und Verkreuzung und Verdistelung des gotischen Stiles hätte die große Seelengemeinschaft des deutschen Rittertums ausdrücken können, sondern nur das weihevolle Aneinanderfügen, das innige Ineinanderlegen des romanischen Stiles. Das Sinnbild des gotischen Stiles ist ein krauses Genist von Blumen- und Blattflechtungen, ein hohles Gebäude von Fugen und Schäften: die Rippen sind oft die Haupt-

sache. Das Sinnbild des romanischen Stiles ist die wohlgemessene Wand, die freie, schlanke Säule, die einen einfachen Fuß, eine sinnvoll geschlungene Krone trägt, der Adler, die Lilie, das Vögelein, die aus den glatten, feinen Steinbandungen schweben, der Sängergreif, der die Türme und Giebel krönt, die weiten, runden, feingezeichneten Fensterbögen. Und gerade in den letzteren liegt das Milde, Frauenhafte der Zeit, das Traumschöne, die Anmut und Lieblichkeit des Lebens angedeutet. Die höfische Heiterkeit, der ritterliche Ernst, die edle Sängerfroheit und die reiche Fülle einer noch nicht überladenen Phantasie schlummern darin. Es ist ein Singen im Stein, ein Leuchten in der vollen, weichen, wohlgebreiteten Baumasse. Keine Phantastik und kein mystisches In-die-Luft-Springen, sondern eine schöne Wahrheit des Lebens; nicht Streben, Ringen und Kampf, sondern die starke Wahrheit des seelischen Glaubens, der Frieden nach Ringen und Kampf. —

Am schönsten aber strahlte der Glanz der Zeit doch immer aus der Kunst der Lieder und des Gesanges, deren hofmäßige Ausbildung mit Veldecke ihren Anfang nahm.

Herrn Heinrichs von Veldecke Stammburg stand beim Dorfe Veldecke, das in der Nähe von Mastricht, einem Mittelpunkte regen Verkehrs am Niederrhein, lag und Lehen des Klosters Druiden war. Hier am heimischen Klosterhofe mochte der junge Ritter den Grund gelegt haben zu seiner umfassenden Bildung. In seiner Heimat fand er Gönnerschaft am Grafen Ludwig von Loz, der um 1171 starb, und an dessen Gemahlin Agnes, der einzigen Tochter des Grafen von Rheineck, auf deren Anregung er später die Legende vom heiligen Servatius verfaßte. Im Dienste der Grafen von Rheineck und Loz durchwanderte er mehrere Gegenden Deutschlands, so den Harz, und kam zum denk-

würdigen Hoftag des Kaisers Friedrich Barbarossa nach Mainz, der über 70 Tausend Ritter zum Feste versammelt sah.

Schon in seiner Heimat hatte Veldecke sein größtes Werk, eine Umdichtung der Aeneide aus dem französischen Gedichte des Benoit de Sainte More begonnen. Er hatte fast drei Vierteile desselben vollendet, als er die Handschrift der Gräfin von Cleve zum Lesen und Schauen lieh. Diese vermählte sich 1174 mit Ludwig dem Milden von Thüringen. Zum Nachteile Veldeckes wurde ihm das Buch vom Grafen Heinrich von Schwarzburg, der Gefallen an der feinen Dichtung gewonnen haben mochte, entwendet. Damit erlangte das Werk gegen den Willen des Dichters eine gewisse Berühmtheit und es hatte seinen Namen schon überall bekannt gemacht, als es jener wieder vom Sängergrafen Hermann von Thüringen zum Vollenden zurück erhielt. Erst nach neun Jahren konnte so Veldecke auf der Neuenburg an der Unstrut sein Werk, das er nunmehr aus der niederdeutschen in die thüringische Mundart übertrug, zum Abschluß bringen.

Veldecke hat den höfischen Sang vom Niederrhein nach dem Herzen Deutschlands getragen. In Thüringen scharten sich die Sänger um ihn; da pflanzte er seine Kunst in das Gemüt und in den Brauch der Höfe, die aus den lieblichen Bergwäldern an der Saale und Werra emportauchen. Er hat am ersten bewußt ausgesprochen, was alle folgende Zukunft der Minne und des deutschen Rittertums erfüllte. Bis zu den Meistersingern reicht seine Erinnerung, und es sind wenige Sänger von ihren Berufsgenossen so neidlos verehrt und besungen worden, wie der erste Meister des deutschen Kunstliedes.

Herr Heinrich von Veldecke ist eine Gestalt voll Anmut und Frohheit. Wahrhaftig, der liebliche Zauber der Kunst ruht auf seinem Bilde. Er ist voller Humor, lebhaft und gemütvoll, voll

Leichtsinn und doch wieder voll ritterlichem Ernst, ein rechter deutscher Troubadour.

Auf dem Bilde der sogenannten Manesse'schen Handschrift wird er dargestellt, wie er in einem langen, bunten Sängermantel, ohne Schwert, auf einem Hügel sitzt, der reich mit Blumen überwachsen ist. Nachdenksam stützt er das Haupt auf die Linke. Das jugendliche, goldenlockige Haupt ist mit einem Rosenkranze umwunden. Vor sich hält er eine mächtige Liederschrift, für die er gerade ein Liedlein auszusinnen scheint. Rings um ihn fliegen Vöglein in die Luft, ihm zu Häupten und Füßen wachsen Rosen und Kornblumen aus Garten und Klee. Auf der Kapuze des Mantels springt lustig ein Eichkätzchen.

Veldecke ist ein Märchen der Philologen.

Wie viel er den französischen Sängern entnahm, die er am glänzenden Hoffeste des Rotbarts zu Mainz getroffen hatte, wie viel eigenartig in ihm lebt und schafft, ob der April, den er die Linden- und Buchenblätter heraustreiben läßt, ein deutscher sein kann oder ein französischer sein muß, das sind alles schwerwiegende Dinge für deutsche Gelehrtengründlichkeit und Studierwut.

Uns fesselt sein liebliches Sängerbild.

Er ist durch und durch Hofdichter und weiß, daß er vor wohlgebildeten Frauen singt, vor einem höflichen Sängerkreise, die alle anmutig mit einem französischen Gruße grüßen und mit doppelt so würdigem französischen Beifallswort dem Sänger Lob spenden. Aber Veldecke schaut mit einem deutschen Auge in die Natur. Jedes seiner Lieder ist durchweht von einem holden deutschen Gefühl. Das bricht auch dort noch durch, wo der Dichter, dem Geschmacke seiner Hörer folgend, die feinen Riegel der Courtoise vorgeschoben hat und französische Wörtlein ungefüg in sein hübsches Reimicht flicht. Man merkt es deutlich heraus, der junge

Dichter ist viel mehr in den weiten, dichten Buchenhagen seiner Heimat herumgesprungen, seine frischen Lieder im heimlichen Wetteifer mit den Waldsingern auszuspinnen, als in den Stuben der engen Dienstburg gesessen, um aus französischen Pergamenten fremdlallige Gesätze zu üben. Er läßt es durchschimmern in der Freude, mit der er dem singenden Walde entgegenjubelt, oder in der Wehmut, die das glänzende Wiesenthal erfahlen schaut. Er weiß noch nicht höfisch zu heucheln und zu schmeicheln, wie die Singherren, die bald hernach am Oberrhein ihr höfisches Klagen thun. Bei ihm ist Alles Empfindung, und er versteht, sie sinngemäß auszusprechen. Er hat auf seinen Waldgängen mit willigem Ohr auf die Sprache der Waldleute und Dorfsessigen gehört, ihrer Sprache Worte und Redewendungen erlauscht, Ausdrücke aus dem Rechtsleben, die seiner Sprache Kraft und Fülle geben. Dazu lebt er vollständig in dem Banne des poetischen Reizes, den man einem deutschen Übersetzer französischer Modelieder nicht so leicht zumuten sollte. Er war durchaus eigenständig, seinem ganzen dichterischen Gehaben nach. Und darum beugt er sich nur dort der Mode, wo er galant sein will, vielleicht auch ein bischen geistreich. Da mengt er gern die Formelwörter des Hofes ein; denn das blîschaft war viel höflicher zu sagen als Froheit und Lustigkeit, und es bringt dem Sänger mehr Beifall, der so artig auf die Gesittung der feinsten Gesellschaft anzuspielen weiß. Den Namen seiner Geliebten darf er nicht nennen; das wäre schon unhöfisch gewesen und hätte vielleicht eine Dame in Verlegenheit bringen können, die mit so fröhlich spielendem Auge auf den Sänger geschaut haben mochte. Mit zornigem Unmute erhebt er sich wider die Schelter der Frauen; er ist nicht nur ein Sänger, sondern auch der begeisterte und waffentüchtige Schützer der Frauenehre.

Der Zauber, den die Gestalt des ersten deutschen Minnesän-

gers ausübte, wurde lebhaft empfunden von allen Folgenden, welche die brausende Herrenharfe zum Tönen der Minne brachten. Am schönsten hat Gottfried von Straßburg in seinem „Tristan" Veldeckes Lob gesungen: Wie wohl der Meister vom Niederrheine vom Minnen sang! Seine Weisheit kam aus dem Quell, wo alle Weisheit entspringt, aus dem Pegases. Er habe ihn selber nicht gesehen; aber er hörte es von allen Meistern, die seitdem waren, daß sie ihm den ersten Preis geben, weil er das erste blühende Reis in die deutsche Zunge gesetzt habe. Davon seien die anderen Reiser entsprungen, daran die Blumen aller Dichtung kamen!

Auch für uns bleibt Meister Heinrich von Veldecke erinnerungswert als der erste deutsche Schöpfer einer poetischen Sprache und ihrer feinen Stimmungen. Er hat einen fast modernen Zug in die neuaufsprossende Dichtung der Höfe gebracht. Er war der erste poetische Künstler, der mit Bewußtsein die deutsche Kunst gepflegt und für sie sowohl nach richtigem Ausdruck und selbstwertiger Stellung als auch nach Fülle und Klärung gerungen hat.

Sechstes Kapitel.

Von der Niederlande bis zur Donau.

Mit Veldecke fängt es überall zu singen an im deutschen Land. Gemüter und Zungen waren gelöst, die Formen geklärt, die Stimmungen geläutert. Es war die Kunst geschaffen. Dichterische Persönlichkeiten ließen nicht auf sich warten, die Formen mit selbständigem Geiste zu erfüllen, mit individuellem Gehalt. Wir sehen in der weitverflochtenen Singkunst der Minne dichterische Gestalten sich abheben, von denen viele unseren modernen Dichtern nicht nachzustehen brauchen an Glanz der Erscheinung, Fülle des Ausdrucks, an der ganzen Lebensrichtung der Poesie. Zwischen vielem modischen Singsang nehmen sich begabte Talente der Dichtung an. Mancher wird hinausgetragen in das leuchtende Meer der Poesie von einem genialen Zuge der Auffassung und dichterischer Durchempfindung.

Von Dietmar von Aiste, der den ersten Vorfrühling der Minne abschließt, bis zu Walther von der Vogelweide, der die deutsche Ritterkunst zur freiesten Höhe des Geistes hob, dauerte die goldene Blütenzeit des deutschen Minnesangs. Husen, Johansdorf, Morungen sind die lieblichsten Nachtigallen darin, Reinmar von Hagenau der glänzendste Stern. Am Rheine trieben die üppig-

sten Blüten, an der Donau kommen sie zu der schönsten Entfaltung. Daneben klingt es in Schwaben und Thüringen, in der Pfalz und im Elsaß, in der Schweiz und in Bayern.

In dieser Zeit des Ruhmes und der Macht wurde am allerfröhlichsten gesungen.

Am lebensvollsten gedieh der deutsche Sängerstolz an den Höfen. Kaiser Rotbarts Krone wars, die über die Dichtung strahlte. Und in der Nähe Heinrichs VI., dessen Schwert das römische Reich in seiner ungeheuersten Ausdehnung übermächtigte, treffen wir die besten Sängernamen. Beider Feldherrn vor Mailand und in Apulien trugen die Sängerharfe mit dem ganzen Stolze ihres Ansehens; in den Gezelten ihrer Kreuzlager tönen die Lieder des heimatlichen Schwaben auf, von den eichenen Schiffsböden schollen sie über das ferne Heidenmeer, zurück nach der deutschen Ferne. In dieser Zeit ist das Lied, was es später niemals mehr geworden ist, eine wahrhaft kaiserliche Kunst, die an der Sonne der Erdenmacht und des Fürstenglanzes Anteil hatte. Und die Höfe der Edeln jener Zeit trugen die nationale Kraft des Volkes in sich; das kam dem Minnesang als der deutschen Kunst zu Gute. Da wurde die Kunst wahrhaft ein Schein aus der deutschen Krone. Das brachte einen gedeihsamen Trieb in das wonnige Klingen und Sehnen und Sagen: die große Minne des deutschen Wortes und Klanges erspiegelte sich lebhaft aus dieser goldenen Welt des Scheins.

Im vollen Glanze aller höfischen Kunst erscheint bereits Herr Friedrich von Husen. Seine Heimat haben wir am Niederrheine zu suchen. Er war der Sohn jenes Walthers von Husen, der sich dem wandernden Spruchdichter Spervogel gegenüber als ein warmer Freund der Dichtkunst zeigte. Friedrich war eine bedeutungsvolle Persönlichkeit in der Geschichte seiner Zeit. Wir finden ihn auf

den vertrauensvollsten Posten und seine Stellung zu Kaiser Friedrich I., sowie zum jungen Kaiser Heinrich VI. ist die eines Vertrauensmannes, eines einflußreichen Diplomaten. Wir finden ihn zuerst 1171 in einer Mainzer Urkunde des Bischofs Christian I., dann 1175 in Italien, wo er in Pavia eine Urkunde des Bischofs von Basel unterzeichnet. Im Jahre 1186 weilt er wieder in Italien, diesmal als Ratgeber des jungen Königs Heinrich, dem er am 6. April einen Schutzbrief fertigt, und am 30. April zu Borgo San Domino eine Urkunde bezeugt. Am 28. Jänner 1187 unterzeichnet er in Foglio eine Urkunde zu Gunsten der Camuldenser. Im selben Jahre ist er bei dem Gespräch des Kaisers Friedrich und Königs Philipp August von Frankreich zugegen, das zwischen Mouzon an der Maas und Yvois stattfand, auf dem Rückweg bei einer kaiserlichen Verhandlung zu Virton. Am 27. März 1188 weilte er beim Reichstag zu Mainz, worauf er in Erfurt mit König Heinrich zusammentraf. Sodann begleitete er Baldwin V. von Hennegau nach Worms, wo er Weihnachten 1188 die Belehnung Baldwins mit Namur bezeugt. Im Jahre 1189 nahm er mit Kaiser Rotbart das Kreuz; im Kampfe bei der Verfolgung der Saracenen erlitt er bei Philomelum den Heldentod.

Husen war am besten geeignet, eine deutsche Hofkunst, ein höfisches Sängertum heranzubilden und in Ansehen zu bringen. Ihm, der am glänzendsten und würdevollsten Hofe Deutschlands verkehrte und seiner hohen Stellung nach eine feine hofmäßige Ausbildung haben mußte, war es ein Leichtes, geübte Herren an das Hoflager zu ziehen, die sattsam Anlage zeigten für die Kunst des Singens, die Harfe oder die Fiedel zu spielen wußten, eines feinen Umgangs pflagen und es wohl verstanden, die frohe Geselligkeit des Hofes zu würzen. Aussicht auf süßen Lohn und

ritterlicher, selbst kaiserlicher Beifall ließen bald auch die würdigeren Herren in das Saitenspiel greifen, neue Reime, bunte Klänge, spielende Liebesgedanken denken. Wo ein tieferes Gemüt in dies anmuts- und hoheitsvolle Zauberspiel des höfischen Lebens gerieth, mußte es von einer tieferen Macht erfaßt werden, die in Lied und Minne zugleich lag. So mochte es auch dem Herrn von Husen ergangen sein, daß er nicht widerstehen konnte, in die Sängerlaube zu treten und ein Lied anzustimmen.

Hier ist einem klaren, reichbegabten Geiste ein warmes Sängergemüt zu eigen geworden. Über die Verse, die er aus dem Liederschatze der Troubadours, die er am Hoflager des Rotbarts kennen gelernt hatte, übersetzte, ist er bald hinausgekommen zu eigenem Schaffen. Eine seelische Feinheit spricht aus jedem seiner Worte. Ein jedes atmet den vollen Reiz der Anmut. Er verfügt über eine tiefe innere Beobachtungsgabe. Alles faßt er mit Wärme auf, was seinem Gemüte nahe steht, was ihn bewegt. Er weiß anschaulich zu gestalten, lebendig und voller Ausdruck. Für die Schönheit seiner Geliebten hat er wenig Worte; aber sinnvoll schildert er, wie Gott sie erschaffen hat, und sich der Wirkung freut, die ihr Kuß auf den Meister ausüben müsse. Husen bewegt alles mit dem Anhauch seines eigenen Wesens; was er besingt, wird alles sein Eigen, seine Seele. Dabei bleibt er immer einfach. Er behandelt alles gemessen und der Form entsprechend. Seine schönsten Lieder hat er auf dem Kreuzzug gedichtet; da sehnt er sich vom Meere hin nach der fernen Heimat, wo der Rhein in der Sonne zieht und seine Liebste wohnt. Auch er konnte sich dem Zauber nicht entwinden, den das deutsche Lied von jeher gefühlt, den Zauber der Sehnsucht aus der wälschen Fremde nach dem Liebchen daheim im deutschen Wald, am deutschen Strom.

Husens dichterische Freude ist das Sinnen, das Nachdenken

und Grübeln seiner Wonnen und Leiden. Sein Orakel sind die Regungen seines Gemütes. Gerne untersucht er bis aufs Kleinste, was ihn bewegt hat; da findet er meist ein ganzes Bienenhaus voll Liebesgedanken darin.

Er hat eine Frau geliebt aus ganzer Seele; aber er ist ihr gleichgiltig geblieben. Das hat ihn so sehr auf den Haß gebracht. Wohl ist in sein Inneres die Ruhe eingekehrt; aber es ist nur die Ruhe im Haß. Da er ins Heidenland zog, nahm er sein ganzes Leidwesen mit übers Meer. Und während sein Leib mit den Heiden ficht, denkt sein Herz, wie es einer Fraue dient voll süßer Gedanken. Er hat geglaubt, daß alles Sehnen und Hoffen vorbei sei, als er das Kreuz nahm. Aber es war über ihn gekommen mit neuer Sehnsucht und einer immer süßeren Gewalt. Manchmal aber ist's ihm doch, als empfände er nichts von der Schwere, mit der Mancher seine Minne trägt; dann aber ist er wieder so in Gedanken versunken, daß er den Leuten oft guten Morgen bietet statt der Nacht, und daß er oft nicht vernimmt, wenn er gegrüßt wird. Die Sehnsucht nach der Heimat macht ihn so traurig; wenn er tot wäre, meinte er, daß er erst recht reich sein würde.

Als Nachfolger Husens finden wir Herrn Ulrich von Gutenburg. Vermutlich stammt er aus dem Gutenburg bei Bergzabern in der Pfalz. Auch ihn treffen wir unmittelbar im Hoflager des Kaisers Rotbart als Rat und Begleiter. Im Jahre 1172 bezeugt er eine Urkunde zu Siena, 1186 eine solche zu Casale, worin Kaiser Friedrich den wortbrüchigen und flüchtigen Grafen von Genf verurteilt und ihn als einen Reichsfeind freigibt. Sicher befand sich Gutenburg im Gefolge des Kaisers, als dieser zum sechsten Male nach Italien zog, in friedlicher Absicht, ohne Heer, nur mit der glänzendsten Gefolgschaft seiner Vasallen

und Räte. Es war der Hochzeitszug des jungen Königs Heinrich, der sich am 27. Jänner 1186 zu Mailand mit der Prinzessin Constanze von Apulien und Sicilien vermählte. Mit gleicher Begeisterung wurde von den Italienern das glanzvolle Fest gefeiert, wie in Deutschland der ritterliche Hoftag zu Mainz.

Am Hofe des Kaisers ist Gutenburg sicherlich mit Husen, dem kaiserlichen Rat und Sänger, in nähere Verbindung gekommen. Er hat an ihm einen guten Meister getroffen, obwohl nichts von dessen Schwunge auf den sonst recht gelehrigen Schüler übergegangen ist. Seine Dichtung ist steif, wenn auch die Form meist frei von Härten ist. Er liebt das Gesprächige: das Wort ist ihm die Hauptsache, er stellt es vor der Empfindung. Oft weiß er seine Darstellung mit einnehmendem Glanze auszustatten; von der innerlich überzeugenden Wärme der Dichtung, die aus dem Gemüte quillt, ahnt er nichts. Er kommt nicht über den Augenblick hinaus, da sein Lied im Hofkreise verschallt. Er hat nichts, was ihn besonders emporhebt und niederdrückt, seine Leiden und Freuden bestehen ihm nur zwischen Reim und Vers. Er ist Dialektiker der Liebe und spielt mit dem Gedanken.

Von seinen Liedern ist nur wenig erhalten. Früher war er wild, wie viel er auch gesungen hatte; ihre schönen Augen waren die Rute, die ihn gleich auf das erste bezwungen hat. Er will es auch gar nicht, daß er von seinem Kummer komme; er muß nämlich darüber singen. Seine Liebe ist voller Zweifel und kann nimmer einen Rat erlangen wenn nicht durch die, die ihn bezwungen hat. Endlich will er seinen Kummer nicht mehr zur Schau tragen; er ist gar zu groß geworden. Aus seinem Auge dringt schon das Wasser und er meint, er müsse von der Welt Abschied nehmen.

Das Schönste ist sein Liebesleich, eine einzige lange Liebeserklärung. Darin offenbart er ein anmutiges Verständnis für

die Natur, die ihm sinnige Vergleiche bietet: die Frau sieht Blumen und Klee auf seines Herzens Anger stehen. Gutenburg hält etwas auf seine gelehrte Bildung und trägt sie gern zur Schau.

Im Kreise der Hohenstaufischen Hofdichter nahm auch Herr Berengar von Horheim eine bevorzugte Stellung ein. Er mag wohl aus dem würtembergischen Enzgau stammen. Im Frühjahre 1190 treffen wir ihn auf der Heerfahrt nach Apulien, die König Heinrich nach dem Tode Wilhelms II. von Sicilien dorthin veranstaltet hatte und der er selber am Ende desselben Jahres folgte. Horheim blieb bis 1196 in Italien mit dem Teile des Heeres, den Kaiser Heinrich mit seiner Gemahlin Constanze und seinem Bruder Philipp von Schwaben dort zurückgelassen hatte. Hier erscheint er in italienischen Urkunden als Berengarius de Orehem.

Hier in Sicilien kam der Dichter in Berührung mit den Troubadours, von deren Gesängen damals die romanische Welt erfüllt war. Sie haben auf ihn weder umfassend noch nachhaltig eingewirkt, wir besitzen von ihm nur ein Lied, das wir als eine Übersetzung aus dem Provençalischen betrachten können.

Horheim steht völlig unter dem Einflusse Husens, ohne dabei seine dichterische Eigenart einzubüßen. Er ist der leichte Hofsänger; Milde, herzliche Offenheit, höfische Feinheit sind seine ausgeprägtesten Seiten. Dazu spielt auch er mit seinen Empfindungen, die nie besonders tief quellen, immer aber in leichtem, anmutigem Gewande als rechte höfische Minne-Empfindungen erscheinen. Er beherrscht die Form, namentlich den leichten, hüpfenden Daktylenrhythmus.

Das Spärliche, was vom Hohenstaufischen Hofdichter und Geleitsmanne Herrn Bligger von Steinach erhalten ist, deutet ebenfalls auf Husen. Trümmerreste von Bliggers Burg in

der Rheinpfalz am Neckar haben sich noch bis heute erhalten. Er erscheint mit seinem Bruder Konrad schon um 1165 in Urkunden. Im Jahre 1194 war er mit Kaiser Heinrich in Italien, wo er in Piacenza eine Schenkungsurkunde desselben an das Bistum Brixen bezeugt. Er mag schon um 1193 gesungen haben, da er Saladin noch als Lebenden erwähnt. Als Gottfried von Straßburg seinen Tristan schrieb, lebte er noch.

Aus den spärlichen Resten, die sich von ihm erhalten haben, spricht ein harter, unminniglicher Geist, eine trockene, schwunglose Anschauung. Wir empfangen daraus kein deutliches Urteil über ihn. Gottfried von Straßburg singt von ihm, daß seine Worte fein wären wie Seide, ein feiner Sinn habe sie gesponnen, seine Zunge sei wie eine Harfe, welche Lieder spricht voller Seligkeit.

Graf Rudolf von Fenis ist der Erste, der die reichen Beziehungen, mit denen die deutschen Minnesänger und die südfranzösischen Troubadours an den Kaiserfesten und auf den Heerzügen sich einander gegenüber stunden, tiefer in die Dichtung verpflanzt hat. Er übersetzt nicht allein ihre Lieder; er entlehnt ihnen auch Bilder und Vergleiche und sucht die dem romanischen Verse eigentümlichste Form, die Silbenzählung, nachzuahmen. Vor ihm haben Sammlungen provençalischer Dichter gelegen; aus ihnen übersetzte er bunt herausgenommene Absätze, die er mit dem Aufputz eigener Gedanken zu Liedern formte.

Der Minnesänger Fenis ist der Graf Rudolf II. von Neuenburg in der Schweiz, dessen Burg zwischen dem Neuenburger und Bieler See lag. In Urkunden erscheint er zwischen 1158 und 1192. Sein Tod fällt vor dem 30. August 1196.

Fenis ist nach seinen Liedern eine kluge, kalte, berechnende Natur, mit tüchtigem künstlerischen Geschmack, voll Sinn für Form und Wirkung. Er ist der rechte Gedankendichter. Jeden

äußeren Vorgang läßt er als poetisch unbrauchbar liegen. Nur was innerlich bewegt, der minnige Zweikampf der Seelen, reizt seinen dichterischen Eifer. Ihn treibt keine Leidenschaft. Ruhig folgt er jedem Gedanken, in die Weite, in die Irrnis. Er läßt kein Gefühl mächtig und voll auf sein Gemüt wirken; denn er hat es sofort in die feinsten Regungen zerfasert, und über jede legt er sich wieder Rechenschaft ab. Da gedeiht keine schöne und reine poetische Stimmung. Da gelangt keine Empfindung zu jener innigen und weihevollen Wirkung, deren schönstes Ergebnis der dichterische Gedanke ist. Das Grübeln ist des echten Dichters Handzeug nicht, ebenso wenig wie die allzu kunstvolle und bewußte Regelung des Seelenlebens, in der gerade Fenis ein Meister ist.

Der Grundton seiner Lieder ist die glückselige Unvernunft, die bei der höchsten Freude und in dem tiefsten Leid fein, gesellig und schmiegsam bleibt. Der Dichter weiß, wie sehr die Holde ihn verschmäht; er liebt sie, das ist ihm genug. Für das nimmt er alles Leid und alle Unvernunft wohlgefällig entgegen. Sein dummes Herz ist's, das ihm diesen Streich gespielt hat. Mit ihrem schönen Leib ist's ihm ergangen, wie dem Falter mit dem Lichte; er hat sich daran verbrannt. So fühlt er sich in seiner Liebe wie Einer, der auf einen Baum gestiegen ist und nicht mehr hinauf und nimmer herunter kann. Er hat es so weit gebracht, daß die Not seine meiste Wonne ist. Das macht der Dienst der Minne durch die lieben Frauen. Darum soll die, die er so liebt, ihren Zorn lassen. Er ist recht unselig: es tödtet seinen Mut, wenn er bei ihr ist; und wenn er von ihr geht, so stirbt er ihm erst recht ab. Aber er hat selbst alle Schuld an seines Herzens Schwere, daß er derer will begehren, die seiner für immer entsagen konnte. Das ist sein Schicksal, daß er die Minne nicht erkannte, bevor sie ihn in ihren Bann that. Schrecklich steht ihm das Schicksal der

Leute vor, die sterben, wenn sie zu sehr minnen. Auch er meint unterzugehen, wenn er sein Leid nicht mehr tragen kann und er ruft schon: wâfen hiute unde immermêre!

Ein mildes, schwärmerisches Sängergemüt besaß Herr Albrecht von Johansdorf. Er war ein Dienstmann der Bischöfe Wolfger und Manngold von Passau, wo wir ihn um 1201 und 1209 finden. Im Jahre 1189 zog er wahrscheinlich im Kreuzheere des Rotbart.

Über Johansdorf ruht der sanfte Glanz der christlichen Poesie. Selbst seine Minne wird davon berührt. Hohe, sittliche Würdigkeit vereint sich bei ihm mit dem Ernste, der jedoch Anmut und Leichtigkeit nicht ausschließt. Seine Lieder sind Zeugnisse einer inneren Klarheit, die einer inneren Befriedigung entspricht. Ein solcher Geist vertieft sich in die Schönheiten der Natur, in die Geschehnisse der Zeit, in das Gemüt des Volkes.

Die Minne Johansdorfs gedeiht in der schönen, maßvollen Verklärung einer echt dichterischen Gesinnung. Er weiß in jeden Aufblick seiner irdischen Liebe den Funken einer himmlischen zu legen. In seinem Gemüte spiegelt sich am deutlichsten die Bewegung, die der Ruf nach dem Kreuze in edeln Seelen hervorbrachte. Mit warmer Überzeugung mahnt er zum Kreuzzug als einer höheren Sendschaft der Geister, als einer Rettung der Zweifler zu Vertrauen und Seligkeit. Er hebt sich von weltlicher Treue auf zu dem ewigen Sein: er predigt den Himmel als ein Mensch, der seine Menschheit versteht, als ein Dichter, der über den Wolken sein Reich schaut.

So trennt er sich von der Geliebten, die er zur Treue mahnt; seine Liebe werde durch die Trennung nicht erkalten. Fern von der Heimat schwingt sich seine Sehnsucht auf. Er will Jeden grüßen, der von ihr gekommen ist, und wäre es sein bösester Feind.

Nie hat er seiner Lieben vergessen. Er weiß genau, wie schmerzlich seine liebende Frau durch sein Scheiden gestimmt sei und wie verlassen sie trauere. Er schaut sie in dem Schmerze, wenn man ihr seinen Tod melden wird.

Seine Minne ist voll Treue und Anmut, noch nicht besonders eingedämmt von der Hofform, obwohl diese den Dichter mit der Zeit auch kälter machte. Für die Schönheit seiner Frau findet er keine Worte; für ihren Seelenreiz ist seine Kunst voll Gestaltungen. Er besitzt so recht das fromme Rittergemüt des Mittelalters; der Glaube und das Vertrauen sind seine Leitsterne. In der Nacht wacht er auf und betet, daß er so bleibe, wie ihm Gott gnädig sein könne. Damit meint er alle Sünde gut machen zu können. Nur die eine möchte er nicht aus seiner Seele tilgen: er minnet ein Weib vor der ganzen Welt; das möge ihm Gott zum Guten richten!

Aus Salzburg oder Tegernsee stammt Herr Hartwig von Rute. Wenig ist von ihm erhalten. Wir finden ihn dem vorigen folgend, eine naturgemäße Anschauung in die Hofdichtung zu legen. Rute ist beweglich und zeigt sich als guten Formkünstler. Seine Minne ist leidenschaftlich; der drohende Tod hat ihn gequält in Kämpfen und auf Heerzügen, aber die Qual schnitt ihm nie solche Wunden, als der Gedanke, von ihr gemieden zu werden. Und doch trägt er den Wunsch, das Lieb nie entbehren zu wollen, selbst wenn der Tod und alles Ungemach ihm auf dem Nacken säße. Wo mancher in harter Reue kniet und für seine Sünden betet, da empfindet er am allermeisten die Schwere, daß ihm niemals von ihr Gnade geschehen sei. Er ist selbst bereit, den Dienst für die Frau höher zu stellen als seine kaiserliche Mannentreu und die Gefolgschaft des Kreuzes. Mit wildem Unmute sieht er es ein, daß dem Kaiser und den Frauen zugleich Niemand dienen kann.

Einen starken Gegensatz finden seine starken Töne in der hofmäßig glatten Dichtung des Herrn Heinrich von Rugge. Dieser war der nächste Nachbar des Minnesängers Meinloh von Sevelingen, seine Burg stand im würtembergischen Achthal. Er erscheint in einer zwischen 1175 und 1178 ausgestellten Urkunde des Bischofs Eberhard von Blaubeuren und nahm am Kreuzzuge Barbarossas Teil.

Rugge ist ein Nachahmer Veldeckes. Seine Dichtung ist für lehrhafte Anwandlungen nicht unempfänglich. Sein Leich, den er unter den Eindrücken, die der plötzliche Tod Kaisers Friedrich I. am 10. Februar 1191 im ganzen Abendlande hervorrief, geschrieben haben mochte, ist einfach, von einer edeln, ergreifenden Schönheit. Er mahnt mit eindringlicher Rede, das Kreuz zu nehmen, indem er die Toten preist, die unter dem Kreuze sterben für die Freiheit des Himmels. Mit dem Zorne einer tiefen Begeisterung wendet er sich gegen die weltlichen Schäden, gegen die Geldsucht, den Verfall guter Sitten und die Mißachtung der Frauen.

Von dem von Kolmas, der wahrscheinlich aus der Gegend von Eisenach stammt, blieb uns ein schönes religiöses Lied erhalten. Es singt von der Untreue des Lebens, das der Tod auslöschen kann wie ein Licht. Wie wenig werde daran gedacht! Wie wenig könne man es ändern! Wohl dem, der um das Leben wirbt, das nie zergeht. Das ist ganze Wonne und Minne ohne Haß.

Die ganze Frische des zwölften Jahrhunderts zeigt auch Herr Endelhart von Adelnburg, von gänzlich unbekannter Abkunft. Es ist möglich, daß es derselbe ist, der im September 1230 im Lager von Anagni eine Urkunde Kaisers Friedrich II. bezeugt. Er singt mit der hellen Frohmütigkeit des Frauensängers. Wo man mit Treue um ein Weib wirbt, kann es der Seele nicht schaden; und er könnte es beschwören, daß es ihr wohl thue.

Der Hofdichter des zwölften Jahrhunderts, um den aller Glanz der Kunst spielt, ist Herr Reinmar von Hagenau, von späteren Dichtern der Alte genannt. Elsaß ist seine Heimat; und zwar die unmittelbare Nähe von Straßburg. Er lebte hauptsächlich am Hofe der Babenberger zu Wien, wo er auf den jungen Walther von der Vogelweide, der ihn seinen Meister nennt und seinen Tod besang, Einfluß nahm. Die rasch emporklimmende Sängergröße Walthers hat er nicht ohne Neid ertragen. Im Jahre 1190 finden wir ihn auf dem Kreuzzuge Leopolds VI., dessen Tod er 1194 in einem rührenden Gedichte beklagt. Im Jahre 1207 wird Reinmars Tod von Gottfried von Straßburg, der ihn die Nachtigall von Hagenau nennt, beklagt.

Reinmar ist nach Walther der fruchtbarste von den Liederdichtern des Minnesangs. Wohl mit jungen Jahren hat er sich schon der Sangkunst ergeben. Seine schönsten und wärmsten Lieder stammen aus dieser Zeit; sie singen von einem herzlichen Liebesverhältnisse des jungen Ritters. Da wird noch vor keiner hohen Frau gekniet, sondern einem schlichten Mädchen am Ritterhof die junge Minne geweiht. Diese ist noch kein Spiel, sondern der treue Zusammenklang zweier seelenvollen Empfindungen. Eine frische Sinnlichkeit weht noch über den Liedern; alles ist eitel Glück und Wonne.

Der Hofsänger Reinmar, dem die feinsten Damen und Herren aller Lande lauschen, ist eine vornehme, kalte Erscheinung, der die süßen Flammen seiner Jugend schon niedergedämmt hat. Die Minne ist ihm ein Spiel geworden; sie lockt nicht mehr seine Empfindung; sie hat ihn geistreich gemacht. Wahrhaft dichterisch ist nur noch die Feinheit seines Gefühles, die Klarheit seiner Anschauungen. Aber alles steht ihm im Dienst der Mode, nichts mehr im wahrhaften Zwange des Herzens. Lustigkeit und Trau-

rigkeit sind ihm bloß die malerischen Deckfarben seiner Lieder. Bei der bittersten Klage befindet er sich noch immer recht wohl; die Herzlichkeit eines vollen Seelenjubels ist ihm fremd. Ein Erleben der Kunst darf bei ihm nicht mehr gesucht werden. Er will auch nicht hinreißen, aufschwingen, begeistern; er will bloß überzeugen. Er ist der Mathematiker der Lyrik; er kennt Umfang, Stärke, Gehalt eines jeden Gedankens, aus denen er seine Lieder fertigt. Seelische Spannkraft zu erzeugen, ist der Begriff seiner Kunst, die Reflexion seine Stärke. Er beobachtet sich selber in seinem Empfinden, und das Ergebnis seiner Beobachtung beschreibt er mit feinen, zarten, abgeklärten Tönen, mit ausgesuchten, lieblichen Worten. So entstanden alle seine späteren lyrischen Kompositionen.

Alles recht kunstvoll und geschmackvoll im Sinne seiner höfischen Zuhörer auszuprägen, ist Reinmars erstes Bestreben. Er ist der eigentliche Bildner des höfischen Geschmackes. Geschmeidige Formen, reiner Reim, eine ruhige, maßvolle Sprache sind auch die äußeren Errungenschaften seiner Dichtung.

So wurde er für die ganze Folgezeit das gefeiertste Vorbild alles höfischen Sängertums. Walthers Lieder von der hohen Minne stehen in diesem Bannkreis. Sie sind für den gleichen Geschmack gedichtet, den Anforderungen der feinen Gesellschaft am Babenbergerhofe zurechtgelegt. Aber diese Lieder sind wundersame Ergebnisse eines tiefinnerlichen Geistes; sie sind echte Kunstlieder: aber ein kalter Reif der Klassicität liegt darüber.

Den wirklichen Übergang aus diesem frauenhaften Blütenalter des Minnesangs zur männlichen Reife der ritterlichen Kunst bilden die genialkräftigen Lieder Herrn Heinrichs von Morungen. Von dem Leben dieses Dichters ist nichts bekannt. Seine Heimat lag in Thüringen, das Morungen bei Sanger-

hausen. Um 1180 sind seine ersten Lieder zu setzen, aus denen deutlich der Schüler Veldeckes spricht, der um diese Zeit an der Unstrut seine Eneit vollendete. Mit Walther von der Vogelweide, dessen eigentlichster Vorgänger er ist, mag er vielleicht am Hofe von Thüringen oder Meißen zusammengetroffen sein, da jener in den Jahren 1200 und 1212 dort weilte; der begüterte und vornehme Thüringherr wird es kaum versäumt haben, den angesehenen und begnadeten Sangesgenossen am Hofe seines Landesfürsten zu treffen.

Morungen ist ein echter Dichter, ein Poet von Gottesgnaden. Er besitzt ein feuriges Gemüt, tiefe, bewegliche Empfindung, ungefesselte Sprachgewalt. Der Reiz einer ursprünglichen Dichternatur ruht in ihm. Er hat die Provençalen eingeholt in der Erreichung kräftiger Sprachschönheit. Wie kein Deutscher vor ihm, meistert er die Technik der Kunst. Wahrhaft künstlerische Fülle und Lebendigkeit hat er aus der Sprache gezaubert.

Seine Lieder waren weithin bekannt. Er ließ sie durch bestellte Spielleute vortragen. Diese singen seinen Kummer vor der Geliebten, die vielleicht eine Fürstin, jedenfalls eine vornehme Dame war. Seine Minne glüht und lodert vor innerer Bewegung. Seine Leidenschaft geberdet sich wie ein wildes Toben, wenn sie plötzlich zur Entflammung kommt. Stürmische Begehrlichkeit wird genährt durch die Eifersucht, die ein jedes Lächeln der Geliebten bewacht. Das Schmachten liegt einer solchen Natur fern; die Schranken, die sie nicht durchbrechen kann, meidet sie im Ingrimm gewaltvoller Entsagung. Jedes Gefühl äußert sich mit der vollen Urwüchsigkeit, Haß, Zorn und Freude. Leid und Lust empfindet er gleich verzehrend.

Er hat einen aufgeweckten Sinn, der jeden äußeren Vorgang, das Walten der Natur, mit Lebhaftigkeit in sich aufnimmt. Die

Natur spricht zu ihm wie eine menschliche Seele. Mit feinem Takte findet er die wahlverwandten Züge heraus. Die brennende Sonne ist sein Zeichen. Der Glanz macht ihn trunken wie der Wein. Sein Auge sättigt er mit der Schönheit, die ihm von süßen Frauen erstrahlet.

Morungen ist Realist. Jedes reale Sein zieht er in seine Lieder und macht es zu seiner Empfindung. Er ist mit gelehrten Stoffen vertraut und schöpft ebenso aus der Volksüberlieferung. Dabei kommt ihm ein frischer, kecker Humor zu Gute; und er pflegt ihn wirklich mit dem Bewußtsein des Humoristen. Seine leichtbeflügelte Phantasie weiß aus dem kleinsten Dinge Etwas zu machen; und es wird bei ihm alles Farbe und Leben, was bei anderen nur kaltes, wesenloses Spiel war.

Wir wollen ihn aus seinen Liedern reden lassen.

Die Schönheit seiner geliebten Frau geht um die ganze Welt, ihr Lob durch das ganze Reich. Sie ist bei den Besten, die man nennt im deutschen Land; ihre reiche Tugend gleicht der Sonne des Maien, welche die Wolken durchleuchtet mit ihrem Schein. Sie hat ihm das Singen verboten; aber es drängt ihn dazu. Da will er einen neuen Sang thun, der ihr tauge. Seine Not, die von ihren schönen Augen kommt, vererbt er seinem Kinde, daß der Sohn ihn an der harten Geliebten räche und ihr stolzes Herz zerbreche. Ihrer Augen Schein hat ihn entzündet, wie das Feuer den dürren Zunder thut.

Wenn man ihm das Herz zerbrechen würde, sähe man seine Frau darin; durch seine Augen kam sie hineingegangen. Er weiß, daß die Liebe und das Leid ihn noch ins Grab bringen werden; da soll man recht fein auf den Grabstein schreiben: er war ihr gut und blieb ihr unbekannt; und wenn Jemand vorbei ginge, sollte er dies lesen und die große Sünde hören, die sie durch ihre Un-

gnade an ihrem Freund begangen habe. Und als sie ihn einmal grüßte und voll Anmut anschaute, da wurde er vor Freude krank. Er ist voller Eifersucht, daß sie Andere ebenso angelächelt hat; ihr minniglichen Ansehen will er niemand Anderem gönnen. Selbst das zahme Vögelein, das auf ihrer Hand sitzt, beneidet er um die Rast in der Nähe der Geliebten; er wollte es schon besser machen mit dem Singen, wenn er ein Vögelein wäre und bei ihr säße und sänge.

Sein Herz, ihre Schöne und die Frau Minne haben sich verschworen, seine Freude zu töten. Er hat seine Frau lieb gehabt von Kind auf. Sie war sein lichter Morgenstern. Was hilft es ihm, wenn nun die Sonne scheint und sein Stern verschwunden ist? Er hat noch kein Wort zu ihr gesprochen, und dennoch trägt er so herzliche Minne zu ihr, daß er vor Sehnsucht toben muß. Wenn sie vor ihm steht und lacht und nicht weiß, wer er sei; da ist er so geschwächet, daß er kein Wort sagen kann und es ihm den Sinn nimmt. Er thäte da, wie ein stummer Mann, der deuten muß. Und da deute er auf sein wundes Herz und falle hin vor sie und neige sich auf ihren Fuß.

Er sieht die Frau an einem Fensterlein stehen; da ist ihm, als ob die Sonne schiene. Er geht hin, sie zu beschauen; da geht sie davon zu anderen Frauen. Das heimliche Lachen aus ihren spielenden Augen hat er nie vergessen; es ist sein osterlicher Tag.

Da sie ihn aber gar nicht erhören will, wird es ihm garstig zu Mute. Er will ihre Lande berennen, mordlich will er ihre Minne fordern; mit eisenhartem Klange singt er seine Ausreise.

Vielsüße, sanfte Töterinne! ruft er aus. Warum wollt Ihr töten mir den Leib, der Euch so herzlich minnet vor allen anderen Weiben? Wähnet Ihr, wenn Ihr mich getötet habt, daß ich Euch nicht mehr schaue? Nein, die Minne hat es also genötet,

daß Eure Seele meiner Seele Fraue ist! Soll mir hie nicht gut geschehen von Eurem werten Leibe, so muß meine Seele Euch das besagen, daß sie Euerer Seele dort drüben dienet wie einem reinen Weibe!

Morungens Lieder zeigen echt moderne Färbung. Der Reiz des unmittelbaren Sängergemütes ruht in ihnen. Der Zauber einer bedeutenden Persönlichkeit, die ihre Wärme und ihren Schein ausstrahlt, ihr Empfinden und ihre geistige Welt, macht sie bedeutend. Das leichte, flüchtige, aber immer verständnisvolle Verbinden der Natur mit der Gedankenwelt, der märcheninnige Meinungsaustausch mit den beflügelten Seelen des Waldes und der Flur spricht von einer fast modernen Anlage.

Das Auftreten solcher Dichter wie Morungen hängt zusammen mit dem Zusammenbruche alter Welten, alter Formen, die auf dem Volksgemüte lasten. Solche Dichter gebiert kein Rückschritt. Sie bedeuten ein nationales Weitergehen. Sie schreiten den ehernen Fortschritt hin durch die offene Welt. Sie schaffen ein neues Empfinden in die Brust, ein neues Schauen in das Auge, neue, stärkende Leidenschaft in den Sinn. Sie lösen die Seele. Sie ordnen dem Geiste das Bereich der Schöpfung unter. Sie erschließen eine neue, innere Großheit des Gemütes. Die Weltseele hält unter dem Jubelklang der Frühlingslieder und Minnesänge ihren Einzug in das geistige Menschensein.

Siebentes Kapitel.

Die fürstlichen Sängerhöfe.

Der deutsche Minnesang war die Poesie der Ritterschaft. Als solche gedieh er ausschließlich an den ritterlichen Höfen, in den Heer- und Stadtlagern der Herren und Fürsten. Er trug den Geist des deutschen Herren durch die Welt. So mußte er auch willige Aufnahme finden an seinem Hof. Was in Burgsaal und Kemenate vertraulich die Gemüter regte, wurde Gegenstand des Liedes. Und dadurch, daß das Lied dem ritterlichen Geiste diente, nahm es Teil an allen Vorteilen und Ehren des Edelhofes. Im Kaiserglanze spielte der Sang; die Gunst der Reichen und Mächtigen des Landes erschloß den Ausübern der höfischen Kunst Unterkunft und ritterliche Pflegschaft.

Herren aller Abkunft, vom Kaiser bis zum Markgrafen und Ritterknecht, nehmen am Gesange Teil. Aber mit der Zeit stimmten auch andere Leute in das allgemeine Singen ein, Bürger, Klosterbrüder und Fahrende; sogar ein Latwergenjude drängte sich, des Gewinnes halber, heran an den freigebigen Herrenhof. Aber der feste Stand der Hofsänger ist der des niederen Edelmannes, des kleinen Lehnsherren, des Ministerialen. Unter den uns überlieferten Sängern --- sie belaufen sich auf 160 — sind

vier Kaiser und Könige, drei Herzoge, drei Markgrafen, sieben Grafen, drei Burggrafen, drei Schenken, ein Truchseß, ein Marschall; vierundfünfzig Sänger sind als Herren bezeichnet, tragen nach den Bildern der Handschriften den Ritterhelm, manchmal das Schwert, sind also ritterbürtige Dienstherren. Fünf Dichter tragen die herrenmäßige Bezeichnung: der von. Neun Dichter werden Meister genannt; sie können edler Abkunft sein, lebten jedoch innerhalb einer Stadt und waren so Mitglieder eines städtischen Verbandes. Zwei sind Brüder, also Klosterherren. Von sechsundvierzig unbekannten Dichtern sind wenigstens sechsundzwanzig von ritterbürtigem Geschlechte. Einundzwanzig Dichter sind bürgerlicher Abstammung.

Mit dem Verlaufe der Zeit hatte sich das Amt des Sängers förmlich zum Dienste des niederen Lehnsritter ausgebildet, der sich damit aus seinen ärmlichen Verhältnissen emporringen und die mageren Erträgnisse seiner Waldburg und seines Flurstriches durch die Freigebigkeit der kunstliebenden Herren aufbessern konnte. Trotzdem sehen wir während des ganzen Bestandes der ritterlichen Kunst die höchsten Herren sich des Liedes annehmen. Sie bringen damit den Glanz ihres Standes in das Lied. Damit erhält dies vor der Welt eine Würde, die es früher nie besessen hatte; die freie Verklärung der Krone leuchtete aus ihm.

Diese kam Niemandem besser als dem armen Sänger, der von Hof zu Hof wanderte und seine eigenen Lieder neben den Weisen des Kaisers und Königs in einem Atem vortrug; das lud ihm reichliche Weggabe auf sein Wanderroß und sicherte ihm treffliche Gastung. Von dem reiseverstaubten Mann, der sein knarrendes Spielzeug in den Burgsaal trug und an der Donau das Lied sang, für das die lustigen Rheinherren den besten Trunk aus ihrem Keller gaben, ging ein Reiz aus, dem sich kein deutscher

Burgherr verschließen konnte. Jeder, der, selbst im entlegensten Bergthal seinen engen Burgstall hütete, deuchte sich Hofherr genug, sich auf die Vorliebe für solches Getön, wie es den Hof des Kaisers so gut umspielte als den seinen, etwas einbilden zu können. Und so war bei ihm ein jeder willkommen, der den klingenden Stolz aller höfischen Bildung von der Straße in den Herrensaal trug.

So wurde die Kunst ein weitreichender Schutz und Unterhalt für einen großen Bestand des Volkes. Oft aber stand der Sänger in einem näheren Verhältnisse zum kunstfreundlichen Hofherrn oder Fürsten, als Dienstmann oder Beamter, als Schenke, Truchseß oder Burgwart. Oder es geschah gar nur eine freiwillige Verbindung mit dem Burgherrn, als Berater, Unterhalter oder als Erzieher der Knaben, oft nur einzig darum, um dem Sängerberufe freier folgen zu können. Den Grundstock des Sängertums bilden aber jene Edelleute, die ganz unbegütert oder verarmt sich dem steten Wanderleben hingaben, von Hof zu Hof, von Fest zu Fest fuhren und durch den Vortrag der Lieder sich den Unterhalt verdienten. Diese machten aus der Kunst zugleich ein Gewerbe. Zu ihnen gesellten sich die eigentlichen Volkssänger, die mit ihnen die freie Straße teilten und an den Höfen nicht ungerne gesehen wurden. Auch diese heischten begehrlich ihren Lohn. Damit wurde manches Mal der Verdienst der Hofsänger nicht unmerklich geschmälert. Diese sind voller Klagen über die zudringliche Anmaßung und den Erfolg dieser Volkssänger und Gumpelmänner.

Der dichteste Schwarm der Herrensänger geht am Fürstenhofe aus und ein. Hier empfängt ihn das reichste Verständnis; da lachen die feinsten Frauen, da fließt der goldenste Wein. Da harrt die glänzendste Gabe. Am klarsten leuchtet hier die Sonne

ritterlicher Huld und höfischer Weise. Vom Fürstenhofe sendet sie erhaltend, wärmend und leuchtend ihre Strahlen aus über das ganze Land.

Die erlauchteste Tugend, welche das leichtlebige Volk der Sänger und Fahrer an die Höfe führte, war die Milde. Die Freigebigkeit der Herren war wahrhaft der Sonnenschein im Leben der Wandernden. Sie reichte ihnen in der edelsten Weise den Unterhalt dar, sie bildete den Untergrund ihres materiellen Bestehens. Und so weit die Freigebigkeit eines Fürsten reichte, so weit strahlte sein Ruhm. Mit seiner gebenden Hand ging seine Gestalt in das Lied und ins Gedächtnis über; sie machte ihn volksmäßig. Vernünftige Politiker wie die Hohenstaufen, warfen ihr Gut mit beiden Händen in die Sängerscharen, die ihren Ruhm an allen Wanderstraßen des Reiches verbreiteten, ihr Ansehen und ihre Volksmacht mit preisenden Gesängen mehren halfen als die eigentlichsten Herolde der Kaisermacht und des Thrones.

Die gebende Hand hielt den Sängern Gaben aller Art bereit. Man verschenkte viel oder wenig, meist Kleider, auf deren Neuheit peinlich gesehen wurde. Dem besonders verdienten Sänger wurde ein Lehen gereicht. Viel kam auf das Verdienst des Sängers an, auf seine Würde und seine Kunst. Die allerschlechteste Gabe war ein getragenes Kleid; ein solches nahm nur der Gumpelmann an. Ein bunter Seidenmantel wurde mit Freuden begrüßt. Seltener gab man baares Geld. Gold, Silber und Edelgesteine reichte man als besondere Gunst. Mit Vorliebe wurde ein Pferd angenommen, neben dem schmucken und glänzenden Hofkleide die rechte Sängergabe. Als kleinen Wegpfenning band man dem Roß einen gefüllten Futtersack auf. Denn selbst der ärmste Sänger besaß wenigstens seinen Wandergaul, auf dem

er durch die Länder trabte. Manchmal auch wurde der Sänger, wenn er in einer Schenke sich versessen und vertrunken hatte, ausgepfändet. Eine bezahlte Wirtshausrechnung mochte nicht selten Anlaß gegeben haben zum Preislied auf die Milde eines Herrn. So wurde die Poesie des Gebens bis zum Grunde erschöpft. Man freute sich ihrer Wärme und ihres Genusses. Sie brachte einen heiteren Schein in viel irrsalreiches Künstlerleben.

Es waren besonders drei Fürstenhöfe, welche die Blüte des ritterlichen Sängertums in ihren Hallen sammelten. Den reichsten Glanz deutscher Herrenkunst werden wir um den Landgrafenhof zu Thüringen treffen. Der rechte Stolz des politischen Gesanges und des ersten Minnefrühlings sproßte um den schwäbischen Kaiserhof der Hohenstaufen. Ihnen voran leuchtete der Hof zu Wien, an dem das Geschlecht der Babenberger das fröhliche Jungleben der deutschen Liederkunst unter seinen Schutz nahm.

Der wonnige Hof zu Wien, mitten in dem reichgesegneten, herrlichen Österreicher Lande, war gegen die letzten Jahrzehnte des zwölften Jahrhunderts in ganz Deutschland der Hauptanziehungspunkt der Dichter geworden. Hier waltete ein blühender Segen des Friedens und der Ordnung, den die kluge Politik der ersten österreichischen Herzoge aus dem Hause Babenberg, Heinrich Jasomirgott und sein Sohn Leopold der Tugendhafte, begründet hatte, indem sie die reichen Lande von den Wirrsalen des Reiches zu sondern wußten, ohne auf die Würde der Reichsfürsten zu verzichten. Da strömte der geistige Schwung, der unter einer gewaltigen Zeit das ganze deutsche Volk erfaßt hatte, offen und machtvoll über die Donauberge, wo ihn ein Leben voll Glanz und Ruhe aufnahm. Hier war nichts mehr zu verspüren von den Kampfwogen, die im Süden und Norden von Deutschland

wüteten, Verbitterung und Haß nährten und die Länder verderbten. Die Sicherheit, die auf allen Wegen herrschte, ließ in ungeahnter Fülle Reichtum und Wohlstand gedeihen, während die Thatkraft der Herzoge mit bewehrter Hand das Glück des Reiches schirmte. Da trieb die Kunst hervor an allen Enden. Eine mächtige geistige Regsamkeit kam durch die Burgen und Städte gezogen.

Am Hof der Babenberger fand diese fröhliche Regung ihren gedeihlichsten Grund. Die Landherrn an der Donau wurden die ersten Schirmherrn des deutschen Minnesangs. Bald war dieser über seine ersten Anfänge hinausgekommen; bald hatte er sich aus dem Schlingwerk des Volksliedes, das ringsum aus allen Waldbezirken erklang, losgerissen. Als die Nachtigall von Hagenau, Herr Reinmar der Alte, im Fürstensaale zu Wien sein feines Minnelied anstimmte, war für jede deutsche Burg der Ruf der österreichischen Sängerheimat geschaffen worden. Hier Lied und Weise zu lernen, ersehnten sich die Besten. An der Sängergnade der Wiener Herren sich zu freuen, drängte Manchem das höfische Saitenspiel in die Arme. Im Frühjahr 1189 wurde Friedrich der Rotbart mit Jubel und glänzender Pracht am Hofe Leopolds VI. empfangen. Am 18. Mai stellte er zu Wien eine Urkunde aus, unter deren Bezeugern auch der Tiroler Ortulf von Säben erscheint. Mit diesem seinem Nachbarn war vermutlich Walther von der Vogelweide an die Herrenpfalz zu Wien gekommen, singen und sagen zu lernen. Hier hat er seine seligste Minnezeit verlebt, seine glückhaftesten Lieder gesungen.

Und als die goldene Sängerzeit vorbei war, Phantasie und Gemüt nüchtern geworden waren und nur mehr die Stegreifsänger vor den Burgen um den Straßenlohn bettelten, da hielt der Hof zu Wien noch die alte Sängergnade aufrecht. Es war

nur das letzte täuschende Hinhalten des letzten Herbsttages der Kunst. Denn über das blühende Land mit dem allzeit singenden und lachenden Volk waren jetzt verheerender die Stürme hereingebrochen. Zerstörung und Verwilderung hatten an der gemütvollen Haltlosigkeit des Österreichers keinen Damm gefunden. Da mischte sich noch Herzog Friedrich der Streitbare unter das Volk, mit ihm den Tanz zu springen und selbst zur Fiedel den Reigen zu singen. Der leichte Sang sollte ihm alles weglügen, was sich gegen ihn hob, Empörung der Lehnsherren, Feindschaft des Kaisers, die Reichsacht und den Verlust der Herrschaft. Bald lag alle Herrlichkeit zertrümmert. Da begannen auch die letzten Lieder zu verklingen.

Damit war es in Österreich mit der Pflege des höfischen Liedes für immer vorbei. Als die Habsburger über den alten deutschen Landen ihre Erbmacht gründeten, blieb der Sänger ein toter Mann. Wohl sah Rudolf von Habsburg in seinen Heeren und Lagern Dichter und Sänger. Aber er brauchte nur ihre Waffe. Ihr Lied blieb ihm gleichgiltig. Er hatte nur für die Mehrung seines Besitzes zu sorgen, für die Ausgleichung der Landschäden und das Schlichten der Streitigkeiten und seiner Schulden. Sein trockener Geist verstand nicht staufische Milde. Er war gleich unempfänglich für die feine Hofkunst wie für den bissigen Hohn, mit dem die armen Wandersänger über seine Kargheit herfielen. Eine große Enttäuschung erlitt das Volk über den nüchternen, geizigen, für nationale Ehren gar nie besorgten Träger der Staufenkrone, die einmal die ganze Welt durchleuchtet hatte. Und bei aller Rechtschaffenheit und dem gewissenhaften Ernste seines kleinen und engen Strebens vermochte König Rudolf nie, diesen Bann zu durchbrechen. Er hatte ja die Hauptstütze hiefür zurückgewiesen, das Lob der Sänger. Nicht die grimmige Bissig-

keit des Schulmeisters von Eßlingen darf da mitreden; aber vernünftige Dichter, wie Friedrich von Sonnenburg und Meister Stolle, trugen kein Bedenken, mit dem schärfsten Spotte den König an die schönsten Pflichten eines deutschen Herrschers, an Gnade und Milde, zu erinnern.

Ein sängerfreundliches Geschlecht saß am Hof zu Kärnthen. Hier empfing Herzog Bernhard, aus dem Hause der Grafen von Levanthal, die Dichtenden mit offener Hand. Das Lied der deutschen Minnesänger erklang weiter südwärts noch am Patriarchenhof von Aquilea, dem Berthold von Andechs um 1218 vorstand. Nordwärts blühte der deutsche Sang am Hofe der Böhmenkönige, Ottokars, des Gegners Rudolfs von Habsburg, und Wenzels II., den wir selber unter den Reihen der Sänger finden werden. In Ungarn erwies König Andreas den Sängern reiche Huld und klingende Gnade.

In Deutschland waren es neben den Hohenstaufen und Landgrafen von Thüringen, die wir als die starken Grundsäulen des deutschen Minnesangs erkennen werden, Herzog Otto der Erlauchte von Bayern, Herzog Johann von Braunschweig, der Markgraf Heinrich von Meißen, der Markgraf Otto von Brandenburg, welche vornehmlich den bunten Sängerschwarm in ihren Hallen begasteten. Leuchtend hebt sich aus dem Ruhme der zahlreichen Landherren, deren Milde im Munde der Sänger lebte, das reiche Geschlecht der Henneberger in Thüringen. Ihm entstammte der Minnesänger Otto von Botenlauben, der auf seinen Burgen bei Meiningen saß.

Wohlgepflegt und wohlgelitten war das süße Lied der deutschen Minne vom Klosterhofe zu Sankt Gallen. Zweimal trieb hier in den waldigen Bergschluchten der Sitter die Blüte der deutschen Sprache empor. Mit kräftigem Anschwung hatte sich hier die erste

deutsche Prosa entfaltet, da Notker der Deutsche das schwere Handzeug der heimatlichen Sprache übte. Die Bildung des Mönchshofes war da in alle Welt ausgestrahlt, Sankt Gallische Wissenschaft war ein breiter Pfad geworden in der Irrnis der damaligen Kultur. Einige Menschenalter nach diesem segensreichen Klosterleben glänzten Brünne und Ritterhelm der wehrhaften Äbte über den Klosterhof und durch die Stoßbahn. Da verschwiegen die Gebete und Psalmen im Hufgescharr und beim lärmvollen Tjostklingen. Statt der wuchtigen Mettenzeile, vom Gebrumm einer Orgel noch sattsam beschwert, flüsterte sanft zum hellen Zitherklang ein Minneliedchen durch die Halle. Ganz nach weltlichem Range wurde alles eingetheilt. Der Abt war ein Fürst geworden, der seine bewaffnete Macht ringsum in den Höfen der Burgherrn und Dienstmannen sah. Er war ein Kriegsherr geworden, dem seine Mannschaft auf schwerem Graubündtner Roß nachfolgte, wenn er zur Schlacht oder zum Turniere sprengte. Und ringsum klang das Land vom Singen der Burgherrn, die Minne und Lied mit der Freude der Begehrlichkeit grüßten. Sie lockten mit ihrer Kunst einen hellen Schein über die Alpenöddnisse und in die brausenden Wildforste. Von des Abtes Dienstmannen waren es der Erbschenk und der Erbtruchseß, die als gefeierte Sänger der Minne ihren Namen weithinaus über die Sankt Gallener Alpen trugen.

Am Oberrhein sammelt der Hof Walthers von Klingen am Ausgange des Minnesangs noch einen bunten Schwarm von Sängern um sich. In Konstanz, der lieblichen Seestadt, führt der Bischof Heinrich von Klingenberg Sängergastlichkeit und die Minneharfe. —

Den stolzen Reigen der fürstlichen Sänger eröffnet die lichtumflossene Gestalt des Staufenkaisers Heinrich VI.

Heinrichs Sängertum der Minne bereichert noch wesentlich

die verschiedenartigen Charakterzüge, die sich zum vielumstrittenen Bilde dieses deutschen Königs vereinigen. Von den einen blind auf den Schild gehoben, von den anderen ebenso blind verdammt, scheint man noch nicht die rechte Beurteilung für seine Größe und Bedeutung gefunden zu haben. Er war jedesfalls einer der größten deutschen Herrscher, die deutschen Wert mit ihrem Reichsschwerte bewaffnet haben. Damals war die Politik der Kanzleien nicht also entwickelt wie heute; große Ideen konnten sich nur auf rauchenden Schlachtfeldern Ansehen und Verwirklichung verschaffen. Der Gedanke eines römischen Weltkönigtums in deutscher Hand war in Heinrich zur ungeheuersten Begeisterung aufgeflammt. Für diesen Gedanken trug der junge König eine Seele von Eisen und Feuer in sich. Er konnte gnadenlos niederbändigen, was sich ihm hier entgegenstellte; was ihm hier entgegen kam, konnte sich im Schutze und im Glanze seines stolzen Herrscherglaubens sonnen. Die grausamste Härte und die herrlichste Liebe und Treue konnte er so aus Einer Hand bieten.

Wir haben von ihm ein Minnelied; es ist eines der schönsten und wohllautendsten, die wir vom ganzen Minnesange haben. Einmal in die Harfe zu greifen und mit dem Einen Griff den reinsten und vollsten Schlag zu thun, das war echt königliches Sängertum. Er hat sein Lied mit jungen Jahren gesungen, vielleicht an eine frühe Jugendliebe.

Fast als Knabe noch sang der junge König Konrad seine reizenden, anspruchslosen Minneliedchen. Wie er das Ausklingen der Staufischen Weltmonarchie bedeutet, so steht sein Gesang mitten im Erlöschen der ritterlichen Kunst. Es war ein Spiel des Geschehens, daß mit dem Blute der Staufen die Rosen der Minne vergehen sollten. Konradin, wie ihn die Wälschen hießen, mußte schon im Alter von sechszehnhalb Jahren auf dem

Blutgerüste des grausamen Carls von Anjou sein Leben lassen. Seinen Tod beklagen deutsche Sänger wie Troubadours. Seine Lieder hat er noch in Deutschland gesungen, vielleicht in dem kindlich sorglosen Leben, das ihm an den wonnigen Ufern des Bodensees bei seinem trefflichen Vormunde, dem Bischof Eberhard von Konstanz, erblüht war. Am grünen Strande von Arbon und zu Ravensburg trieb er sich mit seinen Kämmern Markward und Volkmar in ungetrübtem Jugendglücke herum.

Ein politischer Parteigänger Walthers von der Vogelweide, des hochherzigsten und freiesten National-Politikers des deutschen Mittelalters, war der Herzog Heinrich I. von Anhalt (1212 bis 1252). Durch seine Gemahlin Irmengard, einer Schwester des sangliebenden Landgrafen Hermann von Thüringen, war er innig mit dem glänzenden Sängerhofe auf der Wartburg verbunden. Er war ein Anhänger der Staufen, stand auf Philipps Seite, bis dieser sich der päpstlichen Politik näherte. Von da ab treffen wir den Herzog mit dem größten Teile der nationalen Partei auf Seite Ottos IV., des Welfen, der sich der verlassenen Staufischen Sache angenommen hatte. Später schloß sich Heinrich dem jungen, thatkräftigen Friedrich II. an, der ursprünglich päpstliche Hilfe gebrauchte, um sich in Deutschland festzusetzen, bis er mit einem Schlage das römische Lügennetz zerriß und die römische Macht durch seine zersetzende Staatskunst bloslegte.

Herzog Heinrich hat seine Lieder mit jungen Jahren gedichtet und zwar in seiner heimischen Mundart. Er offenbart darin einen schönheitstrunkenen Sinn, mit einem kräftigen Strich in das Sinnliche.

Ein glänzendes Sängerbild des deutschen Mittelalters ist das des Herzogs Heinrich IV. von Breslau. Beim Tode seines Vaters Heinrich III. noch minderjährig, trat er 1270 die Re-

gierung an. Er vermählte sich mit Mathilde, einer Tochter des Markgrafen Otto V. des Langen von Brandenburg. In den Kriegen Ottokars von Böhmen gegen Rudolf von Habsburg stand er auf Seite des ersteren. Er starb im Jahre 1290 und liegt in der Kirche zum heiligen Kreuz in Breslau begraben.

Er ist der rechte Minne- und Turnierritter. Sein Lied verrät den leichten Schwung eines jugendlichen Gemütes; es tritt mit einer vollendeten Leichtigkeit der Form auf, wie sie wenig anderen Sängern zur Verfügung stand. In einem Zwiegespräch mit dem Mai legt er eine prächtige Naivetät der Anschauung dar. Die Liebe thut ihm so weh, klagt er dem Mai. Was thut sie dir? fragt dieser. Sie erscheint ihm in jedem Traum, um ihn zu quälen, mit schlechtem Blicke, den bittersüßen Schmerzenstrunk reichend. Da sagt ihm der Mai, er wolle es den Blumen streng befehlen, den Rosen rot, den Lilien weiß, vor ihr die Kelche zu schließen. Und es sollen die kleinen Sänger im Nest schweigen. Und die breite Haide soll sie fangen, wenn sie nach glänzenden Blumen geht. So ist der Schönen in aller Form der Krieg gekündigt. Der Klee wird so leuchten, daß sie mit den Augen zwinkern muß. Der grüne Wald wird alles Laub abbrechen, wenn sie seinen wohligen Schatten sucht. Die Sonne wird ihr das Herz und die Brust durchhitzen, kein Sonnenhut soll ihr helfen, bis sie einer treuen Herzenspflicht gedenkt. Frau Venus soll ihr alles Liebe verleiden, bis sie vor Jammer zergeht. Aber als das alles geschehen soll, will es dem Dichter schier das Herz zerschneiden. Ihr zarter Leib könnte so etwas ja gar nicht aushalten! Lieber wollte er sterben, wenn sie genese!

In einer glänzenden Hofhaltung, welche die singenden Leute in dichten Schwärmen heranlockte und mit fürstlicher Freigebigkeit aufnahm, sang und wirkte der Markgraf Heinrich III. der

Erlauchte von Meißen. Er kam als zweijähriges Kind zur Regierung. Seine Erziehung fand er am sangesfrohen Hof zu Wien, von wo er auch seine Liebe und seinen Eifer für die Kunst mitnahm. Die erste seiner drei Gemahlinnen wurde Constanze, die Tochter Leopolds VII. von Österreich. Im Jahre 1237 machte er eine Preußenfahrt, bei der er heldenmütige Kämpfe bestand und der Seeräuberei an der Ostseeküste durch Anlage von Wachtschiffen und Strandburgen Einhalt that. Sein Name wurde berühmt durch die Turniere, die er mit der erlesensten Pracht zu veranstalten wußte. Er starb 1288.

Heinrich von Meißen war nicht nur ein gefeierter Dichter und Sängerfreund, sondern that sich auch als Tonsetzer in auffälliger Weise hervor. So vertonte er einige Stücke der Messe, die er dem Papste Innocenz IV. vorlegte, worauf dieser ihre Einführung in die Kirche zuließ.

Ein Zeitgenosse des Vorigen ist der Kampfritter Herzog Johann I. von Brabant. Im Alter von dreiundvierzig Jahren, in dem er verstarb, hatte er siebzig große Turniere geschlagen. Seine Lanze war gefürchtet in der Stechbahn, sein Schwert auf dem Schlachtfeld. Dabei sicherte er den Handel, ordnete das Münzwesen, führte um 1290 ein neues Strafgesetzbuch, Lantkoeren, ein, das von dort an beständig in Kraft stand. Im Jahre 1269 vermählte er sich mit Margaretha von Thüringen, Ludwigs des Heiligen Tochter. Im Jahre 1288 erfocht er den berühmten Sieg über den Grafen von Geldern. Am 3. Mai 1299 starb er an einer Wunde, die er beim Turnier zu Bar erhalten hatte.

Er zeigt einen gelehrigen Sinn für sein heimisches Volkslied, dem er einen frischen und kernigen Klang abgelauscht hat. Auch wo er als höfischer Sänger auftritt, überrascht er durch die Knapp-

heit und Leichtigkeit seiner Formen und Gedanken. Er besitzt lebendiges Naturgefühl, ein reges Anschauungsvermögen, das sich nur manchmal in Spitzfindigkeiten bei Anwendung der poetischen Mittel verläuft. Vermutlich hat er in der platten Sprache seiner Heimat gedichtet.

Gleich berühmt als Fürst wie als Sänger war der Markgraf Otto IV. von Brandenburg mit dem Pfeile. Er regierte von 1266 bis 1308, Segen ausbreitend über Volk und Land. Bei der Belagerung von Staßfurt an der Bode wurde er von einem Pfeile in den Kopf geschossen; da er sich keinem Wundarzt anvertrauen wollte, blieb der Pfeil ein ganzes Jahr darin stecken. Er vermählte sich um 1261 mit Heilwic, der Tochter Johanns von Holstein.

Markgraf Otto war ein thatkräftiger Fürst voll Umsicht und Besonnenheit, voll Tapferkeit und von einer unerschöpflichen Laune, die ihn manchmal zu recht scharfen Späßen verleitete und ihm dadurch manchmal sogar gefährlich wurde. So hatte er auf dem Kampfzuge gegen Magdeburg schon den Tag vorher bestimmt, wo er seine Pferde im Dome füttern wolle. Das erbitterte die Magdeburger so sehr, daß sie ihre ganze Kraft zusammennahmen und der Markgraf wirklich in Gefangenschaft gerieth. Als er sein Lösegeld, das nur auf 4000 Mark gesetzt war, nach Magdeburg gebracht hatte, da sagte er zum Bischof Günther: Du verstehst nicht einen Markgrafen von Brandenburg zu schätzen; ich hätte mit aufgerichteter Lanze zu Pferde sitzen müssen, und so viel Gold und Silber hätte um mich aufgehäuft werden sollen, bis die Lanzenspitze nicht mehr zu sehen gewesen wäre; so hätte es sich gebührt, einen Brandenburger Markgrafen zu schätzen. Dieser Spott soll den Bischof so sehr gekränkt haben, daß er um 1279 seine Würde niederlegte.

Otto war der stets hilfbereite Schirmherr seines Volkes, das er durch liebevolle Pflege emporhob. Er gab Gesetze für den Kornhandel, legte Wein- und Hopfengärten an, begünstigte die Bierbrauerei und den Tuchhandel. Er schloß Handelsverträge mit den Nachbarn, besonders mit den Hansestädten, verschaffte Zollfreiheit nach den Niederlanden und den nördlichen Reichen. Der Markgraf selber trat mit den Vornehmsten seines Landes in Kaufmannsgilden ein. Dabei schätzte er die Wissenschaft. Weit berühmt war sein Kriegsbaumeister Gerhard. Die Sänger fanden in seinen Burgen allzeit gastliche Aufnahme und mancher von ihnen pries den freigebigen, kunstliebenden Brandenburger.

Als deutscher Minnesänger erscheint auch König Wenzel II. von Böhmen. Schon sein Vater Ottokar, der Gegner Rudolfs von Habsburg, hatte freie Sängergastlichkeit geübt. In neuester Zeit wurde in Böhmen mit Wenzels Liedern viel hypernationaler Humbug getrieben; allein die tschechische Urschrift hatte sich nur zu bald als eine sehr durchsichtige Fälschung erwiesen. Wenzel hat nur deutsch gedichtet. Dazu sind seine Liedchen voll Gemüt. Er weiß einen weichen, holdseligen Ton anzuschlagen, der ihn sogar unter die besseren Minnedichter stellt.

Auch droben am Meere erklangen die Lieder aus der Fürstenharfe, die Witzlav IV. von Rügen meisterlich schlug. Das Leben dieses Fürsten war ausgefüllt durch wilde Kriegsthat und unaufhörliche Fehdezüge; dazwischen drängte sich freundlich die Kunst. Nicht mehr die feinritterliche Kunst; denn Witzlavs Sang fällt schon in das vollständige Verklingen des Minnesangs. Seine Muster suchte sich Witzlav schon unter den Dorfpoeten: die Schweizer Steinmar und Hadlaub haben ihn durch ihre Herbst- und Eßlieder angeregt zu ähnlichen Erzeugnissen. Er freut sich

des Herbstes, der gibt ihm Bier, Meth, guten Wein, Rinder- und Schweinebraten, Gänse, Hühner und Fische; bei solchen Sachen läßt sichs fröhlich leben. In einigen höfischen Mailiedern bringt er zierliche Reimkünste an.

In der Blütezeit des Gesanges dichtete Graf Friedrich von Leiningen, der Ahnherr hervorragender Geschlechter, ein Schirmherr der Liederkunst. Seine Stammburg lag im alten Wormsgau. Um 1190 lagerte er mit dem Landgrafen Ludwig von Thüringen vor Akkon.

Was Rudolf von Habsburg an der Kunst verabsäumte, das holte der allzeit sangumklungene Hof seines Schwagers, des Grafen Albrecht von Heigerloh, Rotenburg und Hohenberg, reichlich ein. Albrechts Ahnen waren die Burggrafen von Zollern, seit der Mitte des 14. Jahrhunderts Hohenzollern benannt, die Burggrafen von Nürnberg. Albrecht, der Minnesänger, war einer der berühmtesten seines Stammes. Die ganze Habsburgische Reichs-Politik ruhte in seinen Händen, nachdem er sich mit dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg in der thatkräftigsten Weise um Rudolfs Krönung angenommen hatte. Als Rudolf 1291 starb, wußte Albrecht die Wahl seines Sohnes Albrecht von Österreich in Franken, Schwaben, im Elsaß und am Rheine durchzusetzen, womit er den Grund legte zum Weiterbestehen eines Habsburgerreiches. Albrecht von Heigerloh wurde nach mörderischem Kampfe bei seiner Burg Leitstetten erschlagen, als er den Herzog Otto von Bayern bei Nacht überfallen wollte, der dem Gegenkönig Albrechts von Österreich, Adolf von Nassau, Hilfe senden sollte.

An Albrechts Hofe sammelten sich die letzten Sterne der versinkenden Dichtung mitten in Aufruhr und Kampf zu einer letzten heiteren und wohlgefälligen Ruhe. Von ihm selbst sind nur zwei

Strophen erhalten, die der heimlichen Minne gewidmet sind, jedoch keine auffällige dichterische Anlage zeigen.

Bei einem Sohne Albrechts von Heigerloh war einer der anmutigsten Poeten der Spätzeit Küchenmeister, Klein Heinzelin von Konstanz.

Sein Büchlein über die Minne, in frischer, an den besten Mustern gebildeter Sprache geschrieben, ist noch ein echtes Hofgedicht, voll Anmut und alter Ritterfröhlichkeit. Der letzte ersterbende Glanz der Minne schimmert noch daraus.

Achtes Kapitel.

Das Wesen der deutschen Minne.

Die Minne des deutschen Ritters und Sängers ist das Liebmeinen einer Frau. Sie ist nicht die Liebe in gewöhnlichem Sinne, die zu Liebem und Geliebter macht. Sie ist nicht die unvergängliche, gewaltige Naturmacht, die alles erschließt und alles teilt, was sich zwei liebende Menschenseelen miteinander von Welt und Natur erhoffen können. Dieses moralische und physische Band, das Wesen alles Menschentums umfassend, besitzt die Minne nicht; ihr ist lediglich ein poetisches zu eigen.

Die Minne ist die freie Liebe der Gedanken.

Wohl hat auch sie das ganze Fühlen, Hoffen und Sehnen, Verlangen und Träumen einer liebenden Menschenbrust in ihre Obmacht genommen; aber das Leben bindet sie nicht. Es fehlt ihr die irdische Befriedigung, in der jede echte und naturkräftige Liebe beruht; nur der Gedanke daran ist ihr nicht fremd, soweit er poetischen Zwecken dient. Die Liebe ist Leben, warmes, tiefes, übermächtiges Leben; die Minne ist eine Kunst, ein sinnvolles Erdichten, ein Erträumen von Lebensumständen, über welche die Liebe gleich die unmittelbare Gewalt hat. Das innere Feuer der Minne bleibt allzeit der Geist der Dichtung: sie ist die

lieblichste Verklärung der Liebe, das höchste Lied und der reichste Gesang der Liebe: sie ist eine Kunst des Gemütes und der Seelen.

Das Wort Minne schon wird umstrahlt von der Poesie ihres Wesens: es bedeutet das Meinen, das am schönsten im Angedenken lebt. Inhalt des Meinens ist das Denken an den Geliebten. So liegt schon im Worte das rein Seelische ihres Wesens. Erst aus diesem Seelischen sprossen die bunten Blumen einer holden Sinnlichkeit zwischen Mann und Frau. Erst wenn der Gedanke, der Geist überwunden ist, dann singt das liebende Menschenwesen empor im Zauber einer sonnigen Glut, die ihm im Herzen brennt. Und nur wenn der sinnige Geist verstumpft ist und das herzliche Meinen den süßen Anhauch des Gedankens verliert, da beginnt die rechte Wonnigkeit der Minne zu mißraten; da verstört die feine Seligkeit einer frohen Gedankenliebe. Dann wohl stirbt der Adel, der in dem Worte ruht und aus dem Wesen der Minne spricht. Dann erst bändigen Unwert und Rauheit die freie Sehnsucht des Liedes. Aus den Träumen wuchern die schwarzen Schatten der Roheit. In der Wirrnis der Lüste verkommt die sinnvolle Bedeutung einer lauteren, schönen, reichen Seelenkunst.

So war auch die Minne wie alles Menschliche und Zeitliche nicht immer Licht und Strahlung, sie warf manchmal einen dunkeln Schatten um sich her. Aber in ihren guten Zeiten und in ihrem lautersten Sinne war die deutsche Minne geradezu eine Verklärung des Volkes. Sie spiegelte die deutsche Volksart in ihrem wundersamsten Glanze. Sie wurde die herrlichste, ebenmäßigste Form für das sinnige Hangen, für die sonnige Wärme, für das tiefe Ergeben des deutschen Gemütes. Die frohe Weichheit wie die lebensvolle Kraft der deutschen Natur nahm sie in gleicher Weise in sich auf. Über ihre stärksten Triebe und glühend-

sten Anreizungen spielt immer ein milder Glanz. Die Innigkeit einer deutschen Minne duldet nur den stillen, anmutsvollen und dennoch immer freien und beweglichen Hang, in dem sich eine Seele an die andere schmiegt. Im Seelenglauben liegt ihr reichster Zauber, ihre schönste Gewalt.

Der deutsche Traum und die liebliche deutsche Selbstgefälligkeit, das heitere Wechselspiel der Gemüter, sind die Haupt- und Kardinalstücke der deutschen Minne. Ein deutscher Jüngling, der nicht glaubt und nicht glaubend vertraut, kann auch nicht lieben, nicht mit dem Herzen lieben, nicht mit der Seele meinen und minnen. Nicht im Sturme erficht er sich die Reiche der Liebe, sondern leise schleicht er sich auf den Pfaden einer stillen, seelischen Macht in das Himmelsgärtlein, wo seine Minne wacht. Diese muß ihm das Herz wärmen, ihm die Seele weit und flugleicht machen, ihm Himmel und Erde vergolden voll Glück und Schein. Und er hat eine feste Mauer für diese luftige Sinnenwelt, einen Halt für Licht und Wärme — das ist seine Treue. Sie ist ihm ein stärkeres Seelenband als das rinnende Blut, das in Freude wallt und in Verlangen glüht. Die Treue ist es, welche die Minne zur Freundschaft macht, zur Trautschaft. Aus zwei Herzen schafft sie ein seliges Miteinander, aus zwei glücklichen Gedanken webt sie einen reichen, tiefen deutschen Glauben.

So wird, was anderen Völkern ein verderbliches Spielzeug, eine fortdauernde Ursache für Verweichlichung und Entsittlichung wurde, dem Deutschen zu einem lauteren Quelle von Sitte und innerer Größe. Denn nachdem die Minne sein Gemüt tief und mächtig erfaßt hatte, bildete er sie mit seinem Wesen fort, mit seinen Geschicken weiter. Erst mit dem wonnigen Glanze einer sangfrohen Jugend, dann mit der schönen, seelenvollen Reife der Vollendung,

bis der winternde Herbst die Gärten des Gemütes verschließt und Raum schafft im Volke für andere Zeiten, für andere Geschicke, für eine neue Geisterwelt.

Die Minne des Rittertums ist die höchste Weihe, die dem Weibe auf Erden je zu Teil ward. Nur in den germanischen Walddörfern und Schlachtringen ward ihm vorher schon eine freie Würde und eine dem Gemüt des Deutschen entsprechende Achtung und Schätzung zu Teil, mit denen das Weib seine hohen sittlichen Aufgaben erfüllen kann. Mit den Grenzen der Germanenburg war auch die Erkennung des stillwirkenden, heiligen Frauenwesens erloschen. Nicht im Morgenlande und weder unter den Aphroditentempeln der Hellenen noch in den Kaiserinnenpalästen Roms hatte man eine Ahnung des wundersamen Gutes, das mit Frauenandacht und Weibestreue am Herd des Hauses sitzt. Zu der modernen Stellung, deren sich die Frau des Abendlandes heute erfreut, wurde das Weib erst aufgehoben durch den Geist des Rittertums, der den Frauendienst auf seinen glänzenden Schild hob, mit seinen Herrenschwert für Frauenehre und Weibesadel eintrat. Und es war wiederum der Deutsche, der die sittliche Kraft und heiligende Schönheit erkannte und in den Mittelpunkt des hohen ritterlichen Strebens stellte, der sang:

Swer guotes wîbes minne hât,
der schamt sich aller missetât.

Erst durch die Minne geschah so recht die Wandlung aus der alten in die neue Zeit. Das Herrengeschlecht, das bisher nur ein Eisengeschlecht war für Kampf und Not, für Sieg und Unterwerfung, wurde durch sie zur Gesellschaft, welche von Sitte, Anmut und Adel beherrscht wurde. Sie läuterte die Begriffe eines geistigen Edelwesens, sie legte den Adel vom Wappenschilde mitten ins Herz. Sie hatte eine neue Welt geschaffen vor den Augen der Zeit.

Diese wollte ein Jeder ersingen, ein Jeder ersagen, sie wenigstens mit jauchzender Allgewalt im Gemüte tragen.

Mit der frohen Selbstgefälligkeit, die jedem jungen Künstlergeist zu eigen ist und dort sich um so reicher verwirklicht, wo ein Volk sein junges Künstlertum übt, wird im Minnesang diese hohe Sendschaft der Minne verdeutsamt. Als Sang der Minne erscheint eben der Minnesang als das Werk Eines Geistes, Eines Gemütes: des Einen Volksgeistes, des Einen Volksgemütes, das immerwährend in der ganzen Liederfolge dieser frohen und heiligen Lebensmacht entgegenjauchzt, immerwährend sich des Zaubers einer minniglichen Allgewalt erfreut. Die Sänger sind ihm wirklich nur seine Singer; die Gedanken, die Gefühle, das Minnen und Meinen, das sie singen, kommt aus der Einen einigen Volksseele, stammt aus der Einen geistigen Volkswesenheit.

Im ganzen deutschen Minnesang begegnet man fortwährend dem Bestreben der Dichter, sich Rechenschaft über diese wonnige Gewalt der Minne zu geben, die ihr ritterliches Denken, ihr gesellschaftliches Trachten und ihr Singen trägt. Nur wenige gelangen innerlich zu einem gewissen Ergebnisse, das ihnen die holde Heimlichkeit ihrer Herzenskunst klar legt. Den Meisten erscheint es allzuhold, in diesem unbestimmten Banne zu leben und zu singen, mit der ganzen Ahnungslosigkeit einer liebenden Menschenseele dem Minnezauber sich hinzugeben. Nur das wissen alle, daß sie etwas wundersam Reines, Hohes und Liebliches in sich geschlossen haben, daß die Minne die Treue zweier Seelen ist, das Einheitswunder zweier Gemüter, daß sie keinen Halt hat und keinen Grund findet in einem falschen Geiste und in einem entarteten Gemüte.

Ohne Minne wird kein Herz froh, kein Wesen frei, Minne ist aller Tugenden Hort: das ist der große Grundklang, der aus

der Frage nach der Minne Wesen tönt. Mancher sage, Minne sei eine Sünde; der solle sich besser bedenken, denn der Minne folgt Treue und Seligkeit. Die falsche Minne freilich, das sei Unminne, der man gehaß sein muß. Wer eine stillverhohlene Sorge trage, der denke an gute Frauen; so wird er erlöst. Die Minne hat einen starken Schutz —, das ist die Liebe, die mitten im Herzen liegt: wer nach Herzeliebe ringt, der gewinnt Würdigkeit und Ehre. Dem rechten Ritter ist so eine Minne lieber, als aller Vögelein Singen; er braucht sich ihrer nicht zu schämen am Hofe wie an der Straße. Sie ist ein Wunder, das Gott durch Weibesschönheit wirkt. Die reine Minne hilft für alles Böse der Welt. Sie ist zwar nicht immer so willig und froh, als man es von ihrer Holdheit meinen möchte, und weise Leute sagen, es sei kein Kinderspiel, wenn eine Frau so nah an's Herze geht; und doch soll man davor nicht verzagen und sich nicht scheuen, denn eine minnigliche Frau sei kein wildes Tier. Wem die Minne so recht hold ist, der steht hoch unter den Menschen; den soll man wohl ansprechen, nur Gutes über ihn sagen und ihm unterthan sein; denn der edeln Frauen Güte webt einen minnigen Glanz und eine himmlische Freude um sein Bestehen.

Die schöne Welt des Gemütes, über welcher die Frauenminne als die heiterste Sonne prangt, wird vervollständigt durch die Freundesminne, die Herrenminne, die Gottesminne. Sie alle schufen an der Lust und Freude des Herzens für etwas Höheres, für die geistige Huld, die Seelen aneinanderkettet über Blüten und Tod. Eine liebende Seelengemeinschaft lag in der Anschauung des Volkes. Nicht der vorwurfsvolle Schatten geistiger Nacht ist das Wahrzeichen der Zeit, die den Minnesang erschuf. Gedankenminne ist der Zug der Zeit, Gedankenfreiheit ist die große Bewegung des Volkes. Und das Wahrzeichen der Minne-

sängerzeit ist wahrhaft die Menschenliebe. Nicht die tendenziöse Verzerrung von Menschenliebe, die einseitig und vorurteilsvoll nur Kasten von Menschen liebt und schützt und mehr einer Koketten gleicht als dem Engel eines sonnigen Seelenreiches und die mit ihrer Liebe Krämergeschäfte treibt, die wieder nur für Kasten gelten sollen; nein, sondern die strenge, aber aus dem geraden Gemüte des Volkes herausstrahlende Bildung einer echt menschlichen Weltfreude, einer gewissenstarken Menschenliebe — einer Menschenliebe, die nichts Höheres und Schöneres sein kann als die unbedingte Volksliebe.

Die Art, wie die ritterliche Frauenminne sich aus dem Herzen ringt, um eine poetische Wahrheit zu werden, läßt einen tiefen Blick in das mittelalterliche Gemüt des deutschen Volkes thun. Darin spüren wir es lechzen und sehnen nach Schönheit und Freiheit und Leben, da wallt es und wogt es fieberisch nach Seelenunmittelbarkeit, da jauchzt es, trunken vor Farbenlust und Sinnenfreude. Und darüber schwebt doch immer wieder der volle Zug echt deutscher Beschaulichkeit und Biederkeit, Einheit und Geschlossenheit. Und das alles formt sich zu dem Einen leuchtenden Kristall, der Frauenminne. Der klärt und beleuchtet alle Regungen des Herzens, jeden Wandel des Geistes. Der flammt und funkelt, wenn seine Sonne ihm zuscheint, die Weibesschönheit, die Frauengüte. Da wärmt eine ewige Begeisterung das Gemüt, da lebt ein himmelhochschlagendes Feuer, das sich an den Idealen einer besseren Welt nährt. Da schwärmt es für Treue und Beständigkeit, für Anmut und für den Ernst der Freude, für Keuschheit und Fröhlichkeit mit Züchten, für Bescheidenheit und Scham, für ein schicksalkeckes, seelisches Aneinanderhangen. Da wird es nicht müde, sich an roten Münden und glänzenden Augen zu laben, an Sommerfreude und Waldseligkeit, an Morgenlicht und

minniger Abendstille. Ja, aus diesem Einen Borne der ritterlichen Frauenminne holte sich das Gemüt jener Zeit eine allzeit treue und holdselige Auferstehung nach allen Nöten, jeder Verbitterung.

Die Form der ritterlichen Minne ist der Frauendienst. In ihm kommt vor allem anderen der Gedanke des Liebmeinens zum Ausdruck. Nicht das Verhältnis zweier Liebenden im Angesicht eines Lebensbundes soll er fördern; das liegt seinen Pfaden am allerfernsten. Der dienende Ritter meint sich eine Frau lieb, und diese gewinnt damit Obmacht über seine Gedanken, seine Gefühle, seine Werke. Sein ganzes seelisches und leibliches Sein ist unter den heilsamen Schutz des Frauengemütes gestellt. Manchmal und in der ersten Zeit war es wohl auch Liebe, brennende Liebe, die in des Ritters Brust schlug, die zum Dienste einer Frau Harfe und Lanze trug. Und als der minnigste Lohn wird es begrüßt, im Herzen der Frau ein süßes Flämmchen zu finden, das dem eigenen Gedankenfeuer warm oder jedesfalls fühlbar entgegen brenne. Freude am Leben sich aus der zarten Hand einer Frau zu holen oder eine solche in ihr Herz zu pflanzen, war der schöne Hauptzweck des Dienstes.

Es mag nicht selten gewesen sein, daß die Frau die Jugendgeliebte eines Ritters oder Sängers gewesen ist. Denn Mancher singt, daß er einem Jungfräulein von seiner Knabenzeit an gedient habe, dem er durch das ganze Leben treu blieb. Die meisten Fälle werden gewesen sein, daß der Ritter seine Geliebte lieb meinte, sie minnte und ihr diente, bis die Ehe an Stelle der zarteren Sängerminne trat. Aber auch nicht selten war es, daß der Sänger die Gattin eines befreundeten Ritters lieb meint. Dies schließt noch lange keinen Treubruch ein; denn Minne in ihrer edelsten Form ist nur das dichtungsfrohe Liebmeinen, das Ver-

trauen auf einen Gedanken, der den seinen mit Freude und reiner Zugethanheit sucht, auf eine Huld, die geistig das Leben verschöne. Ein solcher Dienst geschah mit Vorwissen des ritterlichen Ehegenossen.

Freund einer Frau zu sein, sich ihr huldvolles Lächeln zu wissen, wenn man durch den Burgsaal schritt oder in's Baumgärtlein in den Kreis der Frauen trat, galt jedem jungen oder alten Hofherren als die schönste Wappenzier, als das höchste Herrengut. Das war ein Schild für alles, was Widerwärtiges das Leben brachte, Ungünstiges die Zeit. Es wurde eine stets frohlockend begrüßte Zuflucht eines erkrankten Gemütes. Durch die Frau, der er diente, galt der Ritter oder der Edelknecht erst etwas im Hofkreis. Sie verlieh ihm, heimlich oder offen, den rechten Aufschwung des Lebens. Und was im breitgeschäftigen Thun und im starren Hinziehen des Lebens innerlich verfrostete und verblaßte und verlosch, richtete die Frau wieder auf, die Begeisterung, den Freiheitsmut, die Frohheit am Leben und der höfischen Kunst.

Nicht alles Liebmeinen und Frauenminnen war höfisch und edel.

Sehr wohl wird unterschieden, zwischen *hoher* und *niederer* Minne. Mit Gesang und Schwertthat einer hohen Frau zu dienen, wenn auch ohne Absicht auf Erhörung, galt als das höchste. Schon der Gedanke an sie verherrlichte. Sie schwebt wie die Sonne über allem Singen und Träumen. Aber auch einem ebenbürtigen oder niederen Mädchen konnte die Minne zugewandt werden. Der Dienstmann des Herrenhofes suchte sich ein Fräulein auf einer anderen Dienstburg, oder gar eine Schöne des Dorfes oder aus der kleinen Landstadt. Mancher Sänger hat in seiner Jugend der niederen Minne gehuldiget und sich dann einem hohen

Liebmeinen zugewendet, das ihm Geist und Seele gab, ein ewiges Anfeuern zu Ritterschwung und zum Liedereifer, unbeschadet der Ehe und Brautschaft, die er geschlossen, oder einer niederen Minne, die er daneben wieder unterhält. Immer blieb hier das zarte und innige Liebmeinen die herrschende und bestimmende Seele. Nur die niedere Minne mag noch mehr die Sinnlichkeit genährt haben, je nach dem inneren Gehaben des Ritters; das Verhältnis lag hier merklich freier. Menschenseliger war wohl die uneingeschränkte niedere, ritterlicher die hohe Minne. Aber wiederholt wurde es geboten, daß jeder ebenmäßig minnen sollte, die Hohen sollten hoch, die Niederen nieder begehren. Die niedere Minne mag gerade nicht ein Bund der Treue gewesen sein; die hohe bewegte das Leben, an ihr hielt man am festesten, weil sie den Glanz, den bestimmenden Schein gab. Dies Verhältnis hat heute noch ein Tiroler Schnaderhüpfel in Erinnerung:

Itz han i zwa Diendlen,
An alts und a neus,
Itz brauch i zwa Herzlen,
A falschs und a treus.

Neben der Frauenminne des Rittertums hebt sich aus der höfischen Kunst die Freundesminne. Sie ist ein lichtes Wesen, voll altem Götterschein und freiem Heldenmut. Sie lag so recht im Gemüte des deutschen Rittertums, der germanischen Schildgenossenschaft. Durch die ganze mittelalterliche Dichtung läßt sich ihre sonnige Spur verfolgen.

Am hellsten glänzt die blaue Blume der deutschen Treue aus der Lieblingssage des Mittelalters von Amicus und Amelius. Amicus, der eine der Freunde, wird vom Aussatze betroffen und kann nur gerettet werden, wenn das Blut unschuldiger Kinder für ihn vergossen werde; der Freund entschließt sich, wenn auch

nach schmerzvollstem Kampfe, mit eigener Hand seine beiden Kinder dem Leben des Freundes zu opfern. Die Kinder schlafen, da er mit dem Schwerte eintritt, beide halten einander umarmt. Da erwacht eines und frägt, was sei. Da gesteht Amelius, daß er seinen Freund mit ihrem Blute heilen könne. Und er vollzieht die blutige That an seinen Kindern. Gott aber erweckt die Kinder wieder zum Leben. Als die Mutter in die Kammer tritt, findet sie die Kinder mit einem goldenen Apfel spielend.

Schon durch die bloßen Vergleiche wird die Freundestreue in ein strahlendes Licht gestellt. Sie ist das Gold, der Edelstein, der kräftigleuchtende Adamas. Die Untreue ist der reißende Wolf, das fallende Laub, die Kerze, die zu Asche wird, das fahle, schlechtgleißende Zinn.

Schon Wernher von Tegernsee, der Mönch des zwölften Jahrhunderts, vermittelte uns die Auffassung solcher deutschen Freundschaft: „Wahre Freundschaft ist der Einklang in allem Göttlichen und Menschlichen mit Herzlichkeit und zugeneigtem Sinne.“ Und die Lieder der Minnesänger enthalten ihren jubelnden Preis. Des Freundes Lachen soll nur Mildheit sein, dann ist es süßer als das Abendrot. Vom Freunde kommt besser ein wahres Nein, als zwei gelogene Ja. Er wiegt zwanzig Mädchen auf. Was hilft dem König seine Krone, wenn er keine Freunde hat? Woran soll ein Freund Freundesmut messen? Freund soll gegen Freund sein, daß er Wert gewährt. Getreuer Freund und ein versuchtes Schwert, die zwei sind in Nöten gut, der höchsten Ehren sind sie wert. Die Treue löscht alle Missethat, sie ist die rechte Seligkeit. Wenn einer seinen Freund verliert, wird er nie mehr so recht froh werden!

Neben dem Freunde stand der Herr; auch er galt einer treuen Minne für würdig. Die Herrenminne ist dem Deutschen in's

Blut gegossen. Das ist sein altes Vermächtnis aus jener Zeit, da der blutige Germanenkampf aus dem deutschen Boden die Ideale der Treue und der harten Sitte schuf, wie sie kein Strich Erde vorher kannte. Da hing im Weidengezelt der Schild des Knechtes neben dem des Königs, beide von demselben Eichenlaube des Sieges umflochten. Seit der Deutsche aus Königshand Leben und Gut, Freiheit und Recht empfing zu einem gedeihlichen Volksschaffen, war die Königstreue sein Ansehen und seine Würde. Das deutsche Lehenswesen und die Kriegsgefolgschaft trugen die Weihe dieses Volksheiligtumes der Herrentreue in sich. In Mannentreue den Tod einsetzen, galt als das schönste Los des deutschen Freien und Landedeln, des germanischen Schwertknechtes der alten wie der verjüngten Zeit. Der römische Gelehrte, der seiner verrotteten Gesellschaft ein wundersames Bild germanischen Lebens entwarf, erwähnt, wie ungemessener Schimpf den Mannen traf, der die Schlacht verließ, in der sein Fürst gefallen war. Die deutsche Sage ist ausgefüllt von Heldenbildern der Treue, von Wolfdietrich bis zum Bechelaren Rüdiger. Bis zur Blutrache wurde sie ausgespannt. Blutfreundschaft war ihr gewaltigster und edelster Sinn.

Die Herrenminne des Minnesangs, mag sie politische oder persönliche Bedeutung haben, verdeutsamt recht innig diese Treue des Lehnsmannes zu seinem Kriegs- und Landherrn. Der Tod des Oberherrn gab dem Sänger die beste Gelegenheit, sein Liebmeinen zum Herrn in feierlichen Klagen ausklingen zu lassen.

Oft zerrann dem Sänger mit dem Tode eines gütigen Herren alles, was er an Gut und Würde besaß. An fremden Höfen und vielleicht in entlegener Burg mußte er wieder neue Milde, neues Unterkommen begehren. Namentlich wenn ein fürstliches Auge sich zum langen Schlummer schloß, das sonst frühlings-

lustig und lebensheiter in die klingende Wonne des Sängerglückes gestrahlt hatte, klingt es tiefschmerzlich auf — der Fürstenhof lag einsam, und nur zu oft wurde die sängerfreundliche Milde mit Unlust und karger Unverständigkeit für die Kunst getauscht.

Die Sänger, die zusammen in der Singlaube saßen, an Einem Tone ihre Harfen stimmten und vor Einem Kreise ihre Lieder sangen, mußten endlich durch ein Band der Freundschaft oder vertrauungsvoller Ehrfurcht mit einander verbunden werden. Die gemeinsam den mühsamen Wandersteg teilten und dasselbe Gastbrot aßen, dieselben Plagen und Wonnen des Daseins ertrugen, aus derselben Frauenhuld den schöneren Rest ihres Denkens und Empfindens erhielten, mußten sich nur zu oft auch im Gemüte finden. Eine große und tiefe Minne der Kunst mußte die singenden Genossen umschlingen.

Selber besingenswert wurde diese Minne meist erst mit dem Tode des Sängers, mit seinem Nachruhme und seinem bleibenden Liede. Über den ganzen Minnesang sind diese frommblühenden Reiser der Sängerminne gestreut. In vielen Fällen mochte diese dem Gefühle der Dankbarkeit entsprungen sein, das man den großen Pflegern der göttlichen Kunst und der gepriesenen Minne sowie den Anbahnern des eigenen Sanges entgegenbrachte.

Durch die Sängerminne lebten die einzelnen Sängernamen weiter in einem fröhlichen Glanze nach der Art ihres Verdienstes und nach der Würde ihres Gesanges. Die berühmten Sänger treten am stärksten hervor. Aber auch der kleine Singmann wird nicht vergessen. Die holde Minne, der er diente und sang, hatte ihn in gleich erlauchter Weise emporgehoben, wie die Großen der ritterlichen Kunst.

Neuntes Kapitel.

Die Formen des Minnesangs.

Die Kunst des Minnesangs entwickelte sich zu einem Formenreichtum, der kaum je zu einer anderen Zeit oder durch eine andere Kunst erreicht ward. Allerdings ist es mehr ein innerer Reichtum. Denn die Grundform bleibt immer das Lied. Aber in der Liedform besteht der unerschöpflichste Wechsel. Diese Mannigfaltigkeit ist wahrhaft nur mit der Blüte des Feldes zu vergleichen. In tausendfacher, nie wiederholter Gestalt sproßten die Blumen des Minnesangs hervor. Vom einfachsten Tone bis zur reichsten, größten und wuchtigsten Weise fehlte sicher keine Art, die sich als Verbindung von Reim und Vers im mittelhochdeutschen Liede noch hätte verwenden lassen. Hierin äußerte die deutsche Sprache unserer ritterlichen Vorzeit eine Kraft und einen Schwung der Gestaltung, wie sie kaum — in dem einen Bannkreis des Liedes nämlich — einer anderen Weltpoesie zu eigen waren. Namentlich aber haben die deutschen Sänger den Troubadoursang weit überholt, nicht nur was die Innerlichkeit und Gedankentiefe, sondern auch die großangelegte, echt künstlerische Sprachformung betrifft.

Der Minnesang in seiner eigentlichsten Form ist wohl der Gesang der Frauenminne, des ritterlichen Frauendienstes, die

Lyrik der ritterlichen Liebe. Gerne aber pflegt man die gesamte Liederkunst des deutschen Ritterhofes unter seinen Namen zu bringen. So steht unter dieser allgemeinen Bezeichnung neben dem Minneliede auch das Sinngedicht, der Spruch, mag er politischen, religiösen oder rein didaktischen Anwandlungen folgen. Insoferne der Spruch auch den anderen Leitsternen des deutschen Rittertumes folgt, nämlich der Weltminne und der Gedankenminne und von den schönsten Gemütsblumen der Freundesminne, der Herren- und Gottesminne durchduftigt wird, darf man auch ihn mit vollem Recht unter den Allgemeinnamen des Minnesangs stellen. Da die dramatische Poesie vom deutschen Ritter jener Zeit keine Pflege fand, so steht also dem Minnesange als Gegenbild nur das große epische Heldengedicht der Höfe gegenüber.

Zwischen Lied und Spruch geben Gefühl und Gedanke die Eine große Scheidung an. Zu dem kommen noch andere scharfe Unterscheidungen und Eigenprägungen. Das Lied verlangt eine freiere, bewegliche Form; dem Spruche kommt eine einfache, feste und gleichmäßige Weise zu statten, geeignet zu einer mehr rednerischen Entwicklung der Gedanken. Das Lied verlangt einen leichten und dehnhaften Bau; denn sein ist der Liebeswunsch, der auf einmal alle Blumen der Erde küssen möchte, sein ist das fliegende Gedenken der Sehnsucht und Treue, denen kein Meerstrand zu weit und keine Heidenwüste zu ferne liegt, sein ist der himmelhochspringende Wunsch, der mit dem gleichen Mute den Geliebten aus den Schaaren der Engel oder aus dem Schwarm der Höllenteufel reißen möchte. Aber der kernig ausgeprägte Spruch dient dem überzeugungsstarken Geiste, der kampflich wider Welt und Weltlug, wider Arg- und Falschheit, gegen Untreue und Sünde auffährt und in wohlgeordnetem Sinne Weisheit, Freiheit und Sittentum aus sich predigen läßt. Das Lied gibt mehr

ein Sein, einen schönen Genuß; der Spruch bringt eine Überzeugung, eine Absicht, ein Wollen. Das Lied ist eine Blume, ein Sonnenschein, ein Waldgeflüster; der Spruch ist eine Schwertschneide, ein Schwurwort, ein Volksruf. Das Lied fliegt um die ahnungsvolle Seele der ritterlichen Frau; der Spruch beschwingt wehrkräftig und stolz den Mut des waffenbeschworenen Mannes. Aus dem Liede jauchzt eine ewige Jugend, es ist eine Phantasie; den Spruch erfüllt die Gemessenheit der Lebensreife, er ist getragene Überlegung des harterprobten Lebens und des weltgeprüften Gedankens. Das Lied liebt die Kürze, den Sprung, den Klang; der Spruch sucht die Festigkeit, die sinngemäße Aneinanderfolge, die starke Spannkraft der Zeilen.

Das Lied war der geselligen Mode leichter zugänglich als der Spruch. Schön zu fühlen, schwunghaft zu reden, sonnig zu schildern, was zwischen Gedanke und Empfindung liegt, erschwang sich leichter den bevorzugten Gebrauch der feinen Gesellschaft; wahr zu denken, offen zu reden, deutlich zu schauen, ist jedes Verständigen Sache. Aber zu leicht nur wird das Spiel mit dem Liede modisch und konventionell. Es tändelt sich allzuleicht zusammen. Man lernt förmlich das bunte Verflechten der Spieltöne, man übt sich gleichsam in aller Herzenssinnigkeit. Und mit dem Erlernen und Nachüben ist vielfach auch schon die Mode da. Der Spruch erlangte nur Hofgefälligkeit durch die starken und großbedeutungsvollen Weisen des kunsternsten Meisters, des innerlich begnadeten Sängers, der es verstand, mit genialer Kraft und Mächtigkeit seine Gedanken in das Spiel der Höfe zu stellen, ohne von der Leichtigkeit und Feinheit des Sanges viel einbüßen zu lassen. Aber so recht in die übende und nachübende Pflege des Hofes und der ritterlichen Geselligkeit, in Austeilen und Einholen von Frauengunst und Rittergnade, wie das eigentliche Minnelied, gelangte der

ungelenkere Spruch nie. So war es kein Zufall, wenn das Liebeslied fast ausschließlich die allzeit begehrte und köstliche Münze alles frauenhaften Verkehres wurde.

Die Mode hat viel an der ursprünglichen Herzlichkeit des Liebesliedes verthan, als sie es in die Augen aller feinen Welt rückte. So menschlich frisch und frei und mit so lauterer Seligkeit der ureigenen Empfindung, wie in den Tagen des Kürenbergers, wurde später selten mehr gesungen, seit die Kunst Angelegenheit der ganzen Hofrunde ward, seit sich die ritterliche Minne zum vielbeschäftigenden Gegenstand höfischer Unterhaltung und burglicher Langeweile ausgebildet hatte. Das begann mit der Zeit recht merklich auf das Lied zu drücken. Nur zu leicht wurde dieses dem bloßen Scherze und dem seelenlosen Witze zugänglich, und nur zu gefällig huldigte es bald dem gedankenlosen Spiele. Erst Walther durchbrach wiederum mächtig die in Erstarrung begriffene Hofform. Die Gefolgschaft der Besten folgte ihm nach, bis Neidhart alle Schranken einrannte und das rohe Gehaben der Bauern mit satirischer Absichtlichkeit in den höfischen Gesichtskreis des Liedes zog und so für die höfische Überform ein nicht besonders schmeichelhaftes und feines, aber wirkungsvolles Gegenbild aufstellte. Von den besseren Dichtern, die bis zum vollständigen Erlöschen alles ritterlichen Sanges nie fehlten, wurde dies unedle Verkehren jeder höfischen Form in das platte Gegenteil arg getadelt als die Verletzung und Verzerrung des ritterlichen Anstandes und der edelmäßigen Sitte. Die unhöfischen Modepoeten wurden von ihnen Schnarrenzer gescholten, die der groben Dörperheit Schule machten und die Unfuge, das unedle Gehaben, in den Hofkreis gezogen hätten.

Nie jedoch ist in Deutschland die Überbildung des höfischen Geschmackes so weit geschritten, wie in romanischen Ländern. Die

frohe Behaglichkeit des Gemütes, die Vorliebe für ein herzliches und sinnvolles Ausleben der bewegenden Gedanken bildete eine stätige Hut für den Geschmack, ebenso wie die hohe Zucht der deutschen Sitte und die deutsche Ordnung heilkräftige Schranken gegen jede Entartung waren. Der Verlust war ein seelischer. Durch die flache Mode wurden die schönsten Empfindungsblüten zerstört, durch die Nacheiferung dieser übertriebenen Mode kamen platte Anschauungen und künstlerische Unreife in Aufschwung. Die Zersetzung der Mode verwandelte sich anstatt zu vertiefen und zu bessern, oft nur in echt deutsche Derbheit und Grobheit. Der entsetzlichen Verflachung und Verderbnis jenseits der Ardennen stand nur eine recht eindringliche Verwilderung gegenüber, nachdem einmal der wohlgeleitete Strom höfischer Zucht aus den Schranken gebrochen war. Der Blütezeit des aufgeklärten, gedankenfreien Minnesangs folgte wirklich die Zeit eines nächtigen Mittelalters, eine Zeit der Zerstörung und Roheit. Auch die Kunst wurde darnach. —

Wir haben noch lange den schönsten Glanz, die besten Formen der deutschen Hofkunst, wie sie die frohen Tage der Staufenzeit umblüte, vor Augen.

Durch den ganzen Minnesang, so ferne er über die ersten, dem Volksgesange entstrebenden Anfänge hinaus ist und sich vollständig als eine Kunstdichtung entwickelt hat, geht ein Gesetz, das alles Singen wirklich zu einer einzigen großen Sprachkunst vereinigte. Das ist die Dreiteiligkeit der Liedgesätze, der Strophen. In der Anwendung dieses Gesetzes äußert der deutsche Sang des hohenstaufischen Mittelalters eine Gründlichkeit, wie sie, so treu und altbewährt im Guten wie im Schlimmen, nur in dem deutschen Volke liegt, gleichsam eine innerlich zusammenschließende und erhaltungstiefe Weihe seiner Wesenheit.

Die Dreiteiligkeit der Liedform trägt eine tiefe und sinngemäße Bedeutung in sich. Sie ist die Verfriedung zweier Teile, die sich entgegenstehen: ein Für und ein Gegen und ein festes, bestimmendes Zusammen der beiden Teile. Die Vereinigung zweier Geister durch eine andere seelische Macht zu einem Gedanken, der beider Art in sich trägt, wäre das ideale Bildnis hiefür; der hehre Dombau, der aus Erdtiefen strebt, die Höhe erklimmt, bis ihm der Turm die abschließende Krönung gibt, wäre das sinnliche dafür. Die schon durch die bloße Form ausgesprochene Ausgleichung aller Ungleichheit, die Vereinigung seelischer Widersprüche zu Einer Stimmung, zu Einem Wollen, das ist ein bedeutsames Mal in der Schöpfung der Dichtkunst und bezeugt zugleich den feinen und eindringlichen Sinn, mit dem das deutsche Mittelalter an seine geistigen und künstlerischen Aufgaben schritt.

Das dreigeteilte Gesätz besteht aus zwei Stollen, die gleich gebaut sind und gleiche Reimfuge haben, und aus dem Abgesange, der jenen zwei gleichgebundenen Stellen abschließend und eigengebaut gegenübersteht. Der Abgesang selbst ist meist einfach, oft aber auch selbst wiederum zweigeteilt. Manchmal ist er länger als die beiden Stollen zusammen, oft auch kürzer als einer der beiden Stollen. Am schönsten kommt er zur Wirkung, wenn ihn einzelne Teile oder Klangsätze der Stollen durchklingen. Die Dreiteiligkeit hat nur auf die einzelne Strophe Bezug, nicht auf das ganze Lied. Dieses ist in der besten Zeit meist fünfstrophig. In mittelhochdeutscher Zeit wurde es, unserem Gebrauche widersprechend, mit dem Mehrnamen diu liet bezeichnet, während die einzelne Strophe daz liet hieß.

Das Gesetz der Dreiteiligkeit ist nicht aus bloßer Willkür entstanden. Wir könnten es ja in anderem Sinne auf die ganze Natur, durchs ganze Leben hinverfolgen, als Keimen, Blühen,

Reifen, als Wille, That und Erfolg. Eine innere Notwendigkeit spricht sich im Bau dieses Sprachgesätzes aus. Denn würden zwei Sätze ohne Abgesang neben einander stehen, so würde das ein unbestimmtes Wiederholen, ein mattes Nachklingen zur Folge haben, das unruhig und schwankend wirken würde, ohne Abschluß, ohne festen Halt. Würde dem ersten Satze gleich der Abgesang folgen, so würde eine durchwegs aufhebende Wirkung eintreten; immer würde der Abgesang den Vorsatz übertönen, dieser könnte zu gar keiner Geltung kommen. Zweimal muß der Vorsatz voraustönen, daß er sich sicher und gefällig dem Ohre einprägen könne, daß er Kraft und Ausdruck gewinne und mit dem Abgesange sich zu einem vollen und ebenmäßigen Tonbild vereinige. Die Wiederholung des Vorsatzes drückt die Freude am klingenden Wohllaut aus; der kräftig tönende Abgesang bildet das künstlerische Vollenden, das deutliche Bestimmen der vorüberschwankenden Tonweisen. Ihr Vorbild sah die metrische Dreiteiligkeit des höfischen Minneliedes im Volksgesang und im Tanze, wo immer der erste Teil wiederholt wird, bis der Nachsatz eintönt und so das Trio herstellt.

Eine unerschöpfliche Fülle von Formen erschließt sich durch die Dreiteiligkeit. Denn gerade sie brachte Abwechslung und Freiheit im Erfinden neuer und kunstvoll schöner Weisen hervor.

Unermeßlich ist der Strophenschatz des Minnesangs. Die Zahl der verschiedenartigen Weisen beläuft sich in der Pariser Handschrift allein auf 1200. Diese Zahl wird erst recht dadurch beleuchtet, daß ein formgewandter Dichter der modernen Zeit, der sich ja vor dem Wiederholen einer schon gebrauchten Strophe nicht zu hüten hat, wenig mehr als ein halbes Hundert Strophen in Gebrauch führen kann.

Die älteste Strophe des ritterlichen Kunstliedes war die

epische Langzeile des Nibelungenliedes, wie sie sich der Kürenberger für das lyrisch-epische Lied eingerichtet hatte. Aus dieser Urstrophe bildeten sich die Dichter durch Einschnitte oder Einflechtungen zahlreiche Formen, Strophen von vier bis acht Zeilen. Bis in die späteste Zeit taucht die Nibelungenstrophe bei verschiedenen Dichtern rein oder in teilweiser Umbildung auf.

Am meisten wurden Gesätze von sieben bis acht Zeilen angewendet, während kürzere, namentlich der dem modernen Dichter so geläufige jambische oder trochäische Vierzeiler, nur selten gebraucht wurden, da sie sich nur unbequem der Dreiteilung fügten. In achtzeiligen Strophen ist beinahe ein Viertel des ganzen Minnesangs abgefaßt. Auch die zehnzeilige Strophe war beliebt, namentlich ihre Abteilung in zwei dreizeilige Stollen und in einen vierzeiligen Abgesang. Neben ihr steht die elfzeilige Strophe, während sechs- und neunzeilige Gesätze weniger gebraucht wurden. Es wurden aber auch abenteuerliche Strophenungetüme gebaut, mit achtundvierzig Reimen oder noch mehr. Konrad von Würzburg, der keckste deutsche Reimschmied, schuf eine Strophe, auf deren vierundfünfzig Worte gerade vierundfünfzig Reime kommen. Das sind Verzerrungen des künstlerischen Maßes und sollen wohl auch nichts mehr sein als Spielereien.

Der Spruch besteht nur aus Einer Strophe, die jedoch in der mannigfaltigsten Form gehalten sein kann. Aber immer erscheint diese in der ganz bestimmten Begrenzung einer ausgeprägten Redeform, also keiner Singform. Darnach sind die Verse geteilt, die Reime gestellt. Die Langzeilen überwiegen. In späterer Zeit werden diese zu übermäßiger Länge ausgespannt. Oft wurde eine Reihe von Sprüchen in derselben Form abgefaßt, um ihre geistige Verwandtschaft mit einander schon äußerlich zu kennzeichnen.

In der Hebung der einzelnen Liedverse geschah die größte

Mannigfaltigkeit. Vom einmal gehobenen Verse bis zum längsten, dem elfmal gehobenen des Meißner, lassen sich alle Abstufungen nachweisen. Über die achte Hebung geht der formstrenge Dichter niemals hinaus. Je nachdem der Auftakt vorausgeht oder nicht, geben sich die Verse in jambischer oder in trochäischer Art. Mit Vorliebe wird auch die doppelte Senkung, der Daktylus, angewendet. Am häufigsten erscheint er im zwölften Jahrhundert; man will ihn auf romanische Einflüsse zurückführen.

Das wichtigste Klangelement der deutschen Liederstrophe ist der Reim.

Auf einen reinen, klaren, wohllautenden Reim legte der mittelhochdeutsche Dichter einen großen Wert. Ursprünglich gelang es ihm schwer, einen guten Reim zu finden, und ein Merkmal der Anfänge des Minnesangs war hauptsächlich der unreine Reim. Durch die Bekanntschaft mit den romanischen Sängern bildete sich das Reimgehör des Deutschen. Bald war man über die Äußerlichkeiten der Troubadours hinausgekommen. Man fing an, mehr auf eine innerlich reiche Strophe Gewicht zu legen. Man gliederte mehr, man liebte es, die geringsten Klangfiguren wirkungsvoll auszuprägen.

Man entdeckte die Reimfähigkeit der Sprache, die heute bereits abgeblaßt und abgestumpft liegt. Eine hochsinnige Reimfreudigkeit spricht aus den Gesängen dieser ersten deutschen Sprach- und Dichtmeister. So fein und ebenmäßig, so glatt und rein wurde nach ihnen nie mehr gereimt. Walther von der Vogelweide thut es an Klarheit und Stimmung des Reimes fast einem Goethe zuvor. Nur an Sachlichkeit läßt der moderne Reim den mittelhochdeutschen Reim des Liedes, aber nicht des epischen Gedichtes, einigermaßen zurückstehen.

Besonders häufig wurde der Refrain angewendet. Er ist

ein Vermächtnis des Volksgesanges und erwies sich besonders für das Tanzlied als geeignet. Oft besteht er nur aus einem Worte, gewöhnlich aber aus einem gereimten Zeilenpaar. Manchmal umfaßt er auch mehrere Zeilen, hie und da sogar sechs und darüber.

Obwohl zur Zeit des Minnesangs der dramatischen Poesie keinerlei Pflege geschah, wenn wir nicht die Kirchenspiele herbeiziehen wollen, so fand doch in den Gesang des Rittertums die dramatische Form Eingang. Auch sie begegnet uns im Volkslied als Wechselgesang. Im Minneliede bildete sie sich zur feinsten Form aus, meistens als Wechselrede der beiden Geliebten, manchmal als Rede der harrenden Frau mit dem Liebesboten oder dem Wächter der Burg. Durch die Wechselrede wurde eine lebensvolle Unmittelbarkeit in das Lied gebracht. Später bildete sich der Wechsel zum wirklichen Streitgedicht aus, der Lieblingsform des beginnenden bürgerlichen Meistersanges.

Aus der Wechselrede bildet sich, dem Recitativ in der Oper und dem Selbstgespräch des Dramas vergleichbar, die Frauenstrophe aus. In ihr wird ohne weitere Einleitung die Frau als redend eingeführt. Es ist dies ein von den Dichtern der feinsten Hofform vielgebrauchtes Kunstmittel, das Gemütsleben der Frau in holdseligen Gedankenbildern auszuprägen und als die herzlichste Sängergabe der lauschenden Hofrunde vorzuführen. Es mochte eines der feinsten und gefälligsten Unterhaltungsmittel der Sängerhöfe gewesen sein, das heiterste Spiel der fraulichen Kunst. Auch hier will man romanischen Einwirkungen begegnen.

Zu einer ständigen Form des Gesanges wurde das Tagelied. Wir haben es schon in den ersten Liedern, die voll aus dem Volksgesange strömten, gefunden. Ebenso begegneten wir ihm im Troubadourgesange. Es blühte noch zu der Zeit, als die ritter-

liche Kunst sich in bürgerliche Meisterung umgewandelt hatte und der Sinn für höfisches Minneleben längst abhanden gekommen war. Noch heute lebt es in den Liedern der Älpler fort.

Mannigfacher, reicher und innerlicher als das Tagelied der Troubadours entwickelte sich das deutsche. Es bezeichnete vor allem das Lied, das der Wächter an der Zinne beim Anbruche des Tages anstimmte. Seine Bezeichnung ist tageliet, tagewîse. Daneben auch morgensanc, des wahters liet, wahters dôn, wahters sanc, warnesanc, daz warnen, klagesingen.

Das älteste Tagelied des deutschen Minnesanges ist von Dietmar von Aiste; da weckt die vereinten Liebenden anstatt des Wächters noch das singende Vögelein. Auch bei den übrigen Tageliedern aus dem Beginne des Minnesangs hat der Wächter, der ja durch seinen Zuruf die Gefahr der Entdeckung erhöht, noch nichts zu schaffen. Wolfram von Eschenbach, der gewaltige Epiker, bildete das Tagelied vollends aus. Feuer, Fülle und Kraft brachte er in die bald verflachte Form. Mit dem kühnen Wurfe des Meisters stellt er in seinen fünf Tageliedern ebensoviele seelentiefe Gemälde der Leidenschaft dar. Weit spannt er die Form auseinander, und dazwischen schüttet er mit machtvollem Griffe die glutvollste Sehnsucht, den berückenden Zauber großer und wahrer Sinnlichkeit, die nach Klärung ringt.

So alt wie die deutsche Sprache ist das deutsche Tanzlied. Tanzsprüche und Tanzlieder wurden allzeit gesungen, am Herdfeuer des Wandergermanen, in der vandalischen Meerburg, am Walddorf ums Sonnwendfeuer, in der Kaufmannsstadt um den Marktbrunnen, im Burghof und auf dem Dorfanger. Das Tanzlied vertrat in alter Zeit die begleitende Musik. Und als musikalische Tanzbegleitung fand es auch Aufnahme in die höfische Geselligkeit.

Gegenstand des höfischen Tanzliedes war die Minne in allen

Formen, begehrend, schmachtend, schmeichelnd, keck und scheu, holdselig und verwehrungskühn. Besonders freudig wurde in der allgemeinen Spring- und Schwinglust der Frühling besungen, die Schönheit des Maien, der Glast des blühenden Waldes, der blumigen Au, und dann wieder das Verblassen im Herbste, die rauhe Winterödnis, das Schneetreiben, die klagenvolle Stille und das jammernde Vögelein-Frieren. Häufig wurde das Zwiegespräch zweier Liebenden eingeflochten, als die sinngemäße Umkleidung und Führung des Gegentanzes.

Der höfische Tanz wurde einfach getreten oder mit einer zierlichen Schrittweise gegangen. Mehr dem Tanze in unserem Sinne entsprach der Reigen. Er bestand aus einem spielenden Wenden und Drehen, Hüpfen und Springen, Umherschleifen und Innehalten, einem fortwährenden Fangen und Voneinandergleiten und einem bewegten Miteinanderwalzen zum Schalle des Liedes. Dieses wurde von einem Sänger vorgesungen und ganz oder teilweise von der ganzen Gesellschaft mitgesungen. Jedesfalls wurde der Refrain von der Menge wiederholt.

Getanzt wurde in den weiten Sälen der Hofburgen, deren Steinböden für diesen Zweck mit grünen Binsen bestreut wurden. Gewöhnlich tanzte man Abends, wenn die Ritter und Frauen vom Turnierspiele heimgekehrt waren. Wenn Gesellschaft und fröhliche Gäste angekommen waren, machte man sich auch schon morgens in den Saal zu Tanz und Reihen, oder nach dem Hauptimbiß; dann tanzte man fort bis an die Nacht zum Schlafengehen. Wohlgeschmückt trat die höfische Frau in den Reigen. Spiegelglas, Halsperlen und Seidenbänder im Haar durften nicht fehlen, ebensowenig das Kränzlein, das man mit dem Kranze des liebsten Mittänzers zu tauschen pflegte.

Eng verbunden mit der höfischen Geselligkeit war das Ball-

spiel. Es wurde mit Gesang begleitet und bildete eine eigene Form, die Balllieder, aus. Die Freude am Ball, der im duftigen Maiwind, im lauen Sommerabend, im warmen Herbstgerieſel über die Wieſe fliegt, lebte aus alten Zeiten fort. Das Ballſpiel war ein Lieblingsſpiel der Germanen. Wahrſcheinlich war mit ihm in der höfiſchen Zeit der Tanz verbunden, hauptſächlich wenn es von einer größeren Geſellſchaft gepflegt ward.

Dem Reigen diente eine andere Kunſtform zur Grundlage, deren Pflege ſich das deutſche Mittelalter beſonders angelegen ſein ließ, der Leich. Dieſer war urſprünglich ein einfacher Volksgeſang, der von der Menge bei feſtlicher Gelegenheit, bei Freuden- oder Trauerfällen angeſtimmt wurde. Die weite Form wurde bald von dem höfiſchen Sänger in Gebrauch genommen. Er konnte ſich damit in beſonderer Würde ſeiner Kunſt zeigen. Die breite Fülle und die Mächtigkeit der Form kam ihm gelegen für ein kunſtvolles und großes Auswirken ſeiner Empfindungen und Betrachtungen. Vielfach wurde der Leich mit der Gottesminne in Verbindung gebracht. So dichtete Walther von der Vogelweide ſeinen Leich auf die ewige Dreifaltigkeit, ſo entſtanden die Kreuzleiche. Dann nahm man ihn auch in den höfiſchen Tanz auf.

Der Leich ſtellt ein vielverſchlungenes, wechſelreiches, inhaltsgroßes Gewebe von Tönen und Weiſen dar. Ein jeder Sänger bildete ſich nach dieſem Grundſatze ſeine eigenen Leichformen. Uns iſt der Leich nur verſtändlich als ſprachmuſikaliſches Stück, in dem Leitmotive immer und immer wiederkehren. Jeder einzelne ſeiner vielen und verſchiedenartigen Teile und Fugen mag eine muſikaliſche Figur dargeſtellt haben, die gleichfalls aus der Begleitung der Harfen und Fiedeln ſcholl, oder ein eigenes Tanzſtück, das von einem Vortänzer oder dann von der Menge in immer wechſelnden Arten getanzt oder geſungen wurde.

Da kein Sänger sich einer schon gebrauchten Weise bedienen durfte und immer neue Töne auffinden sollte, so mußte er notgedrungen auf irgendwelche Art mit dem vorausgegangenen, ungeheuren Liederschatze bekannt gewesen sein. Das setzt eine umfassende litterarische und künstlerische Bildung voraus. Bei den bedeutenderen Dichtern dürfen wir sie ohne Ausschluß voraussetzen; den geringeren können wir sie keineswegs absprechen, da auch sie sich in keinem Falle einer Wiederholung schuldig machten. Welch ein Weg aber durch all die eigenartigen Liederformen und verwickelten Reimfügungen, bis der Sänger endlich, vom Dichtergeiste bewegt, den Schreibstiel ans Pergamentblatt setzen konnte, eine neugefundene Reimordnung, ein eigenartig gehobenes Zeilengeflecht schreiben oder vertonen zu können! Und dabei standen ihm nicht gedruckte Handbücher und metrische Kataloge zur Verfügung, sondern in dem besten Falle mühvoll gesammelte Handbüchlein der Sänger und Kunstfreunde, in den meisten Fällen aber nur die mündliche Überlieferung! Erst die bürgerlichen Meister machten sich frei von dem Zwange der Neuerfindung von Liedformen. Da konnte ein Jeder nach gangbaren Gesätzen dichten und beliebte Tonweisen für den eigenen Sang verwenden. Ja, die beliebtesten Formen, die am meisten nachgeahmt wurden, erhielten sogar prunkvolle und eindringliche Taufnamen, als die beste Empfehlung der Meister für die Jungsinger der Merkschule. Manche alte Weise des höfischen Gesanges fand auf diese Art, freilich verholzt und verknöchert, ihre späte Auferstehung.

Ohne Anleitung und belehrende Unterweisung mochte sich in diesen Reimmeeren und Melodienströmen auch der begabteste nicht zurecht gefunden haben. Wen auch das innerste Feuer zum Dichten trieb, mußte doch erst immer neuer Formen mächtig sein, aus tausenden bekannter Reimsätze sich neue bilden. Er mußte singen

und sagen lernen. Am Sängerhof war die beste Gelegenheit hiezu, nicht minder gute an der Fahrstraße, auf der die Herrensänger von Burg zu Burg zogen. Sängerschulen gab es nicht; die Kunst war frei. Aber es fanden sich allzeit Sänger, arme ihres Unterhaltes oder bemittelte ihrer Unterhaltung wegen, die dem jungen Sänger das Dichten und das Formfinden beibrachten. Nur so ist es verständlich, wie eine bestimmte Form für allüberall als Sondergut und unantastbares, künstlerisches Eigenrecht eines Einzelnen gelten konnte. Auch die Musik wurde gelehrt. Sie gehörte neben dem Dichten zum Handwerk des Sängers. Erst nach dem völligen Verklingen des Minnesangs kamen die Schulen der Meister auf. Frauenlob soll zu Mainz die erste gegründet haben. Der Meistername früherer Zeit galt nur einem Dichter, der, wie Heinrich von Veldecke, als Anbahner der Kunst Ruhm erlangt hatte, oder der, wie Walther von der Vogelweide, den Gesang völlig als Gewerbe pflegte.

In der älteren deutschen Zeit kannte die Musik keine Selbständigkeit. Nur als Begleitung des Gesanges, der kirchlichen Hymnen wie der Hoflieder, und als angenehmer und bewegungsvoller Zuschall zum Tanze besaß sie Geltung. Der Minnesang vermochte der Musik keine größere Freiheit einzuräumen. Bei ihm hatte noch vollständig das geistige Element die Oberhand, nicht das rein Tonhafte, das Gesanglich-Musikalische. Der Sington war nur der äußerliche Schmuck der Dichtung und ihres Vortrages. Und als ein weiterer Zierrat und als nichts mehr, kam die instrumentale Begleitung hinzu.

Die Melodien, welche die Sänger auf der Harfe oder Zither und mit vollerem Tone auf der Rotte oder Fiedel zum Klange ihrer Lieder schlugen, waren alles weniger als das, was man heutzutage musikalische Begleitung nennt. Sie waren vollständig im

Joche des Wortes, des Liedes. In sie legte der Sänger weder seine Begeisterung noch die Fülle und Kraft seiner Kunst. Ein jedes Wort in der ganzen Liedfolge oder wenigstens eine jede Wortgruppe erhielt einzeln ihren Ton. Nur selten wurden melodische Zierraten angebracht. Die Teilung der Melodie richtete sich nach der Strophierung des Liedes und nach der Länge der Verszeilen. Der Reim wurde durch einen eigenen Ton herausgehoben, der mit seiner Wiederholung die Reimbindung anzeigte. Sogar der Refrain regte nicht zu einer freieren Behandlung der Melodie an. Genau mit dem Satzsinne fallen die tönenden Schlußfälle zusammen. Die Sänger fanden ihre Vorschule im Kirchengesange jener Zeit.

So waren der Gesang und die Musik verhältnismäßig nur bescheidene Hilfsmittel der Dichtung, auf die man allerdings nicht verzichten wollte, da man nur zu wohl ihre eindringliche Macht auf das Gemüt kannte, die auszubilden man aber noch nicht Mächtigkeit noch Sinn hatte. Man begnügte sich mit der unmittelbaren und selbstgefälligen Freude am Klang, der einfach und kunstlos das Lied umzog.

Enger verbanden sich Melodie und Wort beim Tanzlied. Hier gelang es der Vertonung leicht, das Wort mit den sinnlichen Klängen zu überwältigen, da es mehr den Zweck des Taktes übernommen hatte und es auf die geistige Bedeutung nicht anzukommen brauchte. Der Rhythmus überwiegt. Am leichtesten noch entwickelte sich eine Art von selbständiger Melodie dort, wo wir den Sänger auf dem Boden des Volksgesanges treffen.

Auch dem Spruch und dem ernsten Leich dienten der Gesang und das Spiel auf der Harfe und Fiedel. Aber hier galt die eigentliche Musik noch bei weitem mehr als Nebensache. Wie wenig der Troubadourgesang innerlichen Einfluß auf die deut-

sche Herrendichtung hatte, das zeigt auch, daß der deutsche Künstler, der doch durch seine meisterliche Formbeherrschung ein mustergiltiges Zeugnis für seine Geschicklichkeit gab, aus der viel reicher entwickelten musikalischen Formung des Troubadourgesanges nichts zu machen wußte. Von der im Keime angelegten und immer sicherer durchgeführten Harmonie, die dort schon zu entdecken war, machte er keinerlei Anwendung. Nur jene Töne sind ihm gefüg, die kräftig und sicher die Worte seines Liedes tragen. Oswald von Wolkenstein war der erste, der sich durch eine freiere Behandlung der musikalischen Begleitung hervorthat. Bei ihm zeigt sich der Ton nicht nur der Höhe und Tiefe nach, sondern auch schon zeitlich gemessen, nach der Grundlage aller Harmonie.

Zehntes Kapitel.

Die Höhe des Minnesangs: Herr Walther von der Vogelweide.

Die Hofdichtung, die unter den ruhmreichen Zeiten des Kaisers Barbarossa und des sechsten Heinrich im fröhlichen Dienst der Minne um die deutschen Ritterhöfe zog, sammelte den Glanz, die geistige Klarheit und sinnige Formenliebe jener Zeit in sich zu einem wundersamen Bilde. Ihr Ansehen war das höchste geworden bei Hoh und Nieder. Sie schuf dem Sänger ein Heim am Kaiserhof wie im ärmlichsten Burgstall. Sie verband Nord und Süd des deutschen Landes mit der Wohlthat einer starken, gemütsamen Kraft. Was sich geistig regte und bewegte in dem sonnigen Gefühl des Lebens und Betrachtens, nahm sie auf in sich als ihren glänzendsten Wert. Aus ihr klang der ganze Zauber jener Zeit. Sie ist seelisch das geworden, was der romanische Baustil mit seiner Leuchtkraft und seinem heiteren Schwunge aus Steinen ward, was der politische Eifer jener Tage, da der Rotbart das deutsche Schwert zu der kühnsten und gewaltigsten Weltmächtigkeit schwang, dem deutschen Stammbewußtsein geworden war: die Erhebung des deutschen Gemütes und des deutschen Geistes zu einem Wissen ihres Wesens, ihrer Kraft und Eigenständigkeit. Ja, die Kunst war eine nationale

Fühlung geworden mit dem nationalen Leben und Meinen, Wollen und Thun.

Diese Hofdichtung der ersten glanzvollen Zeit barg in sich die Keime zu einer höchsten Vollendung der Gedankenkunst; nur die Keime. Ihre Sprossen waren noch zu schwach, den Geist zu tragen, der mit seinem Aufschwunge alle Himmelsschönheit und Seelengewalt, alle Weltmächtigkeit und Menschenerfahrung an sich halten sollte. Sie war zu viel Reimkunst noch, zu viel Formkunst, auch zu viel Herzenskunst. Es mußte etwas triebsam Mächtiges, Schöpfungsgroßes in sie geschaffen werden, das die Zweige auseinandertrieb im Sonnenschein des rechten Lebens. Es mußte ein kräftiger Frühling des Meinens daherfahren, ein fröhlicher Sommersturm der Gedanken und Sinne. Wohl waren ihre Mittel schon genugsam ausgebildet, dem Anschwellen eines solchen Sturmes gedeihlich entgegensehen zu können, ohne daß er die Zartheit der Blumenhüllen und die Weichheit der Triebe zerstörte. Er brauchte blos die verborgenen Knospen, die noch nicht ins Sprießen gekommen waren, zu entfalten und sie im warmen Sonnenscheine eines mächtigen Gemütes treiben zu lassen. Den holden Blumen der Sinne und des Sanges, wie sie im Hausgärtlein Veldeckes und Reinmars gediehen, war das Höchste, was Menschengeist und Gottesahnung, Weltmut und Seelenhoffnung einem Sänger erschließen können, noch ein Geheimnis. Der klare, feinsinnige Geist und die liebliche Auffassung, die jenen ersten Kunsttrieben eigen waren, reichten noch nicht aus für die tiefen Werke einer *fortlebenden, volksgestaltenden Gedankenschöpfung*. Aber es rang die innere Mächtigkeit der Zeit nach Klärung. Reinmar, der Meister der Sehnsucht und des Minnespieles, hielt stille vor der verschlossenen Seelenwelt einer ewigen und himmelerstürmenden Dichtergewalt: — sein Schüler sollte der Meister werden.

Walther von der Vogelweide schuf aus den lieblichen Anfängen die hohe Kunst einer deutschen Geisterminne.

Er ist der erste deutsche Poet, dem sich die Zauberreiche der Dichtung rückhaltlos erschlossen haben. Und er ist der Besten einer, die sie je durchwandelt haben. Dante hat in wälscher Sprache ein mächtiges Bild der mittelalterlichen Zeit gegeben, Walther gab in der deutschen Sprache eines für sein Volk. Beide dienen dem Gedanken, der eine unvergänglich schöne und hohe Herrschaft des Geistes in der Welt aufgerichtet hat. Beide dienen einer Kunst, deren Kraft und Fülle aus dem innersten Mark des Volkes erstund, mit deren Bedeutung sich die seelische Aufgabe ihres Volkes deckt. Beide dienen einer Zeit, die ihnen das vollste Licht der Wahrheit und Allmacht entgegenstrahlt, die ihnen ihre Höhen und Tiefen geoffenbaret hat und ihnen den Schwung und die freie Verklärung der höchsten sittlichen Weltauffassung verleiht. Walther ist lieblicher und klarer als der düstere Höllenwanderer, der gewaltige Himmelfinder Dante. Jenem führt die Form des Liedes beständig innere Helligkeit zu, während dieser an die glanzbestreuten Pfade des Himmels steigen muß, um sich der milden Sonne zu freuen, des göttlichen Weltlichtes, der sittlichen Kraft. Walther ist der Dichter der deutschen Volksbegeisterung, Dante der Heros nachgeborner klassischer Schauensfreude. Walther bedeutet die deutsche Gedankenfreiheit, Dante die Freiheit des Weltgeistes in der Schöpfung.

Walthers Gestalt könnte hinwieder leicht zu einer Ungerechtigkeit verleiten, wenn ein vernünftiger deutscher Altertumsforscher überhaupt einer solchen fähig wäre: Walthers lichtvolle Erscheinung in den Tagen des Mittelalters spricht für die innerlichwaltende Tiefe und Herrlichkeit des deutschen Volksgemütes und Volksgeistes bedeutender und stärker, als die götterschöne Erschei-

nung Goethes in den Tagen modernverblaßten Vernunftlebens und rationalistischer Aufklärung. Der arme Sänger am Staufenhofe, der das ganze reine, treue, goldene Gemüt seines Volkes im Herzen und die Freiheit von Jahrhunderten in seinen Gedanken trug, breitet einen wundersamen, unsterblichen Glanz über seine Tage. Manche Zeit kann einen großartigeren, romantischeren und romanhafteren Sänger wie Pindar, Ovid, Tasso, einen dunkelunnahbaren wie Homer und den Nibelungendichter, einen menschlich überhohen und priesterlich geistigen wie Shakspeare und Schiller gehabt haben: einen *poetischeren* als Walther von der Vogelweide hat *keine* gehabt! Er ist recht der *deutsche* Dichter, der ideale Sänger seines *ganzen* Volkes. Das ist sein Vermögen und seine Grenze, sein Reichtum, seine Schönheit, seine Kraft. Dante kommt von den Teufeln zu den Verdammten, von den armen Seelen zu den Engeln, von den Heiligen zu Gott: Walther hat nicht mehr zu zeigen, als was sein *Volk* ihm gab, keinen Gedanken und keine Empfindung darüber hinaus. Bei ihm dichtet immer das Volk mit, denn er ist Eins mit seinem Geiste. Das ist seine Größe, sein Ruhm! So einig mit seinem Volke zu leben und zu dichten, konnte von allen Menschen der Erde wahrhaft nur einem Deutschen gelingen und von allen Deutschen wieder nur Walther von der Vogelweide.

Seine Kunst setzt unmittelbar in die fröhliche, helle Reimkunst des Wiener Hofes ein, an dem Reinmar von Hagenau der berühmteste Meister war. Aber Walther brachte in sich eine Macht mit, die zu einer Klärung der alten Kunst führen mußte — sein *warmes, lebendiges Volksgefühl*. Dieses, auf dem wohlgesättigten Grunde der höfischen Formenanmut blühend, schuf mit Walthers Liedern den geistigen Stolz und die seelische Würde seiner Zeit.

Walther ist ein Gelegenheitsdichter im Sinne Goethes. Die Macht seiner künstlerischen Persönlichkeit, die Kraft und Fülle seiner geistigen Formen machten sein innerstes Leben zum idealgroßen Leben aller, seinen Gedanken zur Volksmeinung, sein Gefühl zum besten Gute seiner Zeit. Aus dem Leben, aus dem Volke ist ihm alles gekommen, und wieder zurückströmt, was er gibt, heiligend und stärkend in das Leben und in das Volk. Walther ist ein Künstler, sein Gemüt wurde eine Schule der Welt. Was ihn bewegte, emporhob und niederschlug, das sang er; und was er sang, das wurde Gut und Anschauung der Zeit, als von einem kommend, der Macht und Freiheit über sie habe. So singt der echte Volkskünstler. So lebt er mit der Zeit, und in ihm lebt die Zeit.

Die Minne des Herrenhofes bot dem wahren Dichter sattsam Befähigung und Anregung zur Gelegenheitsdichtung. Auch den großen Künstler, den Menschen, der in seiner Zeit stund, zog sie in ihren Bann. Und als Zeitmensch sang Walther seine Minne, ihre Freuden, ihre Klagen, ihre unerschöpfliche Lust. Die Wahrheit der Gelegenheit überleuchtet bei ihm die Blumen aller ritterlichen Eingebung. So sang er dem armen Mägdlein in der niederen Minne, so der feinen Hoffrau in der hohen, so seinem edelmäßigen Lieb in der gemäßen Minne. Welcher Minne er aber sang, der sang er wahr, und er sang nur jene Minne, die ihm Herz und Sinn gebot.

Zum Gelegenheitsdichter im großen Sinne machten ihn auch die Geschehnisse jener großen Zeit. Der Kampf um die deutsche Welt und die Bewegung der Geister zogen ein Gemüt wie Walther in ihre machtvollste Strömung. Der Dichter wurde der Anwalt der Parteien. Durch sein bestes Herzblut genährt mußte die Kraft sein, die schlichtend, gebietend und dräuend durch die donnernde

Wahlschlacht der Geister wirken sollte für den Sieg der größten nationalen Sache, für die Einheit des Reiches, für die seelische Freiheit des Volkes. Da darf die Phantasie, die dichterische Eingebung, in ihrem flammendsten Schwunge nicht auf zu hohen Flügen schweben. Sie muß die felsenstarke, eisenharte Macht des Lebens bleiben, die Wahrheit und das überzeugungstüchtige Wissen der Wahrheit.

So wird das Geistes- und Schaffensbild unseres größten Gedankenkünstlers des Mittelalters, dessen Sein und Wirken durch die heilige Kunst der Deutschheit erfüllt ward, nur verständlich und klar durch die Betrachtung seines Lebenswandels. Und auch hier deckt er sich mit Goethe, dessen großer Vorläufer in der deutschen Geisterkunst er war.

In Tirol dürfen wir jetzt die Heimat Walthers von der Vogelweide festsetzen. Dort in dem wonnigen Süden, am Layener Ried, unweit Bozen, soll seine Wiege gestanden haben. Manches weist hieher, nichts dagegen. Sein Geschlecht war arm und unansehnlich, obschon ritterbürtig. Sein Vaterhaus mag schwerlich etwas anderes gewesen sein als ein kleiner Diensthof, unter der Obermacht eines benachbarten Herren oder Grafen.

Um das Jahr 1165 kann ungefähr das Geburtsjahr Walthers angesetzt werden. Von des Dichters Jugend ist uns nichts bekannt. Mit sechzehn Jahren etwa mag er die Heimat verlassen haben. Wohl mochten sich in dem jungen Sängergemüt die goldenen Triebe des Liedes geregt haben, die ihn vom engen Dienstherde fortzogen in die freie, sangdurchschollene Welt. Er selbst denkt in seinem wundersamen Heimatsliede voll Rührung und Wehmut zurück in die sonnigen Tage seiner Kindheit.

Neben der tiefen Armut und einer fröhlichen Hoffnung zum Leben konnte der junge Edelknecht nichts vom kümmerlichen Heim

mitnehmen als den Namen Herr. Dieser befähigte ihn zum Ritterdienste und erschloß ihm Burgen und Höfe. Dann war es seine Sache, durch freundliches Wesen sowie durch die Singkunst milde Herrengabe zu finden, ein gutes Kleid, Unterhalt und vielleicht ein wandertüchtiges Roß. Walther mußte sich auf längerer Wanderschaft bei mannigfaltiger ritterlicher Zukehr höfische Gefälligkeit, eine tüchtige Liederkunde, vielleicht schon eigene Liederfertigkeit angeeignet haben. Denn alsbald treffen wir ihn an dem glanzvollsten Edelhofe jener Zeit, der im ganzen deutschen Land den höfischfeinen Ton angab, bei den Babenbergern zu Wien.

Hier regierte Leopold VI., der Tugendhafte, einer der besten und edelsten Fürsten jener Zeit. Sein Hof zog die Blüte aller deutschen Ritterschaft an sich. Da herrschte das heiterste Leben und da spielte die wonnigste Anmut um den glücklichen Donaustrand. Wien selbst war nach Köln die größte Stadt des Reiches. Da herrschte Ordnung im Lande, und überall verbreitete sich der wundersame Friede, den die Zeit Kaisers Barbarossa und Heinrichs VI. über die deutschen Grenzen ermächtigte.

Als der wonnigste Schmuck dieses Friedens und dieser Froheit am Wiener Hof galten die Sänger. Sie wurden von der gedeihlichen Wandersonne der ritterlichen Kunst nach dem glücklichen Ostarlande geführt. Hier wurde am kundigsten höfischen Saitenspieles gepflegt, am heitersten die neue Welt genossen, am seligsten der Frau Minne gedient.

Herr Reinmar, der Meister von Hagenau, war das strahlende Edelgestirn am Donauhofe.

In diesen Glanz trat der junge Walther. Zu den Jungleuten, die vor Reinmars Stube lauerten, wenn der Meister seine gepriesene Harfe stimmte, und an den Saalthüren horchten, wenn

Reinmars Lied durch die Halle scholl und die Frauen lispelten und die Herren wohlgefälliges Lob sprachen, mag auch Walther gehört haben. Vielleicht hat der Meister den begabten Nachüber bald herausgefunden. Ein herzliches Verhältnis hat sich zwischen ihnen entwickelt. Reinmar war der Gebende, Walther lernte die Kunst.

Bald aber mochte der junge Sänger etwas in seinem Gemüte entdeckt haben, wovon sein berühmter Meister keine Ahnung hatte. Von seinen Heimatbergen, vom fröhlichen Wechsel von Wald und Fels, Wiese und Thalgang war ihm der innigste Glanz, die lebensvolle Farbe, der stimmungsreine Hauch zu eigen geworden. Das drängte jetzt machtvoll in sein Lied. Walther hatte ein offenes Auge und einen dem Gebirgskind eigenen, klaren Sinn mitgebracht für alle Regungen des Lebens, für alle Vorkommnisse der Welt, für die innerlichsten Gemütsbeziehungen seines Volkes. Einem rechten Dichter gibt so etwas Gestaltung für den kleinsten Zug; und Walther war ein rechter Dichter. So reifte in ihm eine ganz eigene Kunst. Sie kam nicht in Widerspruch mit jener schmiegsamen Herrenkunst des Hofes; aber sie vervollständigte und vertiefte diese. So einen quellfrischen, lerchenfrohen Ton wie der junge Tiroler Ritter fand keiner der anderen Sänger, keiner ein so ernstes, selbstbewußtes, neuaufstrebendes Kunstgehaben. Ein festes Gepräge erlangte das Lied, der Gedanke bekam eine volle Form. Die Natur wurde bei ihrem reizvollsten Wesen gefaßt. Das Gemüt freute sich, Höheres offenbaren, Edleres und Freieres gestalten zu können, als gerade den unmittelbaren, selbstvollen Hang der Minne.

Ein Jungschüler, der so eigene Wege ging, konnte nicht lange der Freund des Hofmannes Reinmar bleiben. Wirklich erfahren wir von einem Zerwürfnis der beiden, das offenbar dem Neide

Reinmars entsprang. Dieser mußte wohl erkennen, daß vor solchem Singen, welches dem Höhepunkte aller Kunst zustrebte, sein modischer Gesang vergilbe. Und er mochte die Gewalt nicht gehabt haben, die Mißgunst in sich zu verschließen und neidlos bewundernd dem göttlichen Drange Walthers zu folgen.

Mit einem neuen, großen und innerlich freien Tone sang Walther den Stolz seines Rittertumes, die Lieder von der hohen Minne.

Hier in Wien prägte er auch jenen Zauberschein in sein Wesen, der die damalige Welt in flammender Umstrickung hielt. Der große Traum von dem römisch-deutschen Kaiserreiche begann auch auf Walther mit fesselnder Gewalt zu wirken.

Nach dem Tode Leopold VI. gelangte von den zwei Prinzen Friederich und Leopold der erste in Österreich, der andere in den steirischen Ländern zur Herrschaft. Friedrich erneuerte die hohe Gunst seines Vaters gegen Walther. Diese Zeit waren die Tage seines vollendeten Glückes. In eine Heimat der Sage meinte er versetzt zu sein. Was er wünschte, flog ihm zu, und alles war ihm hold. Gold, Silber, kostbare Kleider und Rosse zählte er zu seinem Staat. Mehrere Jahre verlebte er so. Die herrlichsten seiner Lieder versetzt man in diese Zeit. Da fühlte und genoß er so recht den gnadenvollen Frieden, der dem Reich noch sieben Jahre nach des Rotbarts Tode geschenkt ward, sieben Jahre eines ungetrübten Kaiserstolzes, der Weltherrschaft. Da war das Leben wirklich eine Minne geworden, die Zeit blühende Fröhlichkeit, die Kunst Glück und Gnade. Und aus den Blüten des Lebens stieg der deutsche Sieg. Daran bildete sich aller Geist. Fröhlich ging er in die Schule dieser Zeit. Ein Kaiserreich war der Preis, um den die Welt ihren besten Wert einsetzte, und seine Krone war der Segen des Volkes.

Friedrich von Österreich starb im Jahre 1198 auf der Kreuzfahrt nach Palästina. Mit seinem Tode waren für Walther die goldenen Wiener Tage zu Ende. Leopold wurde der Verwalter der österreichischen Lande. Er war dem Dichter mißgünstig gesinnt. Da hatten die Neider leichtes Spiel. In ein empfängliches Gemüt, wie es Walther in sich trug, schlug diese hämische Nachstellung und Vereiferung tiefe Wunden.

Mit blutendem Herzen rüstete Walther sein Wanderroß und vertraute sich wieder dem Geschicke der freien Sängerstraße an. Voll Herbheit und Wehmut und tief bedrückt, sagt er den wonnigen Donaulüften Lebewohl, scheidet er von den Pfaden seiner Lieder und seiner seelenvollen Jugendminne.

Anderes Leid noch drängte ihn hinaus in die Welt. König Heinrich VI. war plötzlich zu Palermo verstorben. Wie auf Einen Ruf erhob sich die lange niedergebändigte Hadersucht. Der Welfenlöwe bekam wieder Gelust, die Krallen des Staufenaares zu spüren. Philipp von Schwaben, Heinrichs junger Bruder, die idealste deutsche Königsgestalt voll Anmut, Schönheit und jener sonnigen Wärme, die das Herz des Volkes, so lange es nicht in wahnsinniger Verbissenheit jeder nationalen Regung gegenübersteht, an den Fürsten bindet, hatte den Thron der Staufen bestiegen. Alle Treugesinnten hatten sich ihm aus ganzem Herzen zugewendet, voran Österreich mit dem Wiener Hof.

Der deutsche Königsruf in bedrängter Zeit bewegte den Dichter in seinem innersten Herzen. Dem deutschen König zu singen und nur dem Könige, der sein Schwert für die große deutsche Sache wider jegliche Anmaßung hob, war hinfort sein Trachten, sein Leben, sein Geschick. Die goldenen Blüten des Minnesangs mußten einer gewaltvolleren Minne weichen, der Minne des deutschen Sängers für sein Volk!

Geadelt durch die stahlharte Überzeugung von deutscher Eigenständigkeit und germanischer Weltberufung, konnte er es wagen, sein Dichterwort vor die Könige zu stellen als Richtschnur ihrer Macht und ihres Strebens. Königliche Würde, den Zauber nationalen Sehertums atmeten schon die ersten seiner politischen Gesänge. Die Entflammung der Volksliebe gab ihnen den großen Schwung der Begeisterung, daß sie als stolzeste Waffe durchs Volk flogen, als rascher Wetterstrahl durchs Land.

Schon von Wien aus hatte Walther seinen Königsspruch an Philipp gerichtet und sich dadurch als politischen Dichter eingeführt. Allen Fürsten solle der Staufe vorantreten, den Weisen auf die Stirne setzen, um dem Unfrieden zu steuern, die pfaffliche Streithand zu bändigen, deutsche Ordnung zu schlichten über das haßverwühlte Reich.

Ein Mann von dreißig Jahren hatte sich Walther auf die Wanderschaft gemacht. Sein schönheitstrunkener Geist ließ sich nicht mehr durch die hastigen und überschwenglichen Gefühle der Jugend treiben. Einen sorgsam prüfenden Verstand nahm er mit in das feindliche Leben. Wer der Sonne der Wahrheit entgegenstrebt und Freiheit vor sich leuchten schauen möchte, dessen Wege gehen nicht über Blumen, den geleiten nicht die wohligen Frühlingsstrahlen; der muß mit winterlichen Nöten rechnen, ein hartes Eisen führen und ein schweres, kampfliches Wort. Stolz, mannlich, glühend von der Liebe zum Reich, vom Mut zum Leben getragen, so zog Walther aus, seinen Beruf zu erfüllen. Mit unerschütterlicher Treue hat er an ihm gehangen selbst in den Tagen, da die Besten durch die Mißgunst und das Elend der Zeiten in zweifelnde Verwirrung kamen. Wo die Besten von den alten heiligen Zielen wankten, hielt er stand, bis sich die Zeit in die Bahnen gefügt hatte, in die sie kommen mußte.

Es ist kein sonniger Lebensweg, auf dem Walther die folgenden fünfzehn Jahre ging. In tiefer Armut meist, oft in bitterer Not fristete er sich hin, immer angewiesen auf gnädige Sängergabe, heute begastet, morgen verfremdet. Heiß ersehnt er sich die Rast an warmem Herde. Auf eigener Stätte möchte er bleiben, ein Heim sein eigen nennen. Lange sollte es ihm versagt bleiben. Landaus, landein ritt er auf seinem Pferd, unermattet mitten im Jammer die Lieder singend von Deutschlands Freiheit und Deutschlands Not. Wo ihn das Elend niederdrückte, mußte er auch an der Straße seine Kunst dem Volke preisgeben. Nicht Bitternis und verzweifelnde Klage, sondern nur eine milde Trauer und das weinende Sehnen nach dem Heile stahl sich ihm in das Lied dieser harten und prüfungsschweren Zeit.

Seine Wanderung ging von Wien aus dem grünen Rheine zu. Überall singt er sein Lied von der deutschen Krone. Sein Krönungsruf verschaffte ihm den Zutritt an den Staufenhof. An König Philipp, den er begeistert besingt als die Wonne alles deutschen Königtums, fand er Halt und Schutz. Unverhofft erschloß sich ihm wieder das höchste Glück. Auch die holde Kaiserin Irene hatte sich dem Sänger zugewendet.

Ein und ein halbes Jahr verlebte Walther von der Vogelweide an Philipps Hof. Dann treffen wir ihn wieder in Wien. Sein enges Verhältnis mit dem König machte es vermutlich, daß er einen politischen Auftrag am Babenberger Hof zu erledigen hatte.

In Deutschland war von der kirchlichen und welfischen Partei Otto IV., der Sohn Heinrichs des Löwen, als Gegenkönig Philipps aufgestellt worden. Damit war der Welfenkampf wieder heraufbeschworen. Da durfte die Volksmacht, die sich Walther auf langer Wanderschaft errungen hatte, nicht brach lie-

gen. Jetzt folgte er dem König durch das ganze Reich. Wie ein Herold der nationalen Einheit flog das Lied des Dichters vor ihm her.

Aber auch persönlich trat Walther für den Staufen ein, als ihn der König an die Höfe und Fürstenburgen sandte, für seine Krone zu wirken. So fand der Sänger aber auch immer wieder Gelegenheit, ferne von dem rasenden Getümmel des Wahlstreites in friedlicher Beschaulichkeit sich zu ergehen, sich aufzuschwingen über die blutigen Händel der Welt, seine Seele zu läutern, seine Hoffnung zu stärken, seine Liebe zu wärmen an den wohlthätigen Gnaden der Einsamkeit und der Selbstzucht. Mit neuem Sange konnte er dann wieder zum Kampfe treten, mit neuen Gedanken den Feind fordern. Weltmächtig und unerschütterlich lebte in ihm das Bild des Rotbartreiches. Wohl erkannte sein scharfes Auge die Mängel; aber seine Begeisterung war scharf genug, nicht pessimistisch zu verzweifeln, sondern an die Besserung aller Mängel zu denken, an die große und innerliche Vervollkommnung des deutschen Volksreiches. Sein felsenfester, unverrückbarer Glaube war der nationale Gedanke geworden, der die ganze Welt zum Kampfe ruft, wenn es um einen Flecken deutschen Gutes, um einen Tropfen deutschen Blutes geht, um eine Bewegung des deutschen Geistes. So maß sich Walther in unbändigem Gedankenringen mit Deutschlands stillen und offenen Feinden. So bäumte sich in ihm der heilige Haß des Vaterlandes auf gegen den Erbfeind, der damals mit dem priesterlichen Raufschwerte des dritten Innocenz die deutsche Welt entfriedete.

Dieses unmittelbare Eingreifen in die hohenstaufische Politik läßt schließen, daß Walther als förmlicher Reichsdienstmann dem Hofe nahe stand. Schwerlich hätte sein Lied allein ausgereicht, ihn so in der Gunst des Königs zu festigen, wäre diesem nicht auch

des Dichters unmittelbarer Thatendrang und seine tiefe Einsicht in das ganze Volksleben zu Diensten gekommen.

Das Jahr 1207 brachte den Abfall Walthers von dem so gepriesenen Staufenkönige. Dies war jedoch kein Gesinnungswechsel unseres größten nationalen Sängers. Der Grund lag in der politischen Abwendung des Königs von dem hohen Gedanken seines Hauses. Philipp hatte sich, nachdem er den unbeliebten Gegenkönig Otto von Braunschweig mit dem Aufgebot aller nationalen Kräfte beinahe unterworfen hatte, den päpstlichen Ansprüchen geneigt gezeigt und war auf die erniedrigenden Zugeständnisse des Papstes Innocenz eingegangen. Damit hatte er einen verhängnisvollen Schritt nach dem verhaßten Rom gethan. Die apulische Politik war das Opfer dieser Versöhnung. Der Mainzer Erzbischof Luitpold, der an der Spitze eines siegreichen Heeres mitten in Italien stand, wurde abberufen und der Rache des Papstes ausgeliefert. Die Freiheit der deutschen Krone wurde dem päpstlichen Willen unterstellt. Der deutsche Kaiserstolz sollte vor dem Hochmut des römischen Priestertumes gebeugt stehen.

Diese Bahn war nicht für die nationale Thatkraft eines Walthers von der Vogelweide geschaffen. Geradeaus ging sein Weg bis zur Erreichung des allein für gerecht erkannten Zieles. Sein König war der Staufe nur so lange, als er der König des deutschen Gedankens blieb wider alles Welfentum und jede Papstesherrschaft im deutschen Land. Seine Krone war ewig nur die Krone des deutschen Heiles, der deutschen Ordnung und Volkseinheit. Sein Kaiser durfte nicht gebändiget in pfafflichem Staube liegen. Hoch über die ganze Welt sollte er die Macht seines Volkes heben. Ihm schadete kein Bannfluch. Ihn umleuchteten in Jammer und Sieg der Segen der Volksliebe und die Gewalt der unbedingten Volksfreiheit.

Fremd stand von da ab Walther dem geliebten Könige gegenüber. Mit der Kraft des ungeheuersten Hasses warf er sich wider den Sieger im Kampfe, gegen den Papst Innocenz. Der König hatte gewankt — der Sänger blieb treu. Und unerschütterlich treu stand er in dem furchtbaren Wandel der Dinge. Unzerstörbar lebte und blüte in ihm die große Minne deutschen Volksglaubens und vaterländischer Größe, die heilige Minne des Volkes, die hohe Minne des deutschen Reiches.

Unversehens hatte der welfische Gegenkönig Otto die Politik der Staufen aufgenommen, sie von nun ab mannhaft vertretend. Als Philipp zu Bamberg im Jahre 1208 von Otto von Wittelsbach ermordet ward, hatte sich Otto die ganze Staufenpartei zugewendet. Walther voran. Auf dem glänzenden Reichstage zu Frankfurt bezeugte Otto seine Anwaltschaft an der ursprünglichen Staufenpolitik durch seine Verlobung mit der Tochter Philipps. Damit wurde er der Erbe der staufischen Macht. Von ihm erwartete man die Rache für des Königs Mord. Ihm jubelte man als dem rechtmäßigen Könige zu. Vollends schlug sich alles, was ein nationales Gefühl in der Brust barg, auf seine Seite, als er kühn den immer stärker zu Tage tretenden Ansprüchen des Papstes entgegentrat. Den Gipfel seines Ansehens erreichte er erst recht, als der Papst den Bannstrahl auf ihn geworfen hatte. Walthers Begeisterung jubelte dem Welfen zu. Jetzt galt dieser nach jeder Seite hin als der befugte Erbe staufischen Ansehens und staufischer Macht. Wie des Rotbarts würdigster Anwalt war Otto mit einem großen Heere in Italien eingerückt, unbeschadet der Bannflüche, die ihm aus Rom entgegenflogen.

Jetzt spielte der schlaue Innocenz seine besten Trümpfe aus über das deutsche Land, das sich seiner heiligen Tyrannei nicht beugen wollte. Das Söhnlein Kaisers Heinrich VI., den minder-

jährigen Friedrich, unter der päpstlichen Vormundschaft wälsch auferzogen, sandte er mit einem Heere nach Deutschland. Er hatte nicht falsch gerechnet. Ein großer Teil der deutschen Fürsten wandte sich dem Namen des Staufen zu, während Walther und die ihm Gleichgesinnten mit Entrüstung und Hohn das kindliche Spielzeug des Papstes, den jungen Pfaffenkönig, empfingen. Ein langer Hader und eine verderbliche Wühlnis war wieder für lange Zeit in Deutschland angezettelt.

Von Thüringen aus, wo den berühmt gewordenen Sänger die freundliche Huld des Landgrafen und der frohe Glanz der Wartburg festgehalten hatten, wanderte Walther wiederum der Donau zu, nach Wien. Eine heiße Sehnsucht nach der Stätte jungen Glückes zog ihn dahin. Gastlich wurde er in alter Huld dort aufgenommen, die alten Wunden waren verharscht. Von neuem lebte hier sein Ruhm als der hohe Sänger der Minne auf.

Bis zum Jahre 1209 blieb Walther in Wien. Auch am Herzogshofe zu Kärnthen weilte er um diese Zeit.

Gegen den Winter des Jahres 1209 erschien er wiederum auf der Wartburg. Er war stiller geworden. Das harte Wanderleben, mannigfache Anfeindung und die Not der Zeit hatten ihn bescheiden und in sich gekehrt gemacht. Alle die anderen Fürsten hatten sich zur Kreuzfahrt gerüstet, nur der Landgraf von Thüringen und der Herzog von Österreich wußten sich davon ferne zu halten. So erfreute sich Walther eines ruhigen Wandels zwischen den beschneiten Waldbergen der Hörsel und Werra. Da singt er das höchste Lob des Landgrafen, dessen Milde durch den Schnee leuchtet.

Von der Wartburg aus knüpfte Walther auch mit dem Hofe von Meißen freundliche Beziehungen an.

Ein furchtbarer Kampf hatte sich unterdessen gegen den Wel=

sen, den mutvollen Anwalt des verratenen Staufentums, erhoben. Der Papst schürte die wütendsten Flammen hiezu. Ein ungeheurer Bürgerkrieg verzehrte die Kraft des Reiches, zerstörte die Ruhe der bürgerlichen Gesellschaft. Da zündete Walther die mächtigste Flamme seines Liedes auf. Er sang den heiligsten Gedankenstreit seines Volkes. So hat vor Luther Niemand wider den römischen Erbfeind geprediget, Niemand so heftig und hinreißend aus der Kampfesseele der Nation gesungen. Und nicht vor der Ohnmacht der halbzerborstenen, verlotterten Kirche brach Walthers Lied hervor gegen pfäffliche Ränkesucht und Habgier, sondern im Angesichte ihrer allerhöchsten Gewalt, ihrer riesenhaften Weltmacht.

Walthers Ansehen war in diesen politischen Verwicklungen auf das Höchste gewachsen. Nicht mehr allein durch seinen Gesang diente er seinem Volke. Er war der Berater der Fürsten geworden. Sein Werk war es, daß sich Ludwig von Bayern und Dietrich von Meißen, die sich schon dem siegreich einherziehenden Staufenkinde zugeneigt hatten, mit Otto aussöhnten. Wie eine Wahlschlachtlosung bewegte sein Sängerwort das Volk. Wo sein Name klang, da fühlte man die schwertesscharfe Scheidung zwischen pfafflich und deutsch, zwischen fremder Hadersucht und nationalem Herzensanteil.

Die Treue Walthers für sein nationales Glauben führte ihn sogar dem unmittelbaren Dienste Ottos zu. Dies ist ihm um so höher anzurechnen, als beide Naturen sich fast feindlich schroff gegenüber standen: der weiche, milde, auf die Sängergabe angewiesene Dichter, und der harte, wüste, und geizige Welfe, der seine besten Anhänger durch seine finstere Unzugänglichkeit abstieß. Walther verfehlte nicht, ihn auf die Freigebigkeit des Staufen aufmerksam zu machen. Otto hatte keine Empfänglichkeit

für solche Vorstellungen. Selbst die letzten abfallenden Getreuen änderten nichts an dieser Gesinnung des Welfen, bis der junge Friedrich als Schirmvogt des Papstes alle Macht des Reiches an sich gezogen hatte und Otto, nichts weiter als ein verschuldeter Flüchtling, auf seine letzten Rechte verzichten mußte.

Durch den wildesten Parteikampf folgte Walther dem verlassenen König. Sein Sang wurde Ottos schärfste Kriegswehr. Denn bald wurden der Schwerter, die sich für ihn hoben, allzuwenig. Selbst bis weit nach Wälschland hinunter drang der Ruf des deutschen Sängers, als des staufischen Wehrmannes im Kampfe gegen den päpstlichen Raub.

In diesen Kämpfen hatte Walther von der Vogelweide immer lebendiger den Wunsch gefaßt, an einem eigenen Herde sich der letzten Sonnenblicke seiner Kunst zu erfreuen. Schon von Philipp hatte er ein Lehen erhofft; an Otto hatte er ganz bestimmt den Wunsch um ein solches geäußert. Aber dieser selbst war durch die unaufhörlichen Kämpfe aller Mittel entblößt worden. Was ihm noch übrig blieb, das vergeudete er mit rohen Gesellen, die in seine Umgebung besser paßten als der feingebildete, höfische Sänger. Zwischen Trunk- und Spielsucht paßte das holde Lied der Minne nicht. Zudem machte das Unglück den leidenschaftlichen König wild und voll rohen Trotzes. Er suchte schon mehr auf die niedersten Stände zu wirken und über die Städte seine Erbitterung auszuschütten. Das half seine letzten Stützen im Rittertume untergraben. Endlich war sein unbändiges Wesen auch der herrlichen Prinzipientreue eines Walthers zu ungebärdig und hemmend. Undank und Wortbrüchigkeit, die Spottsucht der zweifelhaften Gefolgschaft, die sich der König in der Nähe hielt, halfen schnell das einmal gelockerte Verhältnis lösen.

Wiederum strebte Walther dem lichten Sterne des Staufen zu. Aus dem unwirtlichen Norden eilte er nach dem wonnigen Süden, der Heimat der Lieder und der Minne, den sonnigen Bereichen seines Ruhmes, seines jungen Glückes. Schon auf den Wanderstegen hörte er es jauchzen und singen von der Herrlichkeit des Staufen und der Liebenswürdigkeit seines Wesens. Vertrauensvoll wandte er sich an den König. Klar sah er es voraus, daß ein Staufe, der das Feuermark aller deutschen Königsgröße in sich trug, nicht lange in der Gewalt eines Innocenz wirken könne. Und er sollte sich in dem zweiten Friedrich nicht getäuscht haben. Aus dem unsicheren Kinde wuchs bald der siegesflammende Jüngling heraus. Bald stand der Staufe wieder im kampfumtosten Mittelpunkte aller nationalen Geisterrichtung im deutschen Lande.

Still, einsam, durch die schweren Prüfungen und Versuchungen bedrückt, kam Walther in die Nähe des Staufenhofes, der noch völlig unter päpstlicher Obmacht sich befand. Sein Feuereifer, der eine widerstrebende Welt in kampflicher Glut zu versengen gemeint hatte, war erloschen. Aus dem ungeheueren Kampfe der Seelen und der Geister hatte er nichts mitgebracht als den heiligen Frieden seiner großen Überzeugung, die klare Treue seiner Gedanken.

Nachdem sich der Dichter dem König Friedrich zugewendet hatte, sollte auch sein sehnlichster Wunsch in Erfüllung gehen; der Staufe bedachte ihn mit einem Lehen in der Nähe von Würzburg. Mit der ehrenvollsten Freundlichkeit war ihm der König entgegengekommen und hatte ihn in seinen Dienst aufgenommen. Bald umschloß die beiden das sonnige Verhältnis von Huld und Treue. Walther war der Sänger, der zu dem thatkräftigen, feurigen und glanzliebenden Fürsten paßte, unter dessen Herrschaft

sich einmal noch die Leuchtkraft des alten Reiches sammeln sollte vor der vielhundertjährigen Nacht.

So freudvoll der Dichter seiner späterrungenen Heimstatt zugejauchzt hatte, um so schmerzvoller traf es ihn, als er erkennen mußte, daß das kleine Reichsgütchen zur Bestreitung seines Lebensunterhaltes nicht ausreichte. Bald rückten ihm die geistlichen Steuereintreiber vor die Thür. Schon im Jahre 1217 mußte er wieder seine Wanderschaft antreten, um sich durch seine Kunst den Unterhalt zu erwerben.

Noch wogte in ihm der mächtige Strom der Dichtung und trug ihn wieder hinaus aus der stillen Beschaulichkeit seines ärmlichen Heims in die freie Welt. Die Welt Friedrichs des Zweiten konnte einen Walther von der Vogelweide nicht unthätig verrosten lassen.

Noch einmal treffen wir den Dichter an der Stätte, an welcher er einst die deutsche Kunst in ihrer blühendsten Entwickelung getroffen hatte, am Hofe der Babenberger zu Wien. Da fand er sich auch in Mödling zu frohen Tagen ein. Da brauchte er nicht mehr um ferne Herberge zu streichen, da war ihm der Wein gelesen und die Pfanne sauste. Eine herzliche Gastlichkeit ging ihm hier auf, die ihn an die besten Tage seiner jungen Sängerzeit erinnerte. Selbst bis nach Aquilea hinunter führte sie ihn, an den Hof des Patriarchen Berthold, aus dem Geschlechte der Grafen von Andechs. Hier erwartete er seinen vom Kreuzzuge heimkehrenden Schutzherrn, den Herzog Leopold VII. von Österreich.

Bis zum Tode des Papstes Innocenz hielt König Friedrich an seiner kirchlichen Politik fest, als Gegenfechter der staufischen Sache und seines nationalen Berufes. Verdankte er ja dem Papste die deutsche Krone, über welche dieser durch räuberische List die Gewalt erlangt hatte. Eine mildere Strömung der päpstlichen

Herrschaft erfolgte mit dem folgenden Papste Honorius III. Diesem zur Seite aber stand der Kardinalbischof Hugolin von Ostia. Was dem Papste an Starrsinn und Kampflust fehlte, war diesem umso reichlicher zugemessen. Hugolin besaß einen unbeugsamen hierarchischen Willen, das feste Bewußtsein römischer Unüberwindlichkeit und den kecken Mut priesterlicher Kampfesherrschaft. Der Staufenkönig erkannte zu wohl, daß die römische Kampfveste zu stark stand, um dem deutschen Befreiungszorne auf Einen Schlag schon weichen zu können. Mit einer unübertroffenen Staatsklugkeit wußte er dem Papste seine grenzenlose Unterwürfigkeit vorzuspiegeln, seine willenlose Botmäßigkeit unter den priesterlichen Zügel. Dagegen suchte er in den deutschen Landen langsam seine Herrschaft in das Volk zu setzen, um sich Macht und Kräfte zu erringen, bis ihm Deutschlands kriegerische Wehrmacht stark und einheitlich zur Seite stünde. Er hatte sich die großartigsten Pläne staufischer Politik entworfen. Mit der Kühnheit Kaiser Rotbart's flogen seine Gedanken über die Welt. Mit unüberwindlicher Schlauheit und Kraft bahnte er ihnen die herrschaftsstolzen Wege. So wurde mit dem ganzen Aufgebot des politischen Rankspieles zwischen Rom und dem Staufenhof um die Streitpunkte dieses gewaltigen Kulturkampfes des Mittelalters gehandelt. Friedrich sollte auf die Krone von Sicilien verzichten, sollte seine Staatsmacht von der Lombardei lassen, der Mathildeschen Güter entsagen und seine völlige Unterwürfigkeit unter den päpstlichen Willen durch die Veranstaltung eines Kreuzzuges bekunden. Feierlich wurde vom König der Kreuzzug versprochen. Über die Alpen zogen die Kaiserboten mit den Segenswünschen und Versprechungen des Königs. Heimlich aber verstärkte dieser in Italien seine Macht und sammelte seine Kräfte nach der Lombardei. Allzulang zog sich die Ausführung seines Versprechens

hin. Aber er fand immer eine wirkungsvolle Entschuldigung und wußte durch Klugheit, die vor den gewagtesten Mitteln nicht zurückschreckte, das Versprechen immer wieder zu erneuern. So gewann er Zeit und Macht. Endlich hatte er dem Papste die Einwilligung zur Kaiserkrönung abgerungen. Als er seine Macht in Deutschland einig und gesichert wußte, rückte er mit Heeresmacht in Italien ein.

Dies kniffige Versteckspiel der Politik war nichts für den Dichter, dem nationale Flammen die Seele wärmten. Erst um das Jahr 1220 werden wieder seine Lieder vernehmlich, nachdem der Staufe seinen Römerzug angetreten hatte. Die Partei der Zersetzung und des ewigen Widerspruches in allen nationalen Dingen, die wie ein finsteres Erbübel bald in dieser bald in jener Gestalt, aber immer mit hämischer Verbissenheit und Zerkleinerungssucht am deutschen Boden haftet und sich dazu meist mit dem Lästernamen der Freiheit versieht, war nach dem Fortzuge des Königs wieder in Bewegung gekommen. Da mußte ein starkes Volksgewissen aufstehen, das die öffentliche Meinung auf geraden Wegen weitergeleitete und durch einflußreiche Kundgebungen beherrschte. So schien es Friedrich geraten, den mächtigen Volksdichter, den Sänger der nationalen Kaisermacht, enger an sich zu ziehen und ihn für das heilige nationale Wächteramt zu erhalten.

Da lösten sich auch die Lieder wieder aus dem reichen Gemüte Walthers von der Vogelweide, als er sich wieder den großen Aufgaben des Vaterlandes gegenübergestellt fand. Da bekam sein Geist wieder die Flügel des Wetters, als er den einen und großen Drang der deutschen Seele zu singen hatte wider undeutsche Vergewaltigung. Nicht das Gottestum der Kirche griff er an, sondern ihre entstellenden Auswüchse. Priesterherrschaft und

Glaubenszwang, Pfaffenhabsucht und Prälatenverschwendung, die Ausbeutung des Volkes durch den Ablaßschwindel und die ganze geistige Bewucherung, die Bannflüche und den römischen Segen, nur von römischer Politik diktiert, das alles war eines scharfen Streiches wert, eines klatschenden Geißelhiebes.

Einem solchen Sänger mußte Kaiser Friedrich seine höchste Gunst bezeugen. Aus dem römischen Süden sandte er ihm die erlauchteste Herrengabe zu, das Kerzengeschenk des Reiches.

Um das Jahr 1223 mochte Walther wiederum sein Lehen aufgesucht haben. Aber stets bleibt er in Verbindung mit dem Kaiser, dem er manchen Rat und manche Beobachtung zu übermitteln hat.

In einiger Zeit treffen wir auch ihn auf dem Wege des Kreuzheeres, das Kaiser Friedrich nach dem Morgenlande führte. Sein Sinn ist jetzt dem Himmel zugewendet. Auch er hat manche schlimme Verträumnis durch die heilige Fahrt zu lösen, seine Sehnsucht nach einer endenlosen, friedensseligen Heimat zu befreien. Nach einem vielbewegten Leben trägt sie den Müden noch einmal hinaus in die Welt. Feierlich nimmt er von der Frau Welt, der ungeratenen, unhold wankvollen, Abschied. Sein Auge strahlt glanzfreudig von der himmlischen Minne. Sein Gedanke fliegt kühn über den herben Vergänglichkeiten der Welt. Wundersam und voll tiefster Rührung erklingt sein Abschiedslied an die Heimat, durch die er auf dem Zuge kam. Er hatte sie seit Kindestagen nicht mehr gesehen. Großartiger hat kein Dichter der Welt das Heimweh, das Weh um die Heimat, gesungen. Keiner hat die reine Poesie der Heimatssehnsucht so tief und reich gefühlt, wie der ritterliche Sänger der deutschen Seelenminne.

In der heiligen Stadt erfuhr Walther die Freude, Kaiser Friedrich in der Kirche des Grabes mit der Krone von Jerusalem

gekrönt zu sehen. Da sich die ganze Pfaffheit gegen den König verschworen hatte — im Banne hatte er den Kreuzzug vollbracht —, übte er an sich das Krönungswerk mit eigenen Händen. Die Verfluchung des Papstes hatte nichts an seinem Werke verwirkt; kein Fürst hat durch die Züge nach dem Morgenlande dort so viel erreicht als er. Er schaute den völligen Zusammenbruch des Christenreiches im Morgenlande heranbrechen. Nach seiner Heimkehr schloß er mit dem Papste den Frieden von San Germano, der den Kaiser völlig als den Sieger über alle pfaffliche Gewalt hinstellte.

Auch Walther kehrte heim. Wie lange er den Kreuzzug noch überlebt hat, ist uns nicht bekannt geworden.

Die Würzburger Liederhandschrift, die in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts abgefaßt wurde, weiß zu berichten, daß Herr Walther von der Vogelweide zu Würzburg zwischen dem neuen Münster und dem Grafehofe im Lorenzgarten begraben liege. Er habe verordnet, daß man auf seinem Grabsteine den Vögelein Weizenkörner und Äsung gebe und daß man, wie noch zu sehen wäre, vier Löcher in den Stein gemacht habe zum täglichen Füttern der Vögel.

Walther war der berühmteste aller Sänger der Staufenzeit. Sein Name wird von den Liederdichtern und Epikern am öftesten und am preisvollsten genannt.

Walthers Kunst blieb für alle Zeit der liedgewordene Volksgeist. Was eines Deutschen Seele bewegt, Minne, Freundschaft und Vaterland, er hat die schönsten Töne und die erlauchteste Adelung dafür gefunden. Seine Kunst kommt ganz aus der Seele: was er ward, das wurde seine Kunst; was ihm versagt blieb, das ging der Kunst verloren. Treue, Milde und Kraft sind die Grundlagen seines Wesens; Wahrheit, Freiheit und Glauben die stolzen Werke seines Gemütes.

Die Minne Walthers von der Vogelweide ist der schönste Stern unseres lichtfreudigen deutschen Mittelalters, die Höhe der Staufenkunst. Aus seiner Seele hat er sie zum lauteren Sonnenhimmel emporgehoben, aus den Wundern der Zeit hat er sie tief gesenkt in das Herz seines Volkes, auf daß sie bleibend und ewig ward. Was Volksminne und Gottesminne heißt, hat er zum großen Anteil der Menschengemeinde, zu der reinen Gnade der Seelen und Geister gemacht. Er war der Erste, der der Menschheit das Himmelreich des Gemütes erschloß bis zum innersten Grunde und es dem Deutschen heimisch machte durch eine seelische Kunst.

Elftes Kapitel.

Die Wartburg.

Wie der glänzende Hof der Hohenstaufen in Schwaben und zu Palermo die politische Macht des Reiches um sich versammelte zu seinen mächtigen Kulturaufgaben, so vereinte der Landgrafenhof zu Thüringen die poetische zur geistigen Weltsendung des deutschen Gemütes. Der edle Wartburgfürst im Kreise der Sänger, die das deutsche Wesen und den starken deutschen Geist aus sich predigen lassen, bietet eines der schönsten Bilder des deutschen Mittelalters. Es war dies Bild, in dem sich so recht der hohe Aufschwung der dichtenden Seele zeigt, recht aus der tiefen deutschen Seele geschaffen, daß es mit einer wundersamen Macht wieder zurück wirkte auf das Volk. Was das Lied durch eine glänzende und kaiserbürtige Kunst und durch die ritterliche Übung gewonnen hatte, lag dort versammelt wie der sonnige Hort eines frohen Gedankenskönig. Ja, der alte Märchenkönig, der den Schwerthelden aus dunkler Stromhalle sein rotes Gold eröffnet, war lebendig geworden mit dem Bilde des Sängergrafen, der sein Bereich zu einer offenen Heimstatt der Kunst und sein Gut dem Liede des Sängers vertraulich machte.

Das mußte eine fröhliche Anziehungskraft üben auf alles, was im Liede die Huld einer besseren Erdengnade erkannte. Das mußte die Wartburg zum Mittelpunkte alles künstlerischen Lebens machen. Das mußte sie ans große Herz der Zeit rücken. Und darum steht sie auch im vollen Zauber jener Zeit vor uns. Und als die Form verloren war, der Geist gemordet, die Zeit nüchterner geworden und das poetische Ideal des deutschen Rittertums, die holde Minne, flüchtig wie ein Schemen von den streitblutigen Waldburgen strich, da war jenes Bild in den praktischen Köpfen selber schon zu einem Märchen geworden, die glänzende Vergangenheit zu einer klingenden Sage, feierlich, eng und festgefügt, aber noch mit dem freien Bewußtsein einer königlichen Zeit des Singens und des Sagens. Das alte Sängerherz war gestorben; der sehnende Sängerglaube lebte. Noch heute sendet der Singzauber der Wartburg seine Geister aus. Sie ist eine steinerne Volksdichtung geworden für alle Zeit.

Mit Herrn Heinrichs von Veldecke lieblichem Sange von dem irrenden Minneritter Äneas und mit des Meisters höfischzarten Liedern war dem Grafen von Thüringen wie auf einen goldenen Morgensonnenblick das Herz zum Gesange und die große Liebe zur Kunst wach geworden. Der Frühling des Minnesangs, vom Rheine ausblühend wie von den grünen Donaubergen, fand in der Mitte von Deutschland seine gründliche Sammlung. Seitdem erklangen die Waldberge Thüringens von dem ritterlichen Sange. Die königlichen Felsenburgen, die da voll Würde und freiem Herrscherstolz ins Land schauten, boten der höfischen Herrenkunst annehmliche Entfaltung. Die Wartburg, der Burgen Königin, wurde die Seele des deutschen Minneliedes.

Hier trafen sich die Meister des Gesanges. Hier wurde dem Norden Fühlung, was dem Süden wie Glanz des Maien auf-

gegangen war. Hier lernte der Süden nordische Mäßigung und Kraft. Hier waltete am innigsten und freiesten der Geist des Volkes über die Kunst. Hier sangen die Großen und die Kleinen, der Fürst und der habeheischende Spielknecht. Hier dichteten die Geister und die Gedanken, die Gefühle und der bloße Hang, das holde, gedankenlose Hingeben an die Kunst.

Die Vorfahren Hermanns, des Sängergrafen, die Grafen und Landgrafen von Thüringen und Hessen, waren tapfere, strenge Ritter gewesen, die ihre Macht fest in das Volk zu setzen verstanden. Durch kluge Politik hatten sie die thüringische Hausmacht verstärkt. Namentlich hatte der Landgraf Ludwig der Eiserne (1150—1172) durch seine Heirat mit Jutta, der Tochter des Hohenstaufen Konrad III., seinem Hause bleibenden Glanz und bedeutungsvolles Ansehen verschafft.

So war das Thüringland eine hochansehnliche Reichsmacht, die Wartburg ein vielumworbener Herrensitz geworden, als Hermann I. um 1190 die Herrschaft übernahm. Er war schon im Jahre 1182 vom Kaiser Friedrich zum Pfalzgrafen von Sachsen gemacht worden. Die verhängnisvollsten Jahre der deutschen Geschichte fallen in die Zeit seiner Herrschaft, während der er an seinem Hofe der Singkunst und ihren Meistern ein vor den Stürmen der Zeit gesichertes Asyl bot. Die glücklichen Jahre unter Heinrich VI. waren nur allzuschnell dahin. Da hoben sich die ungeheueren Bürgerkriege, die dem Reiche Ordnung und Frieden nehmen sollten, auf Jahrhunderte hinaus die Kraft und die Würde der einen deutschen Krone, des einen deutschen Rechtes.

Man macht dem Landgrafen Hermann mit seiner Haltung in diesen bitternisreichen Kämpfen und Parteischwankungen einen schweren Vorwurf. Man schilt ihn als wankelmütig. Und selbst der einsichtsvollste Politiker der Staufenzeit, Walther von der

Vogelweide, nennt ihn nicht besonders schmeichelhaft einen „dâ hin dâ her“. Ein kluger, aufrichtiger Fürst, der etwas auf den Frieden seines Landes und das Glück seines Volkes hielt, konnte unmöglich in dieser heimsuchungsschweren Zeit rücksichtslos auf dem geraden Wege forttraben. Philipp selbst, der Staufenkönig, hatte sich von seiner halberreichten Aufgabe, mitten im Siege über den Welfen, abgewendet und dem Papste gehuldiget. Otto von Braunschweig, der Welfe, hatte die verratenen Pflichten des Staufen übernommen und führte sie mit zähem Eifer fort. Friedrich II. schwankte im unsicheren Doppelspiel zwischen staufischer und päpstlicher Politik. Walther von der Vogelweide selbst hat jedem der drei Könige gedient, wie es die Not und die Treue der nationalen Sache gebot. Der Vorwurf, den er von seiner Seite aus an den Landgrafen richtete, geschah aus dem Grunde, daß Hermann, nachdem er sich von Philipp abgekehrt und Otto zugewendet hatte, sich wieder dem Staufen zuwandte und damit der päpstlichen Sache Vorschub zu leisten schien. Und wir wissen, wie herbe und streng Walthers Urteil sich gegen jede päpstliche und reichsverräterische Politik kehrte. Walther war eben der Heros der nationalen Überzeugung. Sein nationales Heldentum brachte es auch dahin, sich einem Manne anzuschließen, der wie Otto so wenig geeignet war, des deutschen Königtums persönlich zu pflegen, der aber wenigstens den lauteren deutschen Gedanken vertrat, wenn auch vielleicht nur aus Politik, nicht aus innerem Antriebe. Wenige brachten es dazu, für den Staufenkönig, der in echter Königsmilde für seine Getreuen sein letztes Gut hinzugeben bereit war, den finsteren Welfen einzutauschen, wenn dieser auch bestimmter die nationalen Wege ging. Der Landgraf Hermann hatte nicht zu diesen Wenigen gezählt.

Nicht die Politik hätte um die stolzen Pallaszinnen der Wart-

burg jenen mächtigen Schein zu sammeln vermocht, in der sie unter der herrlichen Strahlung der Dichtkunst preisvoll erstehen konnte. Von Jugend auf hatte Hermann eine begeisterte Liebe für Kunst und Wissenschaft genährt. An der Universität zu Paris, die damals den Preis alles Wissens umschloß und an welche die beiden Landgrafensöhne von Thüringen geschickt worden waren, hatte er sich eine freie Umsicht und ein tieferes Verständnis für die Werke der Dichter und Gelehrten angeeignet. Auf seiner Burg begastete er die Sänger aller Lande, die berühmtesten Meister des Minnesangs wußte er mit königlicher Milde und Liebenswürdigkeit an sich zu ziehen. Er hielt auch vielerlei Schreibleute, die ihm seine Lieblingswerke in schöner Schrift abschreiben mußten, wenn die Dichter einmal nichts neues zu diktieren hatten. Mit offenem Auge sah er dem mächtigen Streben der Geister entgegen, das allerorts empordrängte. Die unsterbliche Schönheit der Poesie fesselte mit einer holden Gewalt sein Herz. Mit den frohen Königen des Gedankens war sein liebster Umgang, mit den Meistern der Rede und des Reimes sein gewöhnlicher Verkehr. So liebte er den Frieden, der ihm diese Schätze des Friedens erhielt. So suchte er alle Drangsal von seinem Hofe zu halten, die rohe Kraft des Krieges, welcher die Burg sicherlich umdroht hätte, würde sich der Landgraf weiter auf die trüben Schlachtfelder der Politik vorgewagt haben.

Da hatte sich ein sonniges Leben voll Weltlust und Gedankengnade unter den Türmen der Wartburg verbreitet.

Diese ist das prächtigste Kleinod jener sinnigen Bauart der Staufenzeit, die man als den romanischen Stil zu bezeichnen pflegt. Wuchtig waren die Gebäude, welche die Blüte aller deutschen Ritter- und Sängerschaft aufzunehmen hatten. Aber ein leichter Geist hatte sie mit einer stillen Lebendigkeit der Krönungen

und Fügungen versehen. Mit freien Lichtbögen hatte er sie durchbrochen, mit schlanken Rundsäulen durchflochten, zwischen denen der Schein des Tages lachender spielte, von denen das Blühen des Maien, Morgen- und Abendrötung rosiger sich abhoben. Wahrhaft schien der Stein den Schwung tönender Sängerseele gefaßt zu haben im Hochbau der Türme und Saalwände. Eine vollbewußte Lust des Gemütes grüßte von diesen Säulenbögen um Pallas und Dirnitz. Und ringsum lag wie ein grünes Meer der Thüringwald mit dem Frühsang von Nachtigall, Buchfink und Bergdrossel, allzeit offen zur minnigen Rast der Gedanken und zu einem seligen Wahnverträumen.

Reichtum und Ansehen, durch die kluge, zurückhaltende Politik der Landgrafen zu ruhmvoller Macht gemehrt, ermöglichten so, daß alles, was im Herzen ein frohes Singen trug und einer holden Weisheit der Kunst pflegte, auf der Landwart willkommen war. Was auf der Burg nicht untergebracht werden konnte, wurde nach Eisenach in die Herberghäuser verlegt. Zu den Festen und Gastmählern strömte es dann zusammen in den hohen Sängersaal, über die weiten Burghöfe und durch die festlich geschmückte Pfalz. Von jeglichem deutschen Gau war da Sprache und Lied vernehmlich. Auch aus Ungarn, Rußland, Polen, aus Preußen und Dänemark traf sich hier das landverfahrene Spielvolk. Hier suchte man den erlauchten Glanz alles Rittertumes, die besten Namen und die feinste Form. Den bedeutenden Dichtern, die Großes im friedlichen Wandel der Burg schaffen mochten, kamen die unablässig herbeiströmenden Scharen fahrenden Volkes nicht genehm. Sie störten die fröhliche Ruhe des Sängerhofes, das sinnige Betrachten der Geister, die sich zum lauteren Dichtwerke und zu einer reinen Begeisterung erheben sollten.

In den hellsten Tönen klingt das Lied vom milden Landgrafen

auf. Man weiß ihn nicht genug zu preisen, den Spender des Glückes, den Fürsten adeliger Sängerfreiheit. Die Blume von Thüringen leuchtete durch Wetter und Wind eine heilige Sonnung durch die Welt. Am schönsten lebt das Lob des Fürsten im Gedichte vom Wartburgkrieg weiter: den Sängern habe er sein Gut geteilt, damit ihm diese Gottes Lohn gäben; Thüringens Fürst sei milde seit Kindesjugend; wie ein Adler sei er jeder Zeit auf hohen Flug bedacht gewesen und vor den Feinden habe er des Löwen Mut; alle Könige der Christenheit danken ihm die Tugend; wenn alle Fürsten Engelnamen hätten, so wäre der Thüringherr wohl ihr Gott.

Die Würde des Sängerhofes lag in den Sängern selbst, die im Angesicht der Wartburg sannen und gestalteten und dadurch die deutsche Kunst des Mittelalters auf unerreichte Höhe hoben. An dieser hohen Schaffensgnade hatte der Landgraf einen hervorragenden Anteil. Seine Liebe wachte über den entstehenden Werken. Seine Sorge hing an den leichten Schöpfungen dichterischer Eingebung. Dem Geiste, der durch den strahlenden Seelenfrühling der ritterlichen Zeit das Evangelium der Schönheit verkündete, schuf er in den Hallen seiner Landburg und damit in dem Herzen des Reiches ein siegstolzes Heim.

Auf dem Hoftage Kaisers Friedrich I. zu Mainz, hatte der Landgraf Hermann den Dichter der Eneit getroffen, Heinrich von Veldecke. Der Ritter, der am Niederrhein das Gedicht aus wälscher Sprache überdichtet hatte, wußte kaum etwas von dem hohen Ruhme, dessen sich sein Werk in Thüringen erfreute. Es war durch die Entwendung Heinrichs von Schwarzburg dahin gekommen. Da es noch vor der Vollendung dem Dichter entzogen worden war, wurde Veldecke vom Landgrafen veranlaßt, sein Werk auf der Neuenburg an der Unstrut zu vollenden. Es ist

möglich, daß Veldecke auch die Wartburg betreten hat, wohl kaum vor 1190, da erst um diese Zeit sein hoher Gönner nach dem Tode seines Bruders Ludwig des Milden das Palladium Thüringens überkommen hatte.

In seinen burglichen Gemächern barg der Landgraf einen reichen Schatz zeitgenössischer Werke, die er zum größten Teile aus Frankreich mitgenommen haben mochte, Dichtungen des Kyot, des Chrestien von Trojes und anderer, ritterliche Stoffe und Bearbeitungen antiker Mythen in das Süd- und Nordfranzösische. Diesen Schatz suchte er den deutschen Höfen zugänglich zu machen, indem er Dichter herbeizog, denen er je nach ihrer Eignung die Stoffe in die deutsche Dichtung übertragen ließ.

So übertrug er dem Biterolf, vermutlich einem Thüringer, der auf der Wartburg lebte und auch im Wartburgkriege eine Rolle spielt, die Umdichtung des Alexanderliedes. Herbort von Fritzlar bearbeitete auf Veranlassung des Landgrafen eine französische Erzählung des trojanischen Krieges. Albrecht von Halberstadt übersetzte die Metamorphosen des Ovid, des Augustäischen Hofdichters.

Ob das Bild jener goldenen Dichterzeit, die unter Augustus die politische Weltmacht Roms verherrlichen half, auf den kunstsinnigen Wartburgfürsten keinen Einfluß hatte, der mit seiner Zeit von dem glänzenden Bilde eines heiligen römisch-deutschen Weltreiches erfüllt war? Etwas von dem Stolze und der kraftvollen Würde jener mächtigen Kunst, deren Gesänge im Weltsiegbrause das kaiserliche Kapitol umrauschten, leuchtet entgegen aus der Liebe und dem Stolze, mit denen man in den Tagen des heimischen Minneliedes für die Werke des Geistes erfüllt war. Nur der römische Lorbeerkranz ist mit dem heimischen Lindblütenzweige vertauscht, die klassische Gedankenmajestät mit dem blu-

migen Zauber des germanischen Gemütes. Sänger des Kaisers war auch der Minnesänger, Dichter des Sieges war auch der rastende Poet am Wartburghofe, Dichter der Welt.

Roms Hofdichter pflegten die Form der Dichtung und Kunst bis zur höchsten äußeren Vollendung, bis zum metallenen Guß. Die Sänger des deutschen Musenhofes stiegen mit der Vollmacht des freien Menschengeistes in das befreite Königreich der Gedanken. Gerne seien den kapitolinischen Prunkhallen die Ovide und Virgile gelassen, wo uns auf deutschem Waldpfad ein Walther von der Vogelweide, in heimischem Burggang ein Wolfram von Eschenbach entgegentritt.

Wolfram ist eine der glänzendsten Gestalten aller deutschen Dichtung. Er ist der stolze Wartburgdichter, der begeistertste Sänger des deutschen Rittertumes. Der mittelalterliche Zeitgeist spricht sich in ihm am freiesten und seelenvollsten aus. Er ist vor allem der Ritter. Dieser wird zum Sänger, sobald der goldene Schein der Minne auf ihn fällt, sobald seine Seele unter dem frohen Scheine der Minne frei wird zum Lösen der Seelenwunder, die in der Zeit und im Volke lagen. Da entdeckte er ein Himmelreich von Gemüt in seiner Brust. Und er dichtete den Parcival.

Quelle war ihm hiezu eine französische Vorlage des Chrestiens von Trojes. Manches davon wird er — wir können es nicht genau beurteilen, da die Quelle verloren ging — ziemlich genau in die deutschen Streckverse übertragen haben. Der Verfasser eines der großartigsten deutschen Schriftwerke war selber der Schreib- und Lesekunst nicht mächtig. Er ließ sich Stück für Stück aus der Urschrift vorlesen, übertrug diese in Gedanken in die epische Reimweise und gab diese den bestellten Schreibern zur Niederschrift an.

Das Werk als solches ist jedoch des Dichters Eigen. Er hat die Fabel aufgebessert und die Gestalten völlig nach dem warmen Hauche seines Herzens geformt. Mit einem wundersamen Feingefühle hat er das ganze seelische Regen der ritterlichen Zeit in seine Dichtung zu legen gewußt. Bei ihm gibt es noch kein Grübeln und Gedankenkrämern. Da singt und sagt noch das sinnenfrohe Hineinleben in die Welt, das wahrheitstrunkene Hineinschauen in die strahlende Weite. Da lebt ein Stück wirklicher Welt aus dem irrniswandelnden Menschengefühle. Da träumt ein klares Stück Himmel aus dem Menschenwesen. Eine kraftvolle Natur hat sich des ringenden Verstandes angenommen und führt ihn waldduftüberströmte Pfade.

Wolfram hat den fremdländischen Stoff durch seine philosophische Denkmächtigkeit durchdrungen, so daß er ihm überall Gelegenheit bietet, die höchsten Fragen der Menschheit, Zweifel und Glauben, in das noch verhältnismäßig unbeackerte Bereich der Dichtung zu ziehen. Dadurch erhielt der romanhafte Stoff eine geistige Fülle und Geschlossenheit. Der deutsche Gedankenflug, im Erfassen einer hohen Idee einmal mächtig entflammt, trieb die wälsche Spreu auseinander und verschaffte seinen eigenen Sinnesblumen Keimung und Leben. Für die Formlosigkeiten und Plattheiten romanischer Vorwürfe hatte der deutsche Epiker kein Auge. So focht die Dichtung imstillen einen wahrhaft nationalen Kampf durch mit der vollbewußten Scheidung der Geister und Gemüter. So wurde Wolfram, trotzdem er seine Sprache sattsam mit französischen Wörtern verunziert, ein großer nationaler Dichter, dessen glänzendste Begabung das innerlich treibende Bewußtsein heiliger nationaler Pflichterfüllung ward.

Neben Goethes „Faust“ ist Wolframs „Parcival“ die gewaltigste deutsche Geistesschöpfung. Auch Parcival soll ein großes

dichterisches Bild sein für die Geistwerdung des irrenden Menschengeschlechtes.

Der üppige Glanz des Welthofes, an dem König Artus seine gesellige Runde hält, vermag nicht den ungeheueren Drang der Menschenseele zu betäuben, der diese erfaßt, sobald sie einen verheißungsvollen Aufblick nach einem allerhöchsten Glücke der Seelen und der Geister gewonnen hat. Und im Aufschauen auf dies überendliche Glück nun ruft der Mensch alles weltliche Glück auf zum Kampfe vor die Wahrheit. Aber die große Wahrheit zertrümmert dies schmeichlerische, berückende Glück der Welt. Und damit steht der Mensch voll jammernder Elendigkeit in der Welt: der tolle Ringkampf mit dem Zweifel, der Wahn, hat ihn erfaßt.

In dieses Elend hernieder steigt die holdeste Erlösung der Seele. Eine lichte Freiheit nimmt sich des ringenden Geistes an und führt ihn durch eine wundertiefe Einsamkeit. Und erst durch diese große Einsamkeit geläutert, gelangt er vor die Thore eines Glückes, das kein Zweifel mehr zu trüben vermag.

Eine reine Weibesliebe leitet den Irrenden durch sein Unheil. Sie wacht wie ein goldener Stern über dem Wahnbetäubten. Und in dem ungeheueren Schmerze, der ihm durch die Zerstörung dieser Liebe noch bereitet wird, in der tiefunendlichen Sehnsucht nach dem grauenden Morgen jenes fehlelosen Glückes, läutert sich der Geist wie in einer brennenden Vorhölle, über welcher der Himmel der Erlösung leuchtet. Der furchtbare Ernst dieses Seelenkampfes führt den Menschen zur Reinigung des Gemütes. Ein Paradies der Liebe wird sein. In die selige Kindheit des Menschentums kehrt sein frohes Sehnen zurück. Aber nur im Kampfe konnte er frei werden. Im harten Streite nur vernarben die herben Wundungen des Lebens. Das

ist die Menschenerlösung im Liede. Das ist die hohe Geisterwerdung in der Kunst.

Der größte Teil des Parcival ist auf der Wartburg verfaßt worden.

Hier mußte die tiefe Waldeseinsamkeit mächtig auf den Dichter gewirkt haben. Der brausende Buchenwald, unübersehbar über die Berge gestreckt, lieh ihm wohl das Bild zu dem dunkeln Forste, in dem der junge Parcival aufwächst. Da singen die Vögelein, denen der Knabe lauscht, da findet sich das volle Rauschen der Hochkronen, der frische Gang der Waldbrünnlein, die seine Aufmerksamkeit erregen. Mit einer wundersamen Tiefinnigkeit wird die geheimnissüße Waldnatur abgeschildert, wie der Knabe Parcival die Vögelein singen hört und voll Schrecken nach Hause läuft, als wäre ihm etwas geschehen, und dann nicht weiß, daß ihm wer etwas gethan hätte, als ihn die Mutter befragt. Das ist die Sprache, mit welcher der tiefe Sängerwald der Wartburg auf das horchende Gemüt wirkt.

Noch ein Seelenblick verbindet den Dichter des Parcival mit der Wartburg. Wolfram ist der Sänger der Ehe, des heiligen Ineinanderlebens von Mann und Frau. Das ist ihm die rechte Minne des Herzens. Auch in einem Liede hat er sie besungen. In seinem großen Lebenswerke aber setzt er dem Priesterkönige des Grales ein Eheweib an die Seite, das mit ihm, unbeschadet der Göttlichkeit seines Amtes, die Freuden seiner Menschlichkeit und die Sorgen des Lebens teilt. Dreihundert Jahre nach Wolfram herbergte in einem Stüblein der Wartburg ein Gottesmann, der dies sittliche Vermächtnis des Sängers wie eine geheimnisvolle Geisterfügung erhalten zu haben schien. Luther wußte, daß es eine Gottesthat war, als er dem deutschen Priester die Heiligkeit und Wahrheit des Lebens mit der Ehe erschloß.

Durch das Wirken Wolframs wurde die Wartburg in das Licht des glänzendsten und erlauchtesten Rittertums gerückt. Denn bald war der Parcival das beste Vorbild aller jungen deutschen Ritter geworden, dem sie nachzustreben versuchten. Er war ja so recht das Idealbild der deutschen Jugend, die sich in einem holden, unermeßlichen Freiheitsdrange den Geheimnissen des Lebens entgegenwirft. Das war die Treue und Frohsinnigkeit, die den jungen Knappen am Ritterhof auszeichnete, das war der schwärmerische Hang, mit dem man das bräutliche Lieb in das ahnungsgroße Herz schloß. Parcivals holde Irrnis, sein froher Glaube, sein zärtliches Verträumen drangen ebenso wie sein wuchtiger Schwertstreich, seine mannliche Ungeberdigkeit beim Lanzenhub durch das mitfühlende Gemüt. Und diese Bilder der Jugend nahmen die Bejahrten als einen sinnigen Schatz ins Leben mit. An jeglichem Ritterhof wurde deutscher Parcivalsitte gepflegt, und es ist bekannt, daß ein schwärmerischer Jungmann Namhaftes darin leisten konnte.

Walther von der Vogelweide sahen wir zu mehreren Malen am Landgrafenhof zu Thüringen Zukehr halten. Mit dem Dichter des Parcivals bildete er den stolzesten Mittelpunkt jenes reichen dichterischen Lebens und der vornehmen ritterlichen Gemeinschaft, die sich um den kunstfreudigen Landgrafen Hermann gefunden hatte. Auch ihm wurde hier in dem vollsten Maße jene Huld zuteil, die einen goldenen Schein schaffensfroher Anregung in des Künstlers Brust legt. Preisvoll denkt auch er jeder Zeit der wonnigen Aufnahme, durch die ihm der Sängerhof zu Thüringen ans Herz geschlossen ward. Der Winter wurde ihm blühend und mild bei dem Gedenken des reichen Wartburglebens.

Hier, wo sich der Ruhm des Sängers an unerschöpflicher Gabe gütlich that, muß auch das edelste Reis seiner Kunst voll aufge-

blüt haben, sein Minnelied. Mit noch jungen Jahren hatte er es vom Donauhofe der Babenberger mitgebracht. Und wir dürfen vermuten, daß Walther am Thüringhofe in einem minnigen Verhältnis, im Frauendienste, stund. Lied und Minnedienst waren gerade zu Walthers Zeit am engsten mit einander verbunden. Und sicherlich hatte sich wohl auch am Landgrafenhofe ein schönes Auge gefunden, das den ritterlichen Sänger gerne in seinem Banne singen ließ, ihm allzu gerne den Preiskranz gönnte mit der brennenden Burgrose, die heimlich den süßesten Hauch eines roten Mundes trug.

Schwerlich wird Walther als einsamer Sonderling, blos von Sehnsucht und Angedenken zehrend, im bezaubernden Glanze der deutschen Sängerburg gelebt haben. Gerade hier konnte er sich nicht der klaren Sonne des deutschen Herrentums entzogen haben. Und das war die Minne. Müde von ungestümer Wanderung und ermattet unter den politischen Sorgen, konnte er hier den sanften Schleier ihrer Wunder und Geheimlichkeiten um seine Stirne gefunden haben.

Und hier in dem mächtigen Ausblick der deutschen Landferne ging ihm so recht der lichteste Morgen seiner Kunst auf, seine nationale Wartburgminne.

Hier in dem Herzen Deutschlands, wo Nord und Süd mit demselben Einklang des Volkswesens sich begegnen, war am sonnigsten der Stolz und die innere Mächtigkeit des Reiches zusammengeströmt. Und von hier hob sich das jammerndste Wehe und die bewußteste Not der deutschen Krone. Immer in der bewegten Strömung der Geschicke, des Kriegslaufes und der Reichskämpfe, und doch nie in so unmittelbarer Beziehung mit den Parteihändeln, dem Wahllärm des königlichen Schwabens und der Welfenlande, bot Thüringen mit seiner Landgrafenburg, ähn-

lich dem Babenbergerhofe zu Wien, ein Asyl für alles, was treu und redlich mit dem Volke fühlte und doch an dem Frieden hing, der so bald schon für das Reich auf immerdar verloren gehen sollte. Von hier aus konnte sich am eindringlichsten das Wort der Teilnahme und der Abwehr richten zu allen, die sich aus dem ganzen Reiche an die freie Waldstatt geflüchtet hatten, im Unmut über den blutigen Zank des Reiches oder in der Hoffnung des großen nationalen Sieges. Von hier aus verbreiteten sich am ebenmäßigsten die nationalen Gemütswellen über das Reich. Und in dem wilden Sturm der Meinungen und Wahlhändel glänzte hier ruhig und klar der Stern der deutschen Volksliebe, unverrückbar und treu von der hohen Bergwarte der nationalen Gesinnung.

Walthers Sang von der einzig würdigen Staufenkrone, von deutscher Volksmacht und Freiheit und von der Einheit des heiligen Reiches, mochte sie Staufe oder Welfe pflegen, fand hier seinen machtvollsten Hintergrund. Hier hörte ihm das Volk. Von hier aus drang er nach allen Richtungen des Reiches. Die Sängerscharen und die Schwärme von Spielleuten, die unaufhörlich zur Burg fluteten und dann wieder auswärts zogen in die Welt, nahmen den Sang, die neugehörten Lieder mit und verbreiteten sie überall, wo sie sich aufhielten. Und die Herren, mochten sie die Fürstenlanze führen oder das Dienstschwert, nahmen den gewaltvollen Gedanken der Freiheit und der Einheit mit, um ihm überall Achtung zu erschließen, wohin sie kamen, in ihrer Heimat oder in der Fremde.

Des Dichters klarer, einsichtsvoller Sinn spricht dafür, daß er hier mit begeisterter Macht anfing zu predigen vom Kaiser und vom Reich. Volksstimme ward hier sein Lied. Immer wieder fand er hier am Thüringhofe Anregung für seinen poli-

tischen Gesang, so oft er sich aus dem lauten Kampfgedränge zurückstahl nach der stillen Waldflur. Hier suchte er vor allem seine geistige Macht einzusetzen, als die bösen Wirrnisse der großen nationalen Sache eintrafen, die Wendung des Staufen zur priesterlichen Gewaltherrschaft, das Eintreten des Welfen für des Rotbarts nationale Erbschaft. Da, im großen Mittelpunkte des deutschen Lebens, suchte Walther zu klären, was wie Nebel vor den Augen des Volkes lag, da suchte er aufzurichten, was zu fallen drohte im Zwiespalt der Meinungen. Er, der sein Glück und die Weihe seines Sängertumes einsetzte für den rohen, finsteren Sohn Heinrichs des Löwen, versuchte es, den Landgrafen und dessen Umgebung, für Otto zu stimmen. Im Anfange wollte es ihm gelingen. Aber zu bald erklang wieder in der glanzfrohen Herrenrunde der Wartburg das Losungswort des Staufen Philipp, der sich dem päpstlichen Willen zugekehrt hatte.

Da mochte auch in der friedlichen Sängerhalle manch scharfes Wort, manche herbe Verteidigung gefallen sein. Nirgends mochte der nationale Hochkampf ein flammenderes Zündwerk gefunden haben, als hier in den leichterregten Dichtergemütern, in den feurigen Sängerherzen. Das waffenharte Für und Wider der nationalen Meinung mußte da manchmal den holden Singsang der Minne durchbrochen haben und aus den eifernden Gesängen mußte sich zornig die Gedankenschlacht der Geister gehoben haben. Auf den hohen politischen Wogen der Zeit kann dieser Streit der Sänger und der Herren herangezogen sein, kühn und gewaltvoll, leidenschaftlich und mit dem flammenden Schwunge glühender Sängerberedsamkeit. Hier fechtend für das nationale Wohl und Wehe, für das Fürstenhaupt, das Deutschlands heiligste Krone wider Papst und Welfen trug, — dort den Fremdländer preisend, der wälschen Hand des römischen Priesterkönigs huldi-

gend, dem alten Feinde des Volkes. So mochte sich diese größeste Bewegung der Zeit widergespiegelt haben in einem wirklichen Kampfe der Lieder und Gesänge, in einem wahrhaften Wartburgkriege.

Die Reihe der Dichter, die nach geschichtlicher Überlieferung mit dem Sängerhaushalte der Wartburg verbunden waren, wird fortgesetzt durch den tugendhaften Schreiber.

Das war der landgräfliche Dienstmann Heinrich, der als scriptor oder notarius in thüringischen Urkunden zwischen 1208 und 1228 erscheint. Er war der Kanzler des Landgrafenhofes auf der Wartburg und zu Eisenach. Vermutlich war Weißensee, des Landgrafen zweite Residenz, des Dichters Geburtsort. Früh muß er in den Dienst des Landesherrn getreten sein, möglicherweise der Dienstesüberlieferung seines Geschlechtes folgend. Treu stund er in eifriger Arbeit und mühevoller Amtswaltung zum Hofe. So machte er alle Schicksalsschläge mit, die so gewaltig über Deutschland hereinbrachen und gerade über der Wartburg wie donnernde Brandungswellen zusammenschlugen.

Spärlich ist das, was sich von seinem Dichten erhalten hat. Jedesfalls hat er, als der dichterische Beamte am Sängerhof, sehr eifrig gedichtet und gesungen. In seinen Liedern spricht sich keine eigenartige Natur aus. Man merkt ihnen nur die recht hofmäßige Freude am Singen an, nach den Mühen des Geschäftes und den Drangsalen der Burgverwaltung, die keine kleine war bei der massenhaften Zukehr und Begastung von Herren und Sängern, Spielleuten und Knechten. Nur ein Gedicht ergeht sich in mehr hervortretenden Anspielungen auf die Verhältnisse am Hofe, an dem nur zu oft das klägliche Unkraut aufwucherte zum Ärger und Verdrusse aller derer, die in der Wartburg das wonnige Heiligtum aller Kunst und des edelsten höfischen Gesanges erblickten.

Von den Dienst- und Schreibleuten, die das Gut des Landgrafen zu verwalten oder in den stillen Burggelassen beliebte Bücher durch Abschrift zu vervielfältigen hatten, erlangte Rudolf der Schreiber durch seine „Weltchronik" höhere Bedeutung. Er fertigte diese auf Veranlassung des Landgrafen Heinrich Raspe, sicherlich noch vor der Erklärung Raspes zum Gegenkönige Friedrichs II.

Tief und klar wurde der gesellschaftliche Wert dieser Sängerversammlung auf der Wartburg empfunden. Was deutscher Geist erdachte und das deutsche Gemüt erspiegelte mit seiner sonnigsten Kraft, was groß und mächtig durch die kampferschütterte, friedenslechzende, schönheitsbewältigte deutsche Seele zog, leuchtete da wie von einem himmlischen Sterne wieder. Alte Bilder aus der reichen, tiefwurzelnden Volkserinnerung tauchten auf und vermischten sich mit dem Zauber des Sängerhofes: das waren die seligen Lichtbilder der jähversunkenen Götterwelt, die finsteren Nachtgestalten vom Wahlkampf um die Weltesche. Sie schienen lebendig geworden zu sein mit den Namen, die im Gebraus der Minneharfe vom deutschen Sängerhofe scholten — Reinmar, Walther, Wolfram, der scheltfrohe Biterolf, der Märchensänger Osterdingen, der schwarze Meister Klingsor vom Ungarland. Und dazu klang der deutsche Wald seine Mären mit dem hellsten Getön, den vollen Sturmbraus und das süße, milde, vögleinlaute Maienklingen. Das Lichtalbenvolk flüchtete sich in die Reime der Wartburgsinger, und das widerhaarige Zwergicht barg sich in manch harten, scheltfrohen Tonunfug. Die innersten Seelenbeziehungen des Volkes zu allem, was es umgibt, fanden eine sinnvolle Unterkunft im lebendigen Poetenwort. Eine Menge von stillen, traulich gehüteten deutschen Wald- und Weltgeheimnissen kam da wie auf einmal wieder zur Besinnung. Das

Spielen des deutschen Volksgemütes mit Himmel und Hölle, das holde Einverständnis des deutschen Dichter- und Fabelsinnes mit den Engeln und Teufeln, wie ehemals mit Alben, Zwergen und den schlanken Wassernixlein, suchte sich einen günstigen Gestaltungsboden. Auf ihm sollte jener milde, rätselvolle Wartburgzauber aufblühen, diese lustigen Sängergeheimnisse zur Thatsache, zu Leben und Regung werden.

Aus diesem Bemühen des dichtenden Volksgemütes mag sich der Wartburgkrieg geformt haben.

Zur Zeit der Entstehung dieser Gedichtsammlung war der beste Sängerglanz schon erloschen. Aber jetzt kam die hohe Seligkeit, die eine so reiche Welt des Singens und Sagens geschaffen hatte, erst recht zur Verklärung und zur Fühlung des Volkes. Und darüber konnte man sich wieder nur durch die Dichtkunst zu einem Ausdrucke dieser Nachverklärung verhelfen. Denn keineswegs sollte eine geschichtliche Darstellung jener frohsinnigen Wartburgkunst entworfen werden; nein, das mit jeder Stunde nüchterner werdende Gemüt wollte selber darüber reden und gestalten. Darum sollten kaum die äußeren geschichtlichen Beziehungen des Wartburgkrieges, über die man in der Zeit der ersten Abfassung des Gedichtes noch einigermaßen Klarheit gehabt haben mußte, in das Gedicht aufgenommen werden. Man wollte sich poetisch die Poesie erklären, sich hineinleben in die tiefe Mystik der Poesie. Es sollte mit kühnen Strichen, mit leidenschaftlichen Tönen, mit sinnigen Farben das glühende, starkwirkende, gedankengroße Sängermärchen gedichtet werden. Die geistige Bewegung des Volkes sollte hineingepflanzt werden und dazu der gemütsame Anteil der verehrenden und bewundernden Nachzeit an den Errungenschaften jenes großen, versunkenen Staufischen Weltalters.

Ein bedeutungsvoller Mittelpunkt hiezu mußte aufgenommen werden. Allein weder mit dem allerersten Entwurfe, noch beim zweiten Ansatze und schon gar nicht die folgenden Male wurde die Ausführung des „Wartburgkrieges“ erschöpft, die sich mehr oder minder breit um jenen erstgedachten und erstangelegten Mittelpunkt zu bewegen hatte. Und immer mehr verflüchtigte sich die Zeit und immer mehr veränderte und verkehrte sich das innerste Wesen und die erste große Anlage des Gedichtes. Immer auffälliger gestaltete sich die ganze Anschauungsweise um und damit verlor sich völlig die Erkenntnis jenes ursprünglichen Mittelpunktes. So wohl entstand äußerlich das poetische Stückwerk aus vielen Jahrzehnten, das uns unter dem Namen des Wartburgkrieges vorliegt und bisher immer noch leider mehr geschichtlich als zeitpoetisch genommen wurde. Denn nur der große, bedeutungsvolle Hang jener verschiedenen Dichter des Wartburgkrieges, jene strahlende Welt des ritterlichen Sängergeistes nachschauend fassen zu können und die leuchtenden und kräftigen Farben der ursprünglichen Behandlungsweise erhielten sich auch für die späteren Ansätze des zerstückelten Werkes, es in gewissem Sinne fast einheitlich umschließend.

Jener bedeutende Mittelpunkt aber, der einem großangelegten Gedichte vom Wartburgkriege den Raum zur epischen Entfaltung bieten konnte, war ein geschichtlicher. Das Rätselsingen, das im zweiten Teile des Gedichtes eine große Rolle spielt, war für alle Fälle erfunden und schon im Geiste des Meistergesanges gedacht. Das war nicht Brauch gewesen am minnesittigen Fürstenhof, daß man programmmäßig sich mit Gesängen oder gar Rätseln zu übertrumpfen suchte, ebenso wenig, daß Meister Stempfel, der Eisenacher Henker, auf den Besiegten wartete.

Es mußte etwas gewesen sein, das gewaltig nachwirkte auf

das schauende und betrachtende Volksgemüt, etwas, über dem die erregten Sängergeister mächtig und wehrhaft an einander prallen, eifernder ihre Gedanken entwickeln, schöner und edler die fliegende Leidenschaft befreien konnten. Darum konnte es unmöglich eine bloße Kunst- oder Formsache sein und völlig frei mußte es sein von allen romanhaften Dingen, des Henkers Stempfel völlig zu geschweigen.

Das Gedicht selber gibt uns schon einen Hinweis: die Sänger singen — allerdings nichts weniger als im Geiste der guten höfischen Zeit — in heftigster Weise das Lob der Fürsten. Sie singen das Lob im Bilde der Sängergastlichkeit, und zwar birgt sich der Vorwurf, der manchem Fürsten, im Vordergrunde dem Landgrafen von Thüringen selbst, zugedacht ist, immer nur unter dem Preise, der einem anderen Fürsten, namentlich dem Herzog Leopold von Österreich, gespendet wird.

Die Grundlage des Gedichtes lag doch noch tiefer. Es mag ein ganz bestimmter politischer Beweggrund gewesen sein, vielleicht plötzlich hereingebrochen, der die Sänger zum Streite fahren, Kampfschall in der feinen Hofhalle erregen ließ, vielleicht gar vor den minniglichen Frauen, die nie ein zorniges Sängerange und keinen wütenden Herrenblick hätten erschauen sollen. Wir fanden, daß sich nur allzuleicht in den gewaltig erschütterten Tagen des staufischen Wahlstreites ein kampflicher Zwiespalt auch am Wartburghofe erheben konnte.

Wir haben Walther von der Vogelweide — und mit ihm ist die große nationale Partei in Deutschland Eines Sinnes — den verworrenen Pfad der reinen nationalen Anschauung wandeln sehen, vom Staufen zum Welfen, vom Welfen zum Staufen, je nachdem diese den einzig denkbaren Gedanken vom nationalen Deutschland, vom freien Reiche ohne römische Obmacht aufrecht

hielten. Wir haben auch die politische Laufbahn des Landgrafen Hermann angedeutet, die ihm den Vorwurf des Wankelmutes eintrug. Welch schwieriges Bekennen des Einzelnen bei jedem politischen Gedanken und bei einer jeden nationalen Äußerung ward da erfordert, bis die politischen Stellungen der Partei und dem Volke klar wurden! Welcher Gedankenkampf mußte da oft schon zwischen Gutgesinnten eintreten, bis sich die politische Meinung geläutert hatte! Und gerade auf der Wartburg konnte der große politische Gedankenstreit nicht schweigen, hier, wo die erlauchtesten Geister sich zu geistiger That versammelt hatten.

Das Gedicht darf als eines der Meisterwerke der früheren mittelalterlichen Mystik bezeichnet werden, also schon um dieser Mystik willen ganz aus dem Rahmen des staufischen Minnesanges fallend. Es stellt den Ringkampf des Menschengeistes dar, der, einfach und schlicht aus sich selbst und aus den Offenbarungen der göttlichen Wahrheit schöpfend, sich auf einmal den Geheimnissen einer verborgenen, menschenfeindlichen Welt entgegengestellt findet. Bald durchfühlt er die Schalheit eines anmaßungsvollen, aber trügerischen Wissens. Nur das wahre Gotteswort steht ihm bei. Der Sinn christlicher Weisheit stärkt ihn vor den Anfechtungen des Gegensatzes, der nur kämpft um zu kämpfen; denn es ist der seelische Zwiespalt dem klügelnden Verstande vor den Weg gesetzt. Nur die Natur ist noch die heilige Schrift eines reinen Herzens. Die blödäugige Büchergelehrsamkeit mit ihrer himmelzerstörenden Nüchternheit und die Unfruchtbarkeit alles überspannten Denkens mit ihrer schaffensunlustigen Verdächtigung aller schöneren Lebenswerke fressen die Ruhe des einfachen Menschenempfindens. Und dann treten nur mehr irrende Schemen an die Stelle der naturfrohen Herzensstimmungen und der tiefen, glaubenstreuen Gedanken.

Unverkennbar trägt das Gedicht die echt spätmittelalterliche Freude am Märchenhaften, Geheimnisvollen, an Zauber, Erscheinungen und mannigfaltigem Spuk, an allen Wundern der goldenen Fabelwelt an sich. Das Schweifen in der Ferne und das Fahren nach den bunten Wildnissen des sonnengrellen Ostens hatten diesen im Gemüte des Deutschen gegründeten Hang auf eine staunenswerte Stufe gehoben. Wie eine Fatamorgana der germanischen Phantasie schwebten dem Volke die Abenteuer und Schreckgestalten der Wanderzüge vor. Das Meer, die Wüste, das glitzernde Eisfeld schickten ihre Geister und Ungeheuer in die deutsche Burg und an den deutschen Herd zur märchenfrohen Abendsippung. Man bemühte sich gewissenhaft, in die geheimnisvollen, glänzenden Welten einzudringen, die sich auf einmal erschlossen hatten, ihre Eigenheiten zu ergründen, den schaurigen Wildpfaden zu folgen, und wenn sie zur Hölle führten. Der Deutsche des Mittelalters stand überhaupt mehr auf dem Duzstandpunkte mit dem Teufel. Die Schächte, in denen die Seelen der Verstorbenen den großen Tag des Herrn erpaßten, wurden zu erschleichen gesucht und der Flug hinausgenommen in das leibhaftige Sonnenreich, ins Paradies. Seit man das Grab des Heilands erobert hatte, glaubte man, die Schlüssel zur Thorwartschaft des Himmels erhalten zu haben. Manchem war auf den Kreuzzügen oder auf einer anderen besegneten Raubfahrt wundersame Verträumnis geschehen, und als er daheim bei weidlichem Becherlupf davon erzählte, glaubten's ihm die anderen, und schließlich glaubte er sich's selbst.

Für solche Erinnerungen bot der Wartburgkrieg, wie er sich unter den mehr oder minder nüchternen Händen der späteren Dichter ausbildete, einen weiten Spielraum. Massenhaft drängten sich die Erscheinungen und Gestalten aus dieser lehrvollen Volkssage herbei. Der reisige Mönch Brandan aus Irland, Ba-

siant aus Kunstenopel und der Zauberer Zabulon aus Babylon, der wie Elegetanis im Parcival vaterseits ein Heide, mutterseits ein Jude ist, Zabulons Buch, das einem Erzbild in die Nase gesteckt ist und das die Juden bei der Geburt Christi beschirmen soll; der teuflische Geselle Klestronis, den Aristoteles, um ihn vor der Hölle zu bewahren, in eine Fliege verwandelt und in den Rubin eines Ringleins bannt, in dem er nachher dem König Tirol von Schotten beim Schachspiel mit seinem Rat behilflich ist, weil dessen Haupt gegen drei Königreiche und zwölf Länder zu Pfande stund; das Lebermeer und der magnetische Agtstein, ein Gemengsel von Wundern, Sirenen, Krokodilen und Greifen; das Strandgeschlecht, das die Schätze der gescheiterten Schiffe sammelt, nachdem es in Rom durch Freigebigkeit verarmt war und zu seinem Schutze den Zauberer Virgilius berufen hatte; die vier Ochsen mit den schweren Eisenketten, die den Schiffern der Magnetberg sammt den Ankern raubt; die Zwergkönige Sinnels von Palakers und sein Bruder Laurin von Tirol, der zwei Greifeneier durch den Strauß des Sinnel bebrüten läßt.

Auch der mythische Sänger Klingsor, der Schwarzschreiber und Zauberdenker, verdankt dieser Fabelwut sein Entstehen. Er scheint beliebt gewesen zu sein; auch die Chroniken bringen seinen Namen. Er vertritt die dunkeln Geheimnisse des streitbaren Menschengedankens, das finstere, keiner Erkenntnis fähige Ringen mit dem zerstörenden Welttriebe. Und so ist er der lichtvollen, schöpfungsfreudigen Gewalt entgegengesetzt, welche die seelischen Zerwürfnisse löst und die Geister befreit, indem sie ihr Streben mit sonniger Ahnung und glaubenstreuem Frieden erfüllt. Klingsors Begleiter ist der Höllenhund, der dampfiges Feuer aus dem Rachen schüttet. Klingsor wird gedacht als der schwarze Spielmann, der sein tönendes Gewerbe zur Leugnung und zur Ver-

suchung übt. Der Wartburgkrieg kennt, ganz ungeachtet seiner inneren und äußeren Lückenhaftigkeit, ein episches Ausmalen und Vertiefen der Gestalten und Gemüter nicht; im anderen Falle wäre Klingsor mit wenig Zuthat zum Mephistopheles des Mittelalters geworden.

Mit dem Wartburgkriege ist auch ein Märchen der deutschen Schriftwissenschaft eng verflochten: Heinrich von Ofterdingen. Auf ihm ruht der holdeste Dichterglanz der Wartburg. Sein Name gibt einen Schein von sich, der allerlei Lockung ausübt auf den Dichter wie auf den Forscher. Vor unserem Auge hat sich seine Gestalt ganz deutlich ausgeprägt: der edle, leidenschaftliche Sänger aus der Donaumark, der für heimische Art und Weise den Kampf aufnimmt gegen alle seine Schelter.

Seit sechshundert Jahren folgt man den flüchtigen Spuren seines Namens und seiner Art. Jedoch wie ein echter Lohengrin der Wissenschaft entzieht er sich sofort allen Fragen, wenn man dem Bescheide seiner Herkunft sich schon ganz nahe gefühlt hat. Nur ein einziges Gedicht nennt ihn als Verfasser; aber selbst hier wird noch bestritten, ob die Nachschrift, die dem Gedicht vom Tiroler Zwergkönig Laurin und seinem Rosengarten beigefügt ist und Ofterdingen als den Dichter bezeichnet, echt sei.

War sein Name ein Ortsname, so scheint man wenigstens über seine Heimat Auskunft geben zu können. Unweit des Klosters Wihering an der Donau, am Abhange des Waldgebirges Kürenberg, wissen Klosterurkunden ein Dorf Oftherigon, und von der Mitte des zwölften Jahrhunderts an ein Geschlecht von Oftehrigen. Die Burg des Geschlechts lag im alten Traungau und war vermutlich mit vielen anderen Traungausitzen ein Lehnsgut des Bischofs von Passau; auch die Markgrafen von Steier besaßen Lehnsgüter im Gau. In der Nachbarschaft von Oftherigon

stand die Burg des Kürenbergers, von dem uns das erste ritterliche Minnelied erhalten ist.

Daß Ofterdingen wirklich eine historische Person war, kann kaum geleugnet werden. Und es spricht alles dafür, daß er ein Minnesänger war. Wahrscheinlich einer aus dem stolzen Kreise der Wartburgsänger, der in der heftigeren Weise des Südens sich wider geltende Hofregel aufwarf, in politischer Gegenmeinung oder feindseliger Sonderstellung einem Liebling des Landgrafen, etwa Walther von der Vogelweide, entgegen trat und sich dadurch die Gunst des Wartburghofes verwirkte. Bereitwillig nahm sich die Sage, die überhaupt Vorliebe für die Minnesänger hatte, seines Geschickes an. Was hat sie nicht aus dem viel unbedeutenderen Tanhuser im Verlaufe der Zeit gemacht — bis auf den heutigen Tag!

Die Gestalt Heinrichs von Ofterdingen, auf einmal, scheinbar ohne Untergrund, in die Dichtung gezaubert, mit der ganzen Anmut und dem Zauber eines schönen Dichterbildes, unbekannt woher und vergangen wieder wie sie erschienen war, erinnert so recht an die alte Lichtgestalt der germanischen Sage. Mit Baldur, dem lieblichen Gotte der Sonne, strahlte sie auf; dann sammelte sie ihren Schein um Siegfried, den Recken am Rheine, dessen Vergehen die blauen Donauwellen erröten machte. Die Zeit wurde klüger, aber das Gemüt lechzte nach diesem verheißungsvollen Bilde auch in der klügeren Zeit — ein lockiger Minnesänger, jugendschlank im wehenden Seidenmantel, das Minnekränzlein um die Stirn, so mußte er sein, der neben dem rotbärtigen Donarkaiser das Lichterbe des gemordeten Rheinköniges antrat. Selbst in der Zeit moderner Aufklärung erstrahlte dieser holde Traum der germanischen Volksfühlung noch, als uns, wesenlos wie ein himmlischer Schein, die geistige Lichtgestalt unseres Schillers in die Herzen wuchs.

Leidenschaft — das ist das Bild Osterdingens im Sängerkrieg auf der Wartburg. Die glühende Sängerleidenschaft, die eine stürmende Riesenwelt der inneren Überzeugung zum Kampfe trägt, strömt uns von seinem Anhauch entgegen. Vortrefflich hat das Gedicht diesen Ton noch getroffen. Keck springt Osterdingen vor uns auf, hart klingt sein Wort, wie eine Messerschneide fährt es in die Rede der Sänger. Tod ist sein Preis, um den er kämpft, soll es der Sieg nicht sein — er will verderben, wo er siegt — für seine Harfe setzt er — wahrhaft wie ein Recke der alten Sage — seine Waffe ein.

Der Reiz, den Heinrich von Osterdingen aus seiner mythischen Verborgenheit mit dem vollen Glanze seines tiefpoetischen Wesens namentlich auf die neuere Zeit ausgeübt hat, wirkte recht mit den Geheimnissen eines Märchens: man verband seinen Namen mit dem Nibelungenliede. Die Verbindung geschah leicht: Nibelungenlied wie Osterdingen lassen sich nach der Ostmark verlegen, folglich muß — nach wissenschaftlichem Rechenmuster — unbedingt das eine vom andern abhängig sein. Jetzt ist allerdings der Gedanke an Heinrich von Osterdingen als den Nibelungendichter völlig zu Falle gekommen.

Aber das Nibelungenlied war sicherlich auf der Wartburg bekannt.

Die Ritter aus Österreich, die sich am Wartburghofe aufhielten, die fahrenden Leute, die in den Donauburgen die Weisen der Ostmark erlauscht hatten und als ihren besten Erwerbsquell mit sich führten, sie mußten das gewaltige Lied im Ganzen oder in Stücken mitgebracht haben. Lag es auch nicht im Kunstgeschmacke der Zeit, daß die Dichter ihre Vorwürfe aus der Volkssage schöpften und paßte das Volkslied selbst nicht zu dem höfischen Gesang, so konnte man sich hinwiderum doch mit

voller Liebe und Erbaulichkeit an den eigenartigen Weisen der heimischen Reckensage, an den stolzen Klängen und übermannlichen Gestalten erfreuen. Denn wenn auch dem Minneliede und der feinhöfischen Rittermäre unbedingter Vorzug eingeräumt ward, so war damit keineswegs verbunden, daß man in der Sängerhalle nicht auch den Spielmann erwartete. Der mußte dann aus seinem allereigensten Liederschatze etwas vorsingen, von dem jungen Siegfriedhelden, von den Königinnen am Rheine, dem gastlichen Donaumannen Rüdiger, vom mordlichen Brand der Heunenburg.

Mit dem lichten Waldscheine, der jungmorgendlich von unserem größten germanischen Volksgesange ausstrahlt, vervollständigt sich das wundersame Bild der deutschen Sängerburg. Unvergänglichen Zauber hat sie voll und klar dem deutschen Geiste und der hohen Andacht des deutschen Gemütes entnommen. Darum bleibt sie uns das Wahrzeichen des Schönsten und Freiesten, was je ein deutscher Sängermund seinem Volke erschließen konnte: das Erbgut volklicher Edelhaftigkeit und nationaler Volksweihe. Sie ist weder eine historische Reliquie noch ein literarischer Verkehrsort: — die Wartburg ist ein Volksbild, eine Volkssage, ein Volkslied.

Zwölftes Kapitel.

Die Zeitgenossen Walthers von der Vogelweide.

Walther stand nicht einsam auf der Höhe seiner Kunst, die ihren äußeren Rang in ihrer politischen Machtstellung am Hohenstaufenhofe, ihre innere Würde im Sängerglanze der Wartburg fand. Eine Schar von bedeutenden Dichtern sehen wir nunmehr des deutschen Liedes pflegen. Nicht mehr mit der schüchternen Kunst des Beginnens oder in der noch immer eingeengten Hofform der rheinischen Hofdichter, Reinmar an der Spitze, streben sie den hohen Zielen des Gesanges entgegen. Sie sind strenger und innerlicher geworden mit ihrer Kunst. Sie haben in ihr den vollen Gehalt ringenden Menschentums entdeckt. An ihren Gedanken wie an ihren Reimen merkt man den starken Pulsschlag einer volleren Sehnsucht, eines freieren Willens, eines selbständigen Gemütes. Deutlich sind sie sich bewußt, daß sie Schöneres, innerlich Größeres, Lebendigeres zu leisten haben, und sie fühlen, daß dies nicht durch ein lyrisches Formelwesen erreicht werden kann, sondern einzig nur durch die Macht einer festen, in sich fertigen Künstlerpersönlichkeit.

Die Erhebung des Rittertums zu einem innerlich freien Menschentume war ihre würdigste Aufgabe.

Die allzu eng sich spannende Hofform hatte sich fast hemmend um das Rittertum gelegt. Das erste gewitterschwere Anheben der neuen Zeit, die wie auf einen erlösenden Zauberschlag die neue Ordnung der Dinge eingeführt hatte, war verschwebt und man war schon bewußt Herr dieser neuen Zeit und ihrer neuen Ordnung geworden. Selbst die Kreuzzüge übten nicht mehr ihre ehemalige, jähentflammende Wirkung, seit sie zum politischen Spielzeug des Papstes herabgesunken waren. Da war die Gefahr nahe, daß man sich zu leicht in die bloße Form der Waffe und des Wappens legte.

Ja, der Ritter drohte, blos Ritter zu sein. Und das war etwas zu wenig. Man empfand, daß das zu wenig war. Denn langsam fing man an, sich aus dem ritterlichen Begeisterungsfieber zu raffen und nüchterner zu werden. Man wollte wirklich etwas mehr Mensch sein. Man wollte selber sehend, trachtend, ringend in der Welt stehen, selber ein Stück sein vom Geiste der neuen Welt, mit dem Feuermute einer Überzeugung, mit dem mannlichkühnen Fehdebriefe an das Schicksal. Es gab kein Genießen des Lebens und kein volles Ausleben der Zeit, sobald man sich blind und ergebungsvoll dem leeren Schall der Brünnen und Lanzen anvertraute. Man wollte etwas ins ritterliche Herz pflanzen, das wie Leidenschaft glühte, Leidenschaft für die Welt, für das Leben, für die Menschen, für die Kunst. Die kalte Fischnatur einer heiligen Aufopferung kam langsam in Gährung und wurde Blut, herzfrisches, freies, wallendes Menschenblut. Der innerste Menschenwille, dem Deutschen zu tief in das Gemüt gespannt, regte sich. Der ritterliche Mensch kam zum Vorschein, wo zu lange der menschliche Ritter stund. Sorgsam fing er geistig zu sammeln an, was die Zeit ihm gab, an Liebe, Sorge, Wärme und That. Er wollte ein starkausgespanntes Stück Leben sein, nicht mehr ein

Trumm Waffe. Er wollte ein Funke Sonne sein in der Glut des kampflichen Tages, im heiligen Morgen des Vaterlandes, eine treue Regung im großen Ahnen eines freien Menschentumes.

Einen mächtigen Wurf für diesen Menschheitsglauben, den zu erfechten das deutsche Rittertum der Staufenzeit wie auf einmal Drang und Beruf fühlte, spielte Walther von der Vogelweide aus. Er machte aus dem deutschen Ritter einen politischen Denker, sein Schwert zu einer Macht nationaler Überzeugung und einer freien Willensbestimmung. Selber entscheiden, selber sich Rat und Schirm sein, selber in den wechselvollen Geschicken des feindlichen Tages sich den inneren Halt und den seelischen Mut geben, das sollte deutsche Ritterart werden. Die engen Formen mußten zerbrochen werden. Nur der tüchtige Kern deutscher Mannlichkeit und Wehrkraft blieb; er wuchs nach Innen. Der Gedanke, die geistige Prüfung, wurde in die tapfere Waffenthat gelegt; das war das Geheimnis des großen Sängers. Und über diese Gedanken entschied wiederum ein Freies und Hohes — das Wohl des Vaterlandes, die Liebe zur Heimat und zum fürstlichen Gefolgsherrn. Die alten Germanenideale spielten aufs neue ihre wärmende Sonnung aus. Wahrhaftig, jetzt bekam die deutsche Waffe einen Willen, ein freies, sittliches Wollen. Und mit ihm erstritt sie sich die Freiheit aller That. Diese Freiheit aber führte zu der geistigen Höhe des Mittelalters. Dies Emporringen aus sich selbst zu den höchsten, kunstumspielten Zielen des Menschentums, zur freien Aussicht über die Welt und über alles Bestehende machte das Rittertum zu einer nationalen Erziehungsschule!

Mächtig erwachte der Volksgeist.

Seitdem geschah ein menschlich freies Klingen aus den Harfen der Herren. Von der Wartburg klang es aus. Im Anblick der

stolzen Landtürme zersprang die verkünstelte Form. Der Wille zur Kunst und zum Leben ward frei. Es war ein ganz festes, zielbewußtes Tönen, in das sich die erwachte Begeisterung der ritterlichen Freiheit legte — die warme Menschenempfindung war mit wach geworden.

Die Hofsänger, die blind ihre Waffe zur Schlacht und zum Buhurd und ihre Harfe zum Spiel trugen und ebenso blind ihre Herzen mit dem minnigen Feuer brannten, wurden Menschen mit einem Willen — sie wurden Künstler. Nicht ein Jeder trug den hehren Beruf zum Vaterlandssänger in sich. Aber alle fühlten sie nun den frischen Odem dieses Menschentums, der ihnen erst völlig die Kunst erschloß mit ihrer tiefsten Macht. Die Weise Reinmars, lieblich und überzart, erhebt sich zu dem berückenden Schwunge eines Wolframs von Eschenbach. Trunken von der Begeisterung für das entdeckte Lebensideal, zerbrach dieser alle Schranken von Hofform und Herzensregel und langte hinter zerbrochenen Brünnen das klopfende Herz hervor und aus zerrissenen Kränzen den sturmflüggen Geist. Warm und wahr zu fühlen, offen und frei zu denken wurde von nun an der Adel des Sängers.

Herr Hartmann von der Aue bildet den Markstein der wechselnden Kunst. Er ist der rechte Gefolgsmann des ritterlichen Geistes. Das ritterliche Ideal hat er auf die höchste Spitze getrieben. Mit Vorliebe zeichnet er das Bild des feinen Hofritters, dem Ehre, Glück und Minne nur kraft seiner Ritterschaft zu Teil werden können. Wohlgebildet, fein und glatt, höflich soll er sein, alles mit Anstand treiben, in freundlichen Formen denken, fühlen und thun. König Artus ist der Meister dieser ritterlichen Gesellschaft. Da darf kein gewagter Ton sich vernehmlich machen, alles muß wohlgesetztes Maß tragen, einen artigen Mut und eine spiegelblanke Gesittung. So soll der Ritter nicht allein der Frau

gegenüber treten, sondern der ganzen Welt, der Menschengesellschaft. Keine Leidenschaft darf ihn blenden, der schnöden Begehrlichkeit darf er nicht zum Opfer fallen. Eine holde Zucht, eine strenge Anmut soll er zur Schau tragen überall, wo er geht. Sein größter Ruhm sollte es sein, ein feines Herz zu tragen.

Aber auch ein wahres, warmes Herz sollte nunmehr dieser Ritter haben, ein tiefes, sonnenklares, freies Menschengemüte. Das sollte hervorleuchten, kristallrein, durch die Feinheit und Glätte der äußeren Gestaltung als die allerminnigste Offenbarung der ritterlichen Welt.

Diese Kunstanschauung bewahrte Hartmann vor jeglichem Überschwang. So romantisch seine epischen Vorwürfe oft sein mögen, diese unbedingte Klarheit des Seelenlebens zerstreut schon den ersten Anflug romanhafter Anwandlungen. Hartmann will wirklich nur Menschen geben und er will nur wirkliche Menschen geben. Dabei hat er das scharfe Auge und das gute Ohr und jenen feinen, planvollen Sinn des Künstlers, der auch willenlos den richtigen Weg findet. Darum bewahrt er überall eine fast klassische Einfachheit und Klarheit im Ausführen seiner ritterlichen Gemütsbilder, mögen diese epischer oder lyrischer Art sein.

Hartmann mag zwischen 1160—1170 geboren sein, war also ein Altersgenosse Walthers von der Vogelweide; doch scheint er etwas vor diesem die ritterliche Sängerkunst geübt zu haben. Mit jungen Jahren zog er ins heilige Land, vielleicht um 1197. Gottfried von Straßburg führt ihn um 1207 noch als lebend auf; um 1220 klagt Ulrich von dem Türlin über seinen Tod. Seine Heimat ist Schwaben, wo er als Dienstmann der Herren von Aue lebte. Er war ein gelehrter Mann, der sich des Lesens und Schreibens und manch anderer Wissenschaft rühmen durfte. Schon bei seinen

Lebzeiten erfreute er sich des ansehnlichsten Ruhmes eines feinen, hochgemuten Ritterdichters.

Sein Bestes gab er mit seinem epischen Gedichte „der arme Heinrich", nachdem er seinen Ruhm bereits durch einige höfisch-feine Ritterepen begründet hatte. Mit einem Mal erscheint in diesem Werke die reiche innerliche Welt der Ritterlichkeit gelöst aus ihrer engen Umschrankung; das psychologische Rittergedicht in der besten Bedeutung war damit fertig. Nicht mehr der bestechende Glanz der Waffen, die thatenfreudige Heiterkeit ritterlicher Gesinnung, die Festlichkeiten der lauten Hofburg und die kampflichen Begebnisse der abenteuerlichen Ausfahrt werden in den Vordergrund gerückt. Nein, hier wurde die Dichtung wahrhaft Seele. Die Seelenminne, die wanklose Treue bis über den Tod, die Liebe um das Leiden, das reine, große, erhebende Seelenvertiefen, sie ersetzen den ganzen Schein und die blendende Ritterherrlichkeit. Der förmliche Frauendienst, das artige Liebmeinen auf Gnade oder Ungnade, wird der reinen Leidenschaft zwischen Jüngling und Magd aufgeopfert, der Brautschaft, der magtuomlichen minne. Das ist gedichtetes Menschentum. Das ist der lautere Vorgesang zum Parcival.

Hartmann ist einer unserer sinnigsten deutschen Poeten. Eine leise Wehmut überfliegt ihn öfters, und was man Weltschmerz heißt, schien ihn manchmal in einer träumerischen Stunde ungefähr berührt zu haben. Dabei besitzt er eine Weichheit der Stimmung und des Gesanges, wie sie in neuester Zeit etwa einem Lenau gegeben ward; moderne Klänge meint man manchmal aus seinen Liedern zu vernehmen.

Die deutsche Einfachheit und Schlichtheit spricht sich so recht überzeugungsfroh in Hartmanns ganzem Wesen aus; und das macht sein Bild so lieb und teuer. Er ist der Sänger der süßen

Zucht, der kindlichen Lebensandacht, des treulich nachhangenden weiblichen Sinnes. Ein Morgenschein ruht über seinen Dichtungen. Er kommt von der Treue, die zu verherrlichen der Dichter nie müde wird. In Liebe ergeben sein, das ist das sanfte Geheimnis seines Liedes. Er nennt das die Weisheit der Liebe; denn der holdeste Segen aller Liebe der komme doch nur von der Treue.

Ein solcher Dichter wird nie der Sänger machtvoll aufquillender Leidenschaft sein. Dazu ist er zu klar, zu hellsinnig. Das Dunkel des unbewußt herrschenden Feuertriebes fehlt ihm. Was ihm die lautere Liebe nicht geben will, das kann ihm keine Leidenschaft erringen; denn er will nur die Treue, er will nur das Seligbleibende in der Minne. So gelingt es ihm besser, aus epischen Gestaltungen die Eigenart seiner Dichtung wirken zu lassen. Für das mannigfaltigere Lied reicht diese eine schöne Beharrlichkeit seiner Seele nicht aus. Völlig fremd sind ihm die reizvollen Farben, Glut und Fülle, der Lyrik eigentlichste Gaben. Und doch hat er, eben nur in dem Bannkreise seiner eigenen dichterischen Art, schöne, reine und mustergiltige Lieder geschaffen.

Zwar hat noch die Mode auch über seine Lieder ihren feinen Reif gezogen. Recht hofmäßig singt er manchmal von der Liebe und dem Hasse seiner Frau. Dann aber bricht sich immer, wie ein Aufschrei in einer Ödnis, sein herzliches Wesen durch. Manchmal packt ihn die Melancholei. Dann glaubt er, es sei Niemand glücklich als der, welcher nie etwas Liebes gewann.

In dieser Übergangszeit der Dichtung, die in das letzte Jahrzehnt des zwölften Jahrhunderts fällt, singt auch Herr Diepold von Vohburg, den die Handschriften als Markgrafen von Hohenburg übermitteln.

Diepold nahm eine der höchsten Rangstellen seiner Zeit ein. Er war der Heer- und Reichsführer der Hohenstaufen in Italien,

der Feldherr Kaisers Heinrich VI., in dessen Umgebung er fast ständig weilte. Von diesem wurde er mit der Grafschaft Acerra in Sicilien belehnt. Nach dem Tode Heinrichs im Jahre 1197 führte er den Oberbefehl des deutschen Heeres und die Statthalterschaft in Italien, besiegte, nachdem er selbst mehrfach Niederlagen erlitten hatte und sogar in Gefangenschaft geraten war, im Jahre 1205 den Grafen Walther von Brienne, der als Gatte der ältesten Tochter Tancreds, Albinia, Ansprüche auf Sicilien machte. Erst mit dem Kaiser Friedrich II. kehrte Diepold nach Deutschland zurück, wo er 1226 starb.

In den sechs erhaltenen Liedern zeigt er keine besondere Eigenheit. Bei seinem vieljährigen Aufenthalte in Italien hat er die Troubadours kennen gelernt; romanische Anklänge in seinen Liedern bezeugen das. Die Not der Minne und die süßen Leiden der Sehnsucht füllen zuvörderst seinen Gesang aus. Das Scheiden hat ihn so traurig gemacht, daß er den grimmiglichen Tod herbei sehnt. Seinem König hat er den Leib zum Dienste übergeben; aber sein Herz hat er für sich behalten. Das gehört zu allen Zeiten einer Frau, von der es Unser Herre nicht vertreiben sollte.

Als Dichter viel bedeutender ist der Schwabe Hildebold von Schwangau. Von seinen Lebensumständen ist fast gar nichts bekannt. Von einer Kreuzfahrt, vermutlich von derjenigen im Jahre 1217, an der Herzog Leopold VII. von Österreich teilnahm, ist er glücklich heimgekehrt. Seine Lieder mag er von 1215 bis 1220 gesungen haben. Er erscheint als Zeuge in einer Schenkung Kaiser Friedrichs II. an den deutschen Orden, betreffend die Kirche zu Sankt Leonhard in Passeier, ausgestellt in Ulm am 21. Februar 1219.

Anmut offenbart sich zuvörderst in Herrn Hildbolds Liedern Einer holden Minne ist er unterthan, mit jungen Jahren, aus

ganzer Seele. Er singt, weil er liebt. Bei ihm tritt die Mode schon völlig in den Hintergrund. Wohl singt auch er, wie es Brauch war, um vor dem höfischen Kreis sich eines guten Ruhmes zu erfreuen. Aber sein Lied soll das stille Heiligtum seines Glückes sein. Darum will er nicht Schule singen. Klar und lebensfreudig setzt er seine Empfindungen auseinander, die in dem Golde eines reinen, offenen und treuen Gemütes strahlen. Die Zärtlichkeit seiner Anschauung kennzeichnet so recht den jungen deutschen Dichter, der glaubt, wenn er liebt, und ein hochseliges Kind wird, wenn er glaubt.

Das Gegenbild zu Hartmann von der Aue bildet Herr Wolfram von Eschenbach.

In seinen Liedern zeigt sich dieser vor allem als der Sänger der hochströmenden, hinreißenden Leidenschaft. Den großen, erschütternden Feuerzauber eines überschwänglichen und dithyrambischen Gemütes brachte erst er in das altdeutsche Lied. So steht sein Minnelied völlig anders geartet neben seinem Parcival. Die glühendsten und farbenprächtigsten Erzeugnisse des deutschen Minnesanges stehen fast fremd neben der gedankengroßen, feierlichtiefen Schöpfung des forschenden und betrachtenden Verstandes. Daß diese Lieder der Parcivaldichter schuf, kann man aus ihnen fast einzig nur aus dem hochmannlichen Geiste erraten, der in ihnen zu lebensdürstender Entfaltung drängt. Das ist nicht mehr das Minnelied, das für einen holden Frauendienst zu singen hat und seinen höchsten, den höfischen Beruf damit erfüllt, wenn es dieses Dienstes kleine Freuden und Leiden in eine bunte, reimschillernde Vertonung bringt. Das ist der mächtige Gesang des Herzens, der keine andere Erfüllung kennt, als die schrankenlose Freiheit des ritterlichen Gemütes. Ja, mit Wolframs Parcival hat das deutsche Rittertum sein geistiges und sittliches Evangelium

erhalten, in Wolframs Liedern hat es die unbeschränkte Freiheit der zeitgroßen Empfindung gefunden. Damit steht Wolfram auch Walther von der Vogelweide entgegengesetzt gegenüber. Dieser singt, weil er zuvörderst ein Dichter ist; Wolfram dichtet, weil er ein Ritter ist, der einen Dichter in sich trägt. Beide haben sie die Freiheit ersungen, sich und der Gemütswelt, der sie dienten: Walther hat die Geistwerdung des ritterlichen Menschentums ersungen, Wolfram ersang die Freiheit des menschlichen Rittertums. Niemals betont Walther sein Rittertum so stark, wie Wolfram. Denn Walther will nur durch das edle und freie Menschentum zum Ritter werden, Wolfram durch ein begnadetes Rittertum erst zum Menschen. Dieses Rittertum ist ihm die preisvollste Entwicklung aller seelischen und geistigen Kraft, und wie nur dieses Rittertum ihn erst zum Menschen zu machen schien, so macht es ihn auch hinwieder nur zum Denker, zum Künstler.

Wohl selten hat ein Dichter so ernst und würdig um die Erreichung seiner künstlerischen und geistigen Ziele gerungen, als Wolfram von Eschenbach. Er war des Lesens und Schreibens nicht mächtig, als er sich daran machte, das bedeutendste Buch seiner Zeit zu schreiben. Das war franker Rittermut, der spottfroh auf das lächerliche Handzeug der Schreibleute herabsah. Er dichtete, weil er Ritter war; und der brauchte blos zu dichten, nicht zu schreiben. Sein Gedanke erstieg für die deutsche Gedankenlanze und für das deutsche Geisterschwert, nicht für den tintigen Gänskiel und das lederne Folament der Krittler und Tüffler. Sein Wort war die ritterliche Begeisterung für das ritterliche Seelenamt: es war Seelenarbeit, nicht Tändelzeug für den Burgsaal und die Frauenhalle. Wohl muß er den Spott feinredender Modedichter tragen, daß seine Worte grob und derb seien wie Schmiedeeisen; es war nicht seine Art, glatt und gebügelt zu

sinnen und artig mit Reim und Klang zu spielen. Für Größeres und Gewaltvolleres hatte er Freibahn zu hauen durch den deutschen Gedankenwald. Das freie, ehrliche, ruhigernste Wort befähigte ihn, die seelischen Tiefen seines Volkes in das Bereich seiner Dichtung zu ziehen.

Dazu ward ihm die Kühnheit der Rede, die sonnige Wucht der dichterischen Farben. Manchmal dringt er so tief ein in die dunkelsten Fragen der unzähmbaren Menschensehnsucht, daß man ihm kaum zu folgen vermag und daß es wie eine fernverheißende Fata Morgana der Gedanken vor uns aufstrebt. Mit einem Male wieder rührt er uns das tiefste Herz und zieht uns so völlig hinein in seine warme, maienfrische Sinnenwelt, in eine glänzende Heimat deutscher Freude und Anhänglichkeit, Liebe und Seligkeit, in Kinderwonne und Frieden. Eine überzeugungswahre Klarheit der Schilderung läßt uns diese Bilder noch anmutiger erscheinen. Da liegt ein feiner Duft selbst über den gröblichsten Strichen, eine freundliche Innigkeit, deren der wohlgeglättete Vers des beweglichen Modedichters kaum fähig ist. Da merkt man, daß der eigentliche Brunnquell des Schönen doch in des Dichters tiefem Gemüte liegt, nicht in den äußeren Sprachformen.

Vollkommen deutlich steht nach diesen Zügen Wolframs inneres Lebensbild vor uns. Umso nebelhafter ist sein äußeres. Seine Heimat ist Bayern, das Marktstädtlein Eschenbach im Ansbacher Kreis. Ein vermögensloser Rittersmann, soll er die kleine Burg Wildenberg als Lehen der Grafen von Wertheim verwaltet haben. Sein Leben war das eines stillen Hausmannes, wenn ihn nicht ritterliche Fahrt hinaus in das Leben trug. Er muß sich schon als Sänger oder Fabler hervorgethan haben, bevor er an dem Hof des Landgrafen von Thüringen Aufnahme fand. Von 1205 bis zum April 1215 verweilte er, an seinem Parcival schaffend, auf

der Wartburg. Nachdem der Landgraf Hermann gestorben war, kehrte Wolfram wieder in seine Heimat zurück. In der Liebfrauenkirche zu Eschenbach ward noch am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts sein Grabdenkmal gesehen.

Von seinen Liedern scheint nur das Allerwenigste erhalten geblieben zu sein. Mit Vorliebe behandelt er das Tagelied. Hierin zeigt er sich als einen Meister der Form. Manchmal scheint er nach eigenen Erlebnissen zu singen. An einer Stelle fordert er, daß man nur Erlebtes singe; er rügt es, daß mancher von Minne sänge, die ihn niemals zwang.

Mächtig ist in diesen Liedern seine Sprache. Offen hält er sein Auge für das Wirken der Natur, der er sinnige Vergleiche voll Farbe und Schwung entnimmt. Der Tag hat seine Klauen durch die Wolken geschlagen, mit großer Kraft dringt er durch die Fenster. Den Wächter auf der Zinne haben die Hahnennoten und ihr Geschrei betrogen. Alles ist Leben und Fülle der Anschauung: der Sterne Strom, des Tages Glasten, über Klüften erkreischendes Gevögel.

Oft lodert eine glühende Sinnlichkeit in strömenden Flammen auf. Nirgends wirkt sie verletzend. Es ist mehr das biederlich schrankenvolle Maß der anderen Minnesänger, das diese schwungvollen Flammen der Liebe so grell und brennend erscheinen läßt. Mit der Schaffenstrunkenheit eines stürmischen Künstlersinnes schüttet Wolfram seine gewaltige Leidenschaft in Gesängen aus. Durch diese unmittelbare Lebensglut, die nicht immer die glätteste und reinste Sprachform trifft, immer aber die vollwirkende und packende, erheben sich Wolframs Schöpfungen weit über den herkömmlich vornehmen Liederschatz der Minne.

Zu den angesehensten Dichtern in der Zeit der künstlerischen Reife des Minnesangs zählt der Graf Otto von Botenlauben.

Sein Geschlecht war das rühmlich bekannte der Henneberger bei Meiningen. Graf Otto wurde zwischen 1175 und 1180 geboren. Sein Vater hatte den größten Teil seines Lebens am Hofe Kaiser Friedrichs I. zugebracht, mit dem er auch auf dem Kreuzzuge zu Grunde ging. Otto selbst verweilte meist in der Umgebung Kaiser Heinrichs VI., den er nach Italien begleitete. Im Jahre 1197 trat er den Kreuzzug an und verweilte bis 1220 in Syrien, wo er sich mit Beatrix, der Tochter des Seneschalls von Jerusalem, Joscelins von Courtenay, vermählte. Während der Wirren in Deutschland blieb er beständig dem Hohenstaufen zugewandt. Auf den welfischen Gegenkönig Otto fertigte er einen bissigen Spottvers. Sein Tod fällt vor 1244. Er liegt in der Kirche zu Frauenrode bei Kissingen begraben, an der Seite seiner Gemahlin Beatrix.

In seinen Gedichten zeigt er sich als feinsinnigen Poeten, der den schönen Anregungen des Lebens willig sein Ohr leiht. Gerne dichtet er einstrophige Liedchen von guter Sangbarkeit. Auch einen Minneleich hat er gedichtet, der mit seiner flotten Leichtigkeit zum Besten dieser Art gehört. Öfters wird er auch oberflächlich; seine Kunstfertigkeit verleitet ihn dazu.

Auch der berühmteste Sänger aller ritterlichen Minne, Meister Gottfried von Straßburg, versuchte sich im Liede. Gleich Hartmann von der Aue ist er mehr Erzähler als Lyriker; das Heldenlied der höfischen Minne hat er auf die höchste Stufe gebracht. In seinen Liedern weiß er wenig neue Töne anzuschlagen. Er verfällt in die unlyrische Breite der Reflexion, sobald sich seine glühende Phantasie und seine üppige Schilderungskunst nicht an Gestalten und Bildern halten kann.

Gottfried ist der echte Ritterdichter. Er gehörte wohl sicher einem ritterlichen Geschlechte an, das aber durch die Niederlassung in der Stadt in die bürgerliche Gemeinschaft aufgegangen

sein mochte. Als Straßburger Patricier bekleidete er das einflußreiche und wichtige Amt eines Stadtschreibers. Als solcher hatte er reichliche Gelegenheit, ritterlichen Umgangs zu pflegen, wie denn auch die begüterte und feine Bürgerschaft Straßburgs selbst ritterlicher Weise mit Glanz und Würde oblag.

Sein Amt machte ihn mit den Schätzen des damaligen Schrifttums bekannt. Aus den besten Büchern und an der Hand der beliebtesten Schriftquellen und Vorlagen konnte er seiner raschbeschwingten Phantasie hinlänglich Anregung und Nahrung verschaffen. Wir haben ihn uns als einen feinen Mann vorzustellen, gewandt in allen Anforderungen höfischen Verkehres, geschult in mannigfaltiger Kunstpflege, mit einem gutangelegten Wissen und artigem Verbrauch desselben; ein recht wohlgepflegtes Äußere würde allenthalben sein Bild vervollständigen. Ein solcher Mann weiß sich Zutritt zu verschaffen überall, wo ein feines Wort gilt. Eine reiche Bildung des Verstandes lenkt die Aufmerksamkeit auf ihn; eine mildsinnige Veranlagung des Herzens erhält ihm die freundliche Geneigtheit seiner höfischen Umgangskreise. Gottfried ist ein sinniger Mensch, der aus jedem das Gute findet und sich darnach zu richten weiß. So lernt er im Stillen den Menschen kennen, der als das Idealbild höfischer Feinheit und Liebenswürdigkeit in seiner Dichtung lebt.

Aus einer solchen Lebensauffassung wächst ihm sein Künstlertum. Das wird kein einsam strebendes, wild aufringendes sein. Eine milde Menschenkunst wird es sein, immer beschienen von dem Glanze höfischer Gefälligkeit und Anmut. Eine Kunst der Bildung und geistvoller, wohlgebildeter Leidenschaft: weder ein Himmelsstürmen und Gedankenkämpfen noch eine schwermutsvolle, wuchtige Leidenschaft; ein Sonnenschein, kein Hochlandwetter; ein spielender Wiesenglanz, kein nächtiges Alpenglühen.

Um das Jahr 1215 dichtete Gottfried sein Hauptwerk, die Liebesmäre von Tristan und Isolde. Auch ihm stand eine romanische Quellschrift zur Benutzung. Er hat sie ebenso frei behandelt, wie die übrigen mittelhochdeutschen Epiker ihre Vorlagen.

Auch er ist ein Sänger des befreiten Rittertums. Aber eine ungeheure Kluft trennt sein Rittertum von demjenigen Wolframs von Eschenbach. Der Parcival singt die Gedanken- und Gemütsfreiheit des Rittertums, eine ritterliche Seelenreinigung, die Eroberung eines seelischen Paradieses nach Irrsal und irdischer Menschenbeschränkung. Gottfried besingt die goldene Freiheit der ritterlichen Kultur, der feinsten Lebenssitte, des märchenholdesten Verlangens. Wolframs Sang ist der Sang des Geistes, der Leben werden muß, Friede werden soll nach dem wahnbetäubten Kampfe. Gottfrieds Lied ist das Lied der erwachenden Sinne, die sich mit Kraft hineinträumen in den freiesten Zauber, um sich fern zu halten von allem düsteren Leben und aller irdischen Beschränkung. Der Parcival Wolframs ist das Hohelied des Glaubens, der Tristan Gottfrieds ist der helle Sang der ausgetrunkenen Lebensfreude.

Gottfried hat seine Aufgabe mit den wirkungsvollsten Mitteln seiner ungewöhnlich reichen Veranlagung gelöst. Er ist der Dichter der Liebe, nicht der hohen, reinen Seelenminne, sondern der empfindungswuchernden Sinnenliebe. Auch hier steigt er nicht ahnungstrunken in die Tiefe, sondern geht echt weltmännisch in die Breite; er folgt dem Scheine, nicht der Kraft der Dinge. Die ganze Dialektik der Liebe steht ihm zur Verfügung. Und nur die anmutigsten Seiten kehrt er hervor, nur die wärmsten Empfindungen berührt er und gibt nur das menschenwahrste Spiel. Wohl weiß er, daß er gegen eine Lebensmacht des deutschen Ritters kämpft,

gegen die reine Zartheit des Gemütes, gegen die Scheu vor den Nachtseiten des Lebens und der Leidenschaft. Und dagegen führt er nun in wohlüberlegter Absicht die glanzvollste Heiterkeit des Rittertums, die minnigste Farbenfroheit, die allersonnigste Fabellust ins Treffen. Er bleibt Sieger. Die Unsittlichkeit seines Vorwurfs hat er eingedämmt mit heißem Blütenzauber und der verlockend warmen Lebenswohllust seines Werkes.

Überall zeigt er sich als den gründlichsten Kenner der Menschheit. Ihre Schwächen und ihren Glanz enthüllt er uns mit einer Wahrheit der Empfindung und der Erfahrung, die man dem mittelalterlichen Romantiker kaum zutrauen möchte. Er kennt das Menschenherz und alles, für was es schlägt, wie die Finger seiner Hand. Er spielt mit der Leidenschaft wie mit Blumen. Mit einem klaren Blicke durchschaut er jede Regung des Frauenherzens. Er ist der beste Kenner und Schilderer des weiblichen Gemütes, kaum von Goethe übertroffen. Dabei ist ihm eine leuchtende Sprache gefüge, ein ungeheuerer Wortschatz und eine meisterliche Reimsicherheit. Klangvoll und wohllautend fließt es daher in der Weise seines Sanges. Überall quillt frischer Duft hervor wie der breite Sonnenhauch zwischen den Blumen des sommerlichen Feldes.

Diese vollblühende Sprachschönheit ging auch in seine Gedichte über. Mit dem feinen Lebenssinne, den diese entfalten, ist das das Einzige, was in ihnen von dem rühmlichsten Meister aller deutschen Liebesdichtung zeugt. In ihnen offenbart sich auch der tiefe, religiöse Sinn des Dichters. Er besingt in wundersamer Weise die Armut; sie sei die beste Sühnerin gegen Gottes Zorn, sie füget die Minne, die kein Engel fügen kann, die Gottesminne. Gerne prüft er seine federleichte Seelenschilderungskunst an den engen Formen des Liedes, freilich um diese schon durch die Sang-

barkeit begrenzten Formen oft bis zur Unförmlichkeit auszuspannen.

Mit dieser Breite und der gekünstelten Fülle und Leichtigkeit des Inhaltes hat Gottfried von Straßburg das Minnelied keineswegs mehr auf eine höhere Stufe der Kunst gehoben. Das ist schon die Überhöhe. Und wirklich, eine gewisse Überreife, keineswegs in unedlem Sinne, liegt wie ein leiser Herbsthauch über seiner lyrischen Dichtung. Das Spielen mit der Form, das vollständige Aus- und Sattschöpfen einer rhythmischen Gangart führt zu einer matten Geschwätzigkeit der lyrischen Ergüsse. Nicht darum, weil das Herz reden und singen muß, sondern nur weil der Dichter seine stolze und weite Form recht prahlerisch gefällig handhaben will, wurde die Breite der Form erzielt, die Gesetze aller wahren Kunst eigensinnig außer Betracht lassend.

So ist hier, allerdings noch in der allerfeinsten Form, die Spielart des später folgenden bürgerlichen Sanges schon deutlich angegeben, als hätte wahrhaft die bürgerliche Luft, in deren Fühlung Gottfried doch noch bei allem edlem Umgang stand, dem reinhöfischen Geiste schon in dieser duftigsten Form Eintrag gethan. Und so leitet Gottfried selber und zwar auf der Höhe aller höfischen Feinheit, mit seinen lyrischen Gedichten schon mehr dem nahenden Versinken der rein höfischen Kunst entgegen.

Dreizehntes Kapitel.

Der Minnesang und das politische Leben im 12. und 13. Jahrhundert.

Die Singkunst des mittelalterlichen Herrn hatte sich nach und nach zu dem Höchsten aufgeschwungen, was eine Kunst je zu erreichen vermag. Die Vergeistigung ihrer Zeit und die seelische Führung des inneren Volkslebens war ihr Ziel geworden.

Sie war eine Volkskunst geworden.

Mit der fröhlichen Spannkraft des deutschen Gemütes hatte die Minne des staufischen Mittelalters den weiten Weg zurückgelegt von den ersten unbestimmten Empfindungen des liebenden Donauritters bis zum hehren Aufschwunge alles geistigen Erkennens. Der geisterholde Frühling des Liedes hatte die deutsche Seele weit gemacht. Ein wahrhaftes Märchen hatte er vollbracht: die Minne des Einzelnen schlug groß und heilig ihre Flammen durch das Land, und der feurige Strom dieses dichterischen Hanges durchwärmte die Zeit.

Die Minne hatte ihren ritterlichen Pflegern so recht in der Seele alles erschlossen, was ihnen die Heimat geben konnte — die Kunst des heimischen Wortes, den Stolz und die männliche Ehre am Ritterhof und in der Kaiserpfalz, ein schönes Menschenkind

auf glänzender Landburg, einen liebgedenkenden Freund für den Wanderstieg, den Frieden der stillen Wälder, Heimatssitte und Heimatsthat. Und darum mußte die Minne selber so recht das Bewußtsein der Heimat werden. Nicht unmittelbar das laute Bekenntnis der Heimat, sondern die stete Erinnerung an sie und das ahnungsvoll in der Seele webende Heimatsgedenken. Dem sieghaften Feldherrn der Staufen in Italien tönte diese Erinnerung schon im heimischen Ton der Rede aus, im milden Klange Schwabens und des Rheinlandes. Der irrsalmüde Kreuzfahrer, fern in Syrien, in Egypten oder am schwarzen Meere, singt im Braus des Wandersturmes ein Lied, das ihn treulich forttragen soll nach dem fernen Heimatswalde. Schon das Wort Minne schloß den stillen Gruß an die Heimat in sich, der einen lustigen Wandel im Grünen, ein Ballfangen auf der Burgwiese und ein Kinderspielen am Bergabhange traumhaft erstehen ließ.

Und nach und nach kam der heimische Seelenhang der Minne auch zu dem vollen Bewußtsein der Sänger. Und der einmal bewußte Heimatshang mußte vom Sängermunde auch ausgesprochen werden, offen, stolz, eine minnige Erklärung, ein freier Schwur. Und aus dem Minneliede entstand das Heimatslied.

Die Volksminne war sein großer Inhalt; und die lichtvollste Kunstgabe dieses Heimatsliedes, das sich aus der ritterlichen Minne abklärte, das war der Glaube an das Volk. Das schuf eine feste Deutschheit des Liedes, voll der herrlichsten Kraft, voll des größesten Geistes. Die Sänger hatten ihr Vaterland gefunden. Was still verborgen lag, ein inniges Geheimnis des Volksgemütes, wurde lebendig auf einmal im Braus der Ritterharfe. Wie eine Gottverkündigung zog es durch das Volk.

Das Heimatslied hatte keinen langen Weg zum politischen Gesang.

Die Politik an und für sich ist nur das schroffe Gegenbild aller Heimatsliebe, ihre stärkste Folgerung, ihre äußerliche Bewegung. Denn die Widersacher der Heimat und des heimatlichen Volkes zu bewältigen, das ist die Aufgabe der Politik, mögen sich nun die Feinde von außen oder von innen erheben. Die Politik ist die Heimatsliebe im Kampfe, bei der Verteidigung, mit der nationalen Zornesrede und mit dem gewuchtigen Schwert. Eine große, ganz in dem Gemüte des ganzen Volkes lebende, jeden Einzelnen umschließende und von jedem Einzelnen getragene Heimatsliebe schlöße alle Fehden der Politik aus, zuförderst aller inneren Politik. Aber da in der schönen Gotteswelt ohne Feindung nur der Tod ist und das Beste und Heiligste seine Gegner hat, so wird auch die Heimatsliebe im geistigen wie im blutigen Wehrkampfe niemals der Zwinggewalt der Politik entbehren, welche die Gemüter scheidet, das Heimatswohl über alle Anfechtung hebt, den Feind von dem Freunde sondert. Und gegen Feindlinge ohne Zahl hat sich die deutsche Vaterlandsliebe allzeit zu wehren gehabt. Seit Anbeginn aller germanischen Kunde wogt über Alldeutschlands Wäldern dieser furchtbare Wehrkampf der Heimatsliebe, der Politik. Die Heimatsliebe hat die Deutschen zu einem ausgesprochen politischen Volke gemacht.

Und da setzt der Sänger ein mit seinem Liede.

Die Kunst ist reif geworden für die volleren Töne der Menschenbrust, für die gewaltigen Schwingungen alles Geistes. Da nimmt sie die großen Klänge der Heimat auf. Aber nicht allein nur die schon von selber Lied werdenden Klänge, sondern auch die Gedanken der Heimat, das starke Rüstzeug des politischen Geistes.

Da der Minnesang seine höchste Blüte und sein bedeutsamstes Wirken während der furchtbaren Wirren am Ende des zwölften und am Beginne des dreizehnten Jahrhunderts fand, so mußte

das Heimatslied der deutschen Minne vornehmlich ein politisches Lied sein. Hier, in der ungeheueren Androhung fremdgeistiger Macht, die sich von der Priesterburg Roms her erhob, stählte sich die mildsinnige Liebe zur Heimat zum geharnischten Kampfesschwur. Und so hart wie dieser brennende Volksschwur und so schneidig wie die rechtende Volkswaffe für das nationale Geistergut und die heimatliche Freiheit, wurde das Lied. Es reichte nicht mehr mit den zarten Formen der Minne aus; es schuf sich starke Formen für den ehernen Klang der politischen Leidenschaft, für die zornige Wucht des Geistes. Mit scharfem Auge hatte es die Blößen des Feindes zu entdecken, mit derbem Spotte an das kampfliche Licht der Meinungen zu rücken. Das Lied mußte vertraut sein mit allen Wirrnissen und Forderungen der Zeit, mit allen Einwendungen des Feindes, der, prahlend mit derselben Liebe zur Heimat, aus der Mitte des Volkes selbst den furchtbaren Gegenkampf erzwang. Da galt es, gut zu hauen und scharf zu treffen in der bitteren Schlacht der Geister. Und wahrhaft, das politische Lied der Staufenzeit ist noch von keinem anderen Sange, der Kampfessang wurde, übertroffen in der Klarheit und Kraft seiner rednerischen Leidenschaft, seines heiligen Feuers und der innersten Volksgewalt.

Gleichwie in einer mächtig brennenden Sonne, sammelte sich die Strahlung der heimatlichen Liebe in *einem* Gedanken; das war der Gedanke eines einigen deutschen Volksreiches.

Das war das große Erbe aller deutschen Vergangenheit. Dafür ward das beste Blut geopfert seit Jahrhunderten. Dieser Traum rüttelte alle Geister auf. Als das Wissen einer einzig einen Volksmacht flog er über jede deutsche Flur. Alles, was deutschen Herzens war, zehrte von der Hochsonnigkeit dieses Märchens von dem einen Reiche. Ein strahlendes Licht vom alten

Götterreiche lag über ihm. Die Fühlung des einen Volksgeistes leuchtete sein Gedanke aus. Dieses Reich sollte das höchste Bild des nationalen Einheitsberufes sein; die eiserne Kraft des Volkes hat am liebetrunkensten sich ihm geopfert.

Die machtvollsten Gestalten der deutschen Volksgeschichte haben um diesen Reichsgedanken ihre Gewalt und ihre Königsthat eingesetzt. Die Römerkrone auf dem Germanenhaupt war der stolze Preis dieses Traumes. Und schon in früher Zeit sehen wir das blonde Germanenhaupt gekrönt mit der weströmischen Krone. Das wog dem Deutschen das ungeheure Blutmeer der Wanderzüge und der Römerkriege auf. Vom kaiserlichen Rom aus schien ihm die Liebe zur Heimat schöner und herrlicher zurückzufliegen; war sie ja die Liebe von Weltkönigen geworden, von Kaiserriesen mit dem heimischdeutschen Gemüte.

Selbst der ungeheuere Fall der römischen Germanenkrone und die todesschwüle Verderbnis des deutschen Blutes und der deutschen Art unter dem wälschen Himmel zerstörte nicht das thatenfrohe Verlangen, mit dem hinter den Alpen die deutsche Sehnsucht zum Römerfluge rüstete. Nicht mehr dies römische Reich sollte fortgeführt werden von deutscher Hand wie früher, als der Gote Römerkönig wurde und der Vandale, der Gepide und Alane römische Landrechte trugen. Aber es sollte ein deutsches Reich entstehen mit der Römerkrone, mit der römischen Macht, mit der römischen Welt.

Der große Frankenkönig Karl hatte sich ein halbes Weltreich zusammenerobert. Als dessen machtvollsten Hort wollte er diesem Reiche, das wuchtig die gallischen und die deutschen Grenzen umspannte, die Römerkrone verschaffen. Er zog nach dem Süden und ließ sich die römische Krone auf das Haupt setzen. Aber das war nicht die Krone der deutschen Reichssehnsucht, des germa-

nischen Einheitsverlangens, nicht die Kaiserkrone der Welt. Es war eine Priesterkrone, die der Papst mit der Meinung der kirchlichen Gewalt und der Christenheit dem König auf das Haupt setzte. Fremd war dem Volke diese Krone. Es war die Volkskrone des heiligen Reiches nicht, weder die Erbkrone der Imperatoren noch die ehemalige Germanenkrone. Mit dieser Krone war nicht die Freiheit verbunden, die der Deutsche kraftvoll in seinen Träumen trug. Diese Krone setzte den römischen Priester zum geistigen Herrn über das Reich. Wohl wurde durch sie der deutsche König der Kaiser des Reiches; aber der Papst war der Herr, weil er sie setzen konnte oder nicht setzen, nach dem eigenen Willen, ohne ein anderes Recht als das einer einmaligen persönlichen Überweisung eines herrschaftsstolzen Königs. Und je tiefer der Gebrauch der Frankenkönige, sich von dem Papste krönen zu lassen, sich festsetzte, desto mehr verflog der altherrliche Glanz der germanischen Kaiserwürde, der kaiserlichen Volkskraft.

Da kam die Zeit, daß die päpstlichen Kröner auch etwas Einträglicheres für ihr Amt erfeilschen wollten, als die Liebhaberei der Deutschen für das heilige Königsgold. Immer höher steigerten sich die Anforderungen der Päpste für das heilige Krönungsgeschäft. Ein mürrischer Zank zwischen dem Papste und dem von ihm gesetzten Kaiser war der Beginn einer allmählich erwachenden Volksfreiheit. Eine lange Fehde schloß sich an, durchbrochen von Versöhnungen, Kniefällen und neuem Zwang. Die Folge war der mächtige Kaiserkampf gegen Rom, der furchtbare Welfenkrieg. In hellen Haufen flogen jetzt die Bannflüche von Rom aus wider das undankbare Deutschland, und vor den welschen Thoren lagen wieder die germanischen Heere. Unter diesen fortwährenden Kämpfen entstand sieghaft in Augustäischem Glanze das neue deutsche Weltreich.

Königsgeschlechter, aufgestiegen aus dem tüchtigsten Marke des Volkes, waren untergegangen im Kampfe um das römische Zauberreich. Eines hatte das andere ersetzt im rastlosen Streben nach dem wunderthätigen Scheine des geweihten Kaisergoldes. Aber die letzten starken Bauherren einer germanischen Einkrone waren die Hohenstaufen.

Sie gaben dem Volke das altheimische Königsrecht wieder zurück aus der Verwirrung des geistlich-christlichen Bannes. Sie hatten wirklich ein deutsches Reich aufgerichtet unter dem römischen Namen. Was fürstlichen Stirnreif trug, ward Vasall des deutschen Königs, des römischen Kaisers. Sein Wort schuf den Frieden in die Welt. Der heimatliche Stolz des Kaiserreiches blieb immer das deutsche Land. Ihm flossen auf allen Strömen und Meeren, auf allen Alpenstiegen und Steppenböden der Reichtum und die Herrlichkeiten der Welt zu. Im deutschen Boden wurzelten allzeit der Stolz und das starke Gewissen des Reiches.

Aber das feste Bollwerk dieses Reiches lag in Italien.

In dem römischen Lande ruhte unter den sonnigen Lorbeerhainen der klassische Zauber der Imperatoren. Da rasteten die Trümmer der zerspellten Germanenkrone. Da aber bäumte sich auch immer wieder der alte Gegentrutz auf, der vor allem erbändiget sein wollte, bevor das Reich innerlich feststehen und äußerlich dauern konnte. Einen dämmenden Eisenring um die römische Burg, den widerspänstigen Lateran, zu werfen, war die Absicht aller hohenstaufischen Politik in Italien. Hier mußte der harte Anker des Friedens eingeklammert werden; von hier mußten für immer die politischen Gewitter, die heiligen Sturmdräuungen zerstreut werden, daß sie sich nicht breiteten unter dem dicken Mantel des christlichen Bekennens über das deutsche Land. Wenn hier auf dem römischen Boden der Sturm vertost war, so lag es

stille und friedlich über dem ganzen Weltreich. So war hier wahrhaft alles Wohl und Wehe aufgespeichert. In die wohlverwahrten Kammern des römischen Bischofshauses war Deutschlands Einheit und Frieden niedergelegt. Von hier sollte nur der Glaube ausstrahlen. Aber der priesterliche Haß und die pfaffliche Habgier und Zwietracht, die verwirrende Verlotterung der damaligen römischen Geistlichkeit sollten unter den eisernen Fangarmen der Staufen erdrückt werden. Hier sollte der beständig wuchernde Zündfunke für allen welfischen Aufruhr im deutschen Land erstickt werden.

Es war eine kurze Zeit, da sich in diesem Staufenreich der kaiserliche Welttraum des germanischen Volkes erfüllt sah. Aber so lange währte sie, daß dieser einmal und endlich erreichte Traum gewaltvoll tief in das Gemüt des Volkes dringen konnte, ein That gewordenes Kaiserwunder voll Glanz und Schöne. Durch die endliche Erreichung dieses freiesten Volksbesitzes wuchs der Volkswille zu einer ungeheueren Spannkraft.

Zum Weltsinn wurde der Volkssinn. Aber nicht zum Weltsinne in der Meinung eines allerweltlichen Verzichtens jeder heimischen Art, sondern zu dem großen Weltsinne der deutschen Volksandacht, des innerlichsten germanischen Volksglaubens Wert eines solchen Reiches zu sein in mannlicher Ritterfreiheit, in schöpferischer Thatenlust, das wurde der Stolz des Deutschen. Denn mit den Grenzen wuchs der Geist, die Kultur, die Kunst, das ganze seelische Volksvermögen.

Der Glaube an dies Reich der Staufen wurde das politische Vermächtnis der Zeit. Dieser Glaube stand unerschütterlich aufrecht in allem Widerstreit der Meinungen, der leuchtende Markstein aller Kaisergetreuen, aller Königskämpen. Die Einheit des Reiches wurde zum politischen Glaubensbekenntnis. Sie wur-

zelte auf dem Boden der unverneinbar Einen hohenstaufischen Sache als der sittlichen Reichsmacht und aller nationalen Volkskraft. Der Staufe selber mochte schwanken — der Glaube des Volkes an sich selbst kannte nur das eine Recht: die unbedingte Freiheit der deutschen Volksgesinnung, den unabirrbaren Willen zum nationalen Leben.

Das wurde der Geist aller nationalen Politik der Hohenstaufenzeit. Und es wurde die Seele des politischen Gesanges.

Wie zwei Löwen im Kampfe, hatten sich Staufenherrschaft und Papsttum entgegengestanden, als Friedrich Rotbart über Rom Kaiserrecht hielt, als er um die lombardischen Städte seine Heeresgürtel zog und im italischen Süden die Anker seines mächtigen Reiches verklammerte. Seinen Fluch wie seinen Segen hatte der Papst hierzu gespendet, je nachdem es ihm zweckdienlicher schien, den riesigen Germanenkaiser von dem stählernen Leibe der römischen Priestergewalt zu halten.

Hier lag die Politik vornehmlich noch im Schwerte. Der Minnesänger, der unter der wälschen Sonne, unter den Adlerbannern des Kaisers focht, legte nach der heißen Schwertthat die blutige Waffe hin und diente der Minne und ihrem Lied. Damit war sein ritterliches Sängeramt erfüllt. Auch die unermeßliche Reichsgewalt Heinrichs VI. begehrte vornehmlich nur den blanken Dienst der Waffe. Da lag alles noch klar und ebenmäßig vor den Gemütern. der große Wandel der Zeit, die wohlgemessene Richtung der Welthändel, die lauten Forderungen des Streites.

Erst die politischen Zwistigkeiten unter König Philipp von Schwaben und seinem welfischen Gegenkönige Otto von Braunschweig entloderten kampflicher die nationalen Wachtfeuer. Nicht mehr ferne um die wälschen Zwingburgen toste der Kampf. Mitten im Volke, mitten im Reiche raste er auf, künstlich vom

Papste entfacht und genährt, der Kampf der Bürger, die politische Zersetzung des Reiches in sich selbst. Das forderte schrankenlos die freie Meinung heraus zur Wahl und zur flammenden Entscheidung — und erst hinterher das scharfe Schwert zur befreienden That. Da mußten sich zuerst die politischen Parteien sondern. Das ganze Handzeug aller politischen Fechtkunst mußte ihnen mächtig werden.

Und dazu gehörte vor allem das politische Lied.

Während es die deutsche Herrenkunst der Minne vor Walther von der Vogelweide für kunstwidrig gehalten hätte, dem politischen Leben irgendwie Rechnung zu tragen, geben uns Walther und seine Nachfolger in ihren Gesängen ein vollkommen deutliches Bild der politischen Stimmungen und Zeitlagen. Die ganze politische Bewegung wurde in das Lied aufgenommen, die Kampfesrufe hallen daraus leidenschaftlich und mit ursprünglicher Kraft entgegen.

Es war die erste Frühlingszeit deutscher Gedankenfreiheit. Nicht das blasse, phrasenhafte Schemen von Gedankenfreiheit, das in verworrenen Köpfen spuckt und für politischen Unwert und selbst für eigenvolklichen Verrat die Freiheit heischt und mit einer solchen falschen Freiheit die wahre und innere Freiheit des Volksgemütes und des Volksgedankens zu verdächtigen und zu ersticken sucht; es war die edle, gewaltvolle Gedankenfreiheit des germanischen Gewissens, der deutschen Not und des deutschen Rechtes. Das ist nicht die lärmvolle, redeselige Freiheit des Marktes; das ist die Freiheit des großen nationalen Willens und der freien nationalen That.

Diese deutsche Gedankenfreiheit richtete sich gegen den Erbquell aller nationalen Not, aller Uneinheit und aller Unfreiheit, gegen das Papsttum. Da überwog der nationale Feuereifer den

religiösen. Nicht das Dogma sollte bekämpft werden, sondern nur die politischen Auswüchse des Dogmas, die unchristliche bannfluchstarke lateranische Gewaltigkeit. Zwar wurde im Sturme der freien politischen Meinung auch schon ganz deutlich untersucht, wie weit sich der Stuhl Petri vom heiligen Grunde der apostolischen Satzung entfernt hatte. Und da wurde gefunden, daß von der alten Gotteswürde und Heiligkeit der Jünger und Sendboten Christi, welche die Kirche eingesetzt hatten, recht wenig übrig geblieben war. Es kam so weit, daß man den Papst selbst als den heillosen Anstifter alles Ketzertums ansah, der am ersten die heilige Lehre verschände und verzerre, das Irrsal und den Unglauben in die Kirche bringe. Und es war selbst bei ganz frommen und strenggläubigen Männern nichts Außergewöhnliches, daß man den römischen Priesterherrscher als eine der christlichen Kirche völlig fremde Macht erkannte, die ihre Sendung erfüllt sehe, wenn sie um zweifelhaften irdischen Gutes wegen bannte und kriegte und fluchte, vor allem aber herrschte. Aber den religiösen Schwung der tieferen Selbst- und Gotteskritik besaß man noch nicht, um die letzten Forderungen dieser Meinung zu ziehen, die geistige Reformierung des Christentums. Die politischen Ereignisse und der blutige Wehrkampf des Reiches zogen alle Aufmerksamkeit auf das nationale Gebiet. Hier aber tobte der Kampf mit einer Rücksichtslosigkeit und Wucht, wie sie kaum die Reformationszeit wieder sah.

Auch nicht gegen ein schon halbzerstörtes und zersetztes Papsttum richtete sich der deutsche Gedankenkampf. Auf ihrer ungeheuersten Höhe stand damals die römische Priestergewalt. Ihr Geheiß hatte die Blüte aller christlichen Mannheit über das Meer zum Heidenkampfe gerufen. Ihr Wink konnte die Lande und Völker zerfleischen im wahnsinnigen Bürgerkriege. Wahrhafte Könige

hatten den Papststuhl erklommen, einem Kaiser Rotbart zu widerstreben, mit einem Friedrich dem Zweiten das Ränkespiel der Macht und der Ländersucht zu spielen. —

Das politische Lied regt sich in Deutschland erst, als nach dem jähen Tode Heinrichs VI. zu Palermo sein Bruder Philipp von Schwaben nach längerem Zaudern sich entschlossen hatte, der deutschen Krone ein Anwalt zu werden. Die Aufstellung des welfischen Gegenkönigs Otto von Braunschweig war der Beginn der endenlosen Bürgerkriege. Diese Kämpfe und Verwirrungen, seit Philipp den Staufenthron bestiegen hatte, seit er sich dem Papste zuwendete und Otto der Welfe die geistige Erbschaft des Staufentums übernahm, bis der ehemalige Pfaffenkönig Friedrich II. diese mit starken Händen wieder übernahm, bilden vorzugsweise den Inhalt des politischen Gesanges in Deutschland. Für die Schrecknisse des Faustrechtes war das deutsche Lied des dreizehnten Jahrhunderts gleich empfänglich wie für die Enttäuschung, welche die nüchterne Herrschaft des ersten Habsburgers im Gefolge hatte.

Am machtvollsten und erfolgreichsten hat Walther von der Vogelweide die scharfe Waffe des politischen Liedes geschwungen. Der nationale Kampf wurde von ihm mit der Rücksichtslosigkeit eines politischen Genies geführt. Erst deutete er mehr an und suchte mehr damit den Feind zu treffen, daß er die eigene Partei zur Einigung antrieb, den deutschen König zur kraftvollen und uneingeschränkten Führung der staufischen Sache bewog, das deutsche Wesen preisvoll hervorhob wider List, Gewaltthätigkeit und Verlogenheit des pfafflichen Gegners. Dann wandte er sich offen und freimütig gegen den Papst, den Urheber alles Elends, der Lüge und des Unfriedens. Überall sucht er das geistliche Unrecht aufzudecken. Mit Ironie verfolgt er jeden Bannfluch des

römischen Herrn. Endlich aber läßt er mit zorngerüsteter Leidenschaft die kampflichen Keulenschläge gegen ihn fallen.

Immer findet er den stärksten Schlag, den kühnsten Wurf, den die Zeit erwartet in der Spannung des Kampfes. Das ganze römische Lügengewebe zerreißt er mit einem Streich. Der Wucher mit Segen und Fluch wird von ihm seiner heuchlerischen Dogmenhülle beraubt, die wüste Habsucht der Geistlichkeit mit greller Farbe geschildert. Kein Dichter hat die pfaffliche Tyrannei des Mittelalters so zornig und wahr geschildert wie er. Allzeit spricht aus ihm der Zorn und die Wahrheit des Volkes, kühn und sturmvoll, wie nur ein Volk reden kann, wenn es anfängt zu predigen von seinem Elend und seiner Freiheit und seiner Not. Aus Walther leuchtet wahrhaft das freie Gewissen des Volkes.

Das politische Vermächtnis Walthers von der Vogelweide übernahm Herr Reinmar von Zweter. Er war zwischen 1195 und 1205 am Rheine, wahrscheinlich in der Pfalz geboren, von ritterlicher Abkunft, mutmaßlich aus dem Geschlechte der Herrn von Zeutern. Jedesfalls war sein Geschlecht unansehnlich, da er auf den fahrenden Sängerdienst angewiesen war. Den Grund zu seiner namhaften Bildung legte er am Babenberger Hofe zu Wien; in Österreich, vielleicht am Hofe selbst, war er aufgewachsen. Am Wiener Hofe verweilte er von 1229 bis 1252. Dann wandte er sich dem kunstsinnigen Hofe Wenzels I. von Böhmen zu. Nachsteller entwandten ihm hier die Gunst des Königs und er wanderte an den Rhein. Hier verschwindet seine Spur.

Reinmar ist ein bewußter Schüler Walthers, ein eifriger Verfechter der Hohenstaufen und ein überzeugter Anhänger Friedrichs II. Mit einem freien, geläutertem Geist stand er mitten in der kampflichen Bewegung gegen die Widersacher des Reiches.

Den Papst Gregor IX. greift er mit leidenschaftlicher Heftig-

keit an, mit ihm die zersetzte Geistlichkeit, die Hofmönche und die Klosterritter. Er faßt alles von der geistigen Seite auf. Aber er hat eine harte, schwunglose Hand im Zeichnen der politischen Kampfbilder. Seine Rede fließt ernst und gemessen; sein Wille im Erreichen der nationalen Pläne ist feurig und kühn. Er hat nur Sprüche gedichtet. Das Lied ist ihm unhandlich und fremd.

Aus seinen Gesängen empfindet man vollströmend den Atem der Zeit. Die herbe Überzeugung von der nationalen Verschlechterung und der werdenden Unkraft läßt bei ihm keinen minnigen Hauch mehr aufdrängen.

Aber von großem nationalem Wurfe ist Reinmars Klage über den drohenden Zerfall des Reiches. Ein heiliger Feuereifer beseelt sein Lied. Genau kennt er die Wunden des Vaterlandes. Und er weiß, daß doch noch eine Gewalt kommen wird, die reinigen und heiligen werde im Volke. Und so fordert er den Antichrist auf, daß er komme. Jetzt fände er die Welt schatzgierig, alles lauernd nach Silber und Gold, alles bereit, sich zu verkaufen. Jetzt solle er kommen, er fände die Pfaffen und die Kirche feil und dazu das ganze römische Reich.

Gleich ernst zeigt sich die nationale Überzeugung bei Bruder Wernher, einem wandernden Sänger. Wahrscheinlich ist er ein Österreicher. Um 1217 treffen wir ihn auf dem Kreuzzuge. Bis 1260 reichen die spätesten Spuren seines Lebens. Um 1220 fällt sein erstes Singen. Sicher war er aus adligem Geschlechte. Trotz seines Namens scheint er als Laie gelebt zu haben. Als solcher weilte er, um Lohn singend, an Fürstenhöfen und auf den Burgen reichbegüterter Edelleute. Auch er dichtete nur in Sprüchen. Reinmar von Zweter war sein Vorbild, auch Walther von der Vogelweide hat er nachgestrebt. Ein freierer, schwungvollerer Ton war die Frucht dieses Strebens.

Auch er ist ein Anhänger der Hohenstaufen, des zweiten Friedrichs mannhafter Vertreter. In der späteren Zeit wird er ihm abtrünnig, um sich ihm von neuem wieder zuzuwenden. Sein Gedankengang ist lebhaft. Urwüchsige Kraft vereint er oft mit sinnvoller Anmut. Für die Minne besitzt er kein Verständnis. Überall überwiegt der trockene Ernst, der sich manchmal schon bis zur offenen Scheltsucht steigert. Er ist von stolzem Selbstbewußtsein erfüllt. Aber er kann auch flach und matt werden, wo er nicht wirklich innerlich erregt ist. Wernher ist ein starker Charakter; sein erstes Schaffen trägt dieselbe feste, kernige Prägung wie die Gedichte vom Ausgange seiner Kunst.

Gleich Reinmar wendet er sich gegen die verderbende Kirche. Ihm aber fehlt der scharfe, seherische Weitblick, während jedoch der reinpoetische Zug bei ihm stärker hervortritt. Sein Schaffen scheint ungewöhnlich tief in das Volk gedrungen zu sein.

Wernher ist von inniger Liebe für das Reich erfüllt. Den Fürsten, die nur auf Zersplitterung des Reiches trachten, wie dem Papste, der aus dieser Zersplitterung einen recht unheiligen Nutzen ziehen will, weiß er kühn zu sagen, was ihnen Recht und Pflicht ist.

Am böhmischen Hofe lebte Meister Sigeher, ein fahrender Sänger. Er ist bürgerlicher Herkunft. Sein erstes Singen fällt vor 1253.

Während er in seinen religiösen Gedichten leicht schwülstig wird, schlägt er in seinen politischen Liedern einen frischen und kecken Ton an. Er besingt vornehmlich das Elend des Zwischenreiches. Mit echt politischer Beredsamkeit weiß er die Verderbnis des Volkes vor seinen poetischen Richterstuhl zu ziehen. Dabei trifft er meist den Volkston. Da die Könige den Kaiser wählten, wäre es um die Wahl noch gut gewesen; jetzt pflegen ihrer die

wälschen Pfaffen, sie verpfänden den Segen und die Taufe. Wie mit Puppen spiele der wälsche Papst mit den deutschen Fürsten: er setze sie auf, er setze sie ab, nach der Habe wirft er sie hin und her wie einen Ball. Nach oben schalle der Weheruf: Wachâ, herre, wachâ unt wêrâ, wêr! Mach aus zwei Königen einen! Man sieht rauben, Kirchen, Straßen und Dörfer verheeren, man hört die Witwen weinen, die kleinen Waisen schreien: o wê!

Einen mächtigen Sang von der pfafflichen Verderbnis, die das weite Reich zersprengen sollte, that der Kanzler. Seine Mundart ist oberdeutsch. Vermutlich war er bürgerlicher Abstammung. Die Meistersänger mit ihren aufschneiderisch sagenhaften Überlieferungen lassen ihn einen Fischer sein; sie legen ihm den kurzen, den güldenen, den hohen güldenen, den langen Ton und den Hofton bei.

Auch er malt mit grellen Farben die Wirren des Zwischenreiches. In Städten und auf Burgen Widerpart, geistlicher Leute Zorn und Haß, bei weiser Lehre unweise That, bei Kräften ein zager Mut, Raub und Brand auf Gottes Fahrt, Adel ohne Tugend, Jugend ohne Rat, ohne Ehre Gottes Gut: die Welt sei voll Argheit geworden.

Ein herber Satiriker seiner Zeit ist der Meister Stolle.

Das Staufenreich ist untergegangen. Nach langwierigen Kämpfen und Bürgerkriegen, nach der blutigen Zuchtlosigkeit des Zwischenreiches dämmerte wieder der Morgen eines Kaiserfriedens. Aber nicht der sonnige, liederfreudige des Staufen Heinrich, sondern der lahme, wundenmüde, aussichtstrübe Kaiserfrieden Rudolfs von Habsburg. Der Streit zwischen Pfaffen und Laien dauerte fort. Er sollte überhaupt nicht mehr zur Ruhe kommen bis zur großen Trennung, bis zur gewaltsamen Scheidung der Geister. Manchmal dämmerte noch wie ein Irrlichtlein

ein verlorenes nationales Regen auf. Aber der Sonnenquell war erloschen, der es hätte sammeln können zu einer lebensfähigen Gemeinschaft. Das nationale Sehnen und Hoffen hatte keinen Boden mehr. Alles war eingeschüchtert und eingekümmert. Darüber tobten nur die ritterliche Fehde und der priesterliche Haß. Der Traum vom alten Reich und vom freien Kaiser und dem deutschen Weltstolze lag niedergeschmettert unter den zwiespalteifernden Fürstenwaffen. Die alten Heldengeschlechter waren verstorben, die deutschen Kaisermannen vergangen. Aber noch war das Bewußtsein wach, wer all den Jammer und die Not mit so eiserner Wucht in das Volk gefügt hatte. Und selbst in dieser Zeit rastete der Kampf mit Rom nicht. Denn da saß das Übel, das man noch rüstig fortschneiden wollte von dem sterbenden Leibe des Reiches. Das Rotbartreich hatte es zersprengt, das Christentum Gottes hatte es zu einer Meute kriegerischer Gesellen gemacht. Was Rom für das deutsche Leben hatte, hatte von Anfang an Not und Fehde und Blut geheißen. Offenmütig singen und reden das die Dichter des Faustrechts und des folgenden, jammerseligen Kaiserfriedens.

Das Wirken Meister Stolles fällt zwischen 1256 und 1285. Er war ein Bayer. Nirgends verleugnet er den nüchternen Sinn eines bürgerlichen Fahrers jener Zeit. In seinen Sprüchen spiegelt sich schon das dichterische Gehaben des ersten Meistergesanges. Die religiösen Stoffe treten schon häufiger auf. Zahlreiche Gleichnisse werden aus der Bibel genommen. Die Unbeständigkeit der Welt wird ein beliebter Stoff.

Scharf wendet er sich gegen die Pfaffheit. Er hörte sagen, wenn das Haupt krank sei, so siechte der ganze Leib. Der Papst sollte ein Haupt der Christenheit sein, er sollte sie schirmen und ein gerechter Richter sein. Er habe es ganz verkehrt. Die Laien

seien der Pfaffen Spott. Diese hülfen alle uns trügen. Durch Gutes Gierigkeit lägen sie über den Büchern und fälschen den Glauben, an dem wir genesen sollten: wie sollte da ein Leib gut werden? Stolle unterscheidet schon zwischen Priestern und Pfaffen in unserem heutigen Sinne.

Ein Sänger des ausgehenden Zwischenreiches ist Meister Kelin, vermutlich ein Baseler, sicher aber vom Oberrhein stammend. Er ist ein ganz armer fahrender Sänger. Seiner Kunst merkt man nur zu deutlich den rauhen Wanderstaub an. Nicht einmal ein Tier hatte er zum Reiten, wie es sonst doch noch ganz dürftige Dichter besaßen. Am Main, in Oberfranken, hat er einmal Tage froher Gemächlichkeit genossen. Das Geben zieht sich mit rauher Unwirtlichkeit durch sein Lied. Oft läßt sich schwer mehr der Dichter vom Bettler unterscheiden. In harter, zorniger Schelte bricht er heraus. Er ist ein derber Gesell, dem keine frohe Liedesblume, kein sonniger Ton zur Verfügung steht. Seine reinste Poesie lebt nur in seiner Erinnerung; da denkt er an die alten Kaiser und Fürsten, die den Sänger zum Herren schufen durch die glänzende Gabe.

Kelin vertritt so recht den harten, tiefkümmerlichen Geist des Faustrechts. Mit wehmutsvoller Klage wendet er sich gegen das verkäufliche Reich. Die Schwächsten und Elendsten zahlen jetzt dafür den Mietspreis. Die Welt und alles deutsche Land sehne sich nach dem Frieden. Aber nirgends werde eine lichtvolle Offenbarung kund. Ein König solle sein, der den Herren den Übermut verbiete. Das Volk solle emporgehoben werden aus seinem Jammer, es solle wieder einmal die holden Segnungen eines freien Königtums genießen. Denn allzu lange ist es schon „bekünget von Pfaffenkünigen".

Unter den Dichtern, die den Totengesang des römischen Reiches

anstimmen, steht noch der Hellefeur, ein Fahrender. Er hatte sich Ansehen mit seiner Kunst errungen, in der wir die Einflüsse Walthers von der Vogelweide erkennen.

Er beklagt den Verfall des Reiches. Nicht ein Konrad, nicht ein Friedrich habe das verwirkt. Man gebe ihnen die Schuld, das Reich hätte von ihnen Ungnade viel. Wo sei nun von den Fürsten ein besserer König? Was früher das Reich hieß, hieße jetzt Armut: Armut an Land, Leuten, Gut und reicher Habe.

Der sterbenden Reichsminne sang der bürgerliche Fahrer Gast. Man nennt Thurgau seine Heimat. Nur zwei Sprüche sind von ihm erhalten geblieben. Beide zeigen mühsamen, ungelenken Bau, sie bestehen nur aus einer langen Kette von Fragen, die Wirrnisse der Zeit betreffend.

Was soll ein Kaiser ohne Recht, ein Papst ohne Erbarmung, ein König ohne Milde, ein Fürst ohne Scham? Ein Graf ohne Tugend, ein Freier ohne Treue, ein reicher Dienstmann, der sich nicht vor Schande wehrt, ein Ritter, der seine Tage im Laster verzehrt? Ein schönes Weib ohne Tugend und Ehre? Ein Landesherr ohne Freigebigkeit? Ein Priester ohne Kunst der rechten Gotteslehre? Ein junger Ritter ohne Ritterschaft? Ein Kaufmann ohne Gewinn? Ein Kloster ohne Gottesminne? Ein Falkner ohne Federspiel? Unnütz ist ein König, wenn er nicht Recht wirken wolle.

Auch Konrad von Würzburg und Meister Alexander nahmen sich der Politik an, ohne eine schärfer ausgeprägte Überzeugung an das Licht treten zu lassen. Gegen Rudolf von Habsburg wendeten sich vornehmlich der Spruchdichter Friederich von Sonnenburg, Rumsland und der Schulmeister von Eßlingen. Sie nehmen ausnahmslos die Kargheit des Königs zur Zielscheibe eines manchmal recht derben Spottes. Sonnenburg nimmt eine

schwankende Stellung zwischen Kaiser und Papst ein. Völlig päpstlich gesinnt waren der Meißner und der von Wengen. Ihre Namen stehen vereinzelt und dürftig in der Schar von Sängern, die sich zu Anwälten des Kaisers und des bedrängten Reiches machten.

Nicht aber die Laien allein wandten sich gegen jene staatszersetzende Gewalt der römischen Kirche, deren Seele der dritte Innocenz war, von dem wir das Wort haben, man müsse das Volk von der Schrift ferne halten wie das Vieh vom Berge Sinai; auch die Kleriker, die wandernden Scholaren und Geistlichen, flochten in ihren Gesang den politischen Streitruf. Nicht für eine heimatliche Scholle hatten sie zu fechten. Aber sie dienten der kampflichen Spannkraft der Welt, dem allgemeinen Zuge der Gemüter. Und dieser richtete sich gegen Rom.

Sie führen eine scharfe Dialektik des Kampfes, diese lateinischen Sänger der Straße. Nicht an den Wunden des Volkes messen sie die Flugkraft ihrer raschen Pfeile. Sie haben in den Schulen reden und singen gelernt mit der Wucht der Alten, in der mächtigen Sprache der Alten und mit der Schneide des gebildeten Verstandes. Sie kennen am besten die Listen und Tücken des geistlichen Feindes, die Macht Roms als die feindliche Macht des Gegensatzes um seiner selbst willen. Auch brauchen sie nicht tauben Ohren zu singen. Denn ein großer Teil der deutschen Geistlichkeit war der getreue Anhang des Staufen, der Erzbischof von Köln voran, die vielen Reichsbischöfe hinterdrein. Da war der Kleriker mit seiner Satire stets willkommen, mochte sie auch noch so harte und tiefschneidende Folgerungen ziehen.

Ohne den Glauben und seine Satzungen anzutasten, gehen diese geistlichen Sänger noch weiter in der Verurteilung des Papsttums als die Laiensänger der Staufenzeit. Unerschrocken enthüllen diese freimutvollen Wanderscholaren das ganze Räubertum der

römischen Priesterkrone, der keine Volksmacht zu heilig, kein Volksgewissen zu frei sei. Der Untergang der göttlichen Gesetze auf Erden gedeihe auf dem Grunde, auf dem Rom seine Segnungen gebe.

Auch die Kleriker sind völlig die Sänger der staufischen Politik. Wenn sie auch nicht unmittelbar für das Volk kämpfen, das ihnen kein Heim und keine Herdstatt gab, so fechten sie doch für das Reich; denn auch sie sind Poeten und stehen in dem vollen Glanze ihrer Zeit. Der Gedanke des römisch-deutschen Weltreiches strahlt mannlich aus ihren Gesängen. Und mitten in ihrem Gesange auch steht machtvoll der Staufe, der Kaiser.

Vierzehntes Kapitel.

Der Minnesang am Hohenstaufenhofe.

Die Königsminne des Germanen sammelte ihre höchste Weihe um das Geschlecht der Hohenstaufen.

Die Liebe zum König ist die reinste Form der deutschen Mannentreue. Dem Deutschen kam die Treue aus dem Wesen. Nach ihr ist er geformt. Sie ist das Urbild jenes Geistes, der das deutsche Gemüt schuf. Und wie die Natur alle Regung und einen jeden Anhauch ihres Werdens aus der einen Sonne schöpft, so wurde dem Deutschen alles durch seine Treue: Leben, Gewissen und Recht — Weib, König und Vaterland. Mit der Treue fangen dem Deutschen die besten und edelsten Seiten seines Daseins an. Wo die Treue verdirbt, wird es leer im Volke. Aber wo sie leuchtet, im Frieden oder im Kampf, da beginnen die Wunder der deutschen Geschichte.

Und eines dieser deutschen Wunder ist das deutsche Königtum.

Es ist das in Politik umgesetzte Pflichtgefühl des Deutschen zu seinem Wesen. Und dieses Wesen ist kein willkürlich erdachtes; es ist eine in das tiefste Mark des Volkes eingepflanzte Äußerung eines allerhöchsten Willens. Denn ebenmäßig und strengförmig entwickelt wie die körperliche Erscheinung der Schöpfung, sind auch, wenngleich nach einem größeren und weiteren Plane, die

hohen Schöpfungen des Geistes, die Werdungen des Gemütes — die Werdungen der Geschlechter und Völker.

Soll ein Volk nicht innerlich verkümmern, so muß ihm der Grund frei liegen, der seine naturgemäßen Seelenkeime zum Treiben bringt. Das Volk muß aus sich selbst schöpfen können. Aus seinem innersten Wesen müssen die Stecklinge treiben, durch die es einzig naturgemäß weitergedeihen kann, die ihm wieder die Luft, das Licht, die Wesenheit zuführen. Und in diesem Sinne einer innersten Nähr- und Erhaltungskraft ward dem deutschen Volksgemüte die Treue.

Mit der Treue erhält das Volk die Herrschaft über sich selber, die Freiheit. Die wahre Freiheit ist immer planvolle Selbstbestimmung, niemals Willkür. Denn im Höchsten und Tiefsten des Geistes gibt es nur ein Nebeneinander, keine Unterordnungen. Nur durch das strengste Befolgen ihrer Lebensgrundsätze werden Mensch und Volk frei. Wohl ist auch der Sturm Freiheit — aber zerstörende. Der zuchtvolle, planmäßige Frieden ist die Freiheit für das Leben, also die erhaltende Freiheit.

Die Offenbarung dieser lebendigen Freiheit nun ist dem Deutschen die Treue. Sie ist ihm das gottgekündigte Wesen, die Neuschöpfung, das Erhalten.

Und eine Offenbarung dieses selbstschöpferischen Volkswesens ist das deutsche Königtum. Es ist die kraftgesättigte Ackerkrume der Erhaltung, der deutschen Treue. Es ist kein orientalisches Götzentum der Herrschaft und der Willkür, kein römisches Cäsarentum, das nur Götter und Knechte kennt. Der deutsche König ist der Herr der Herren, der Herr der deutschen Volkserhaltung, der Treue.

Es gab Zeiten, da war das deutsche Königtum wahrhaft eine Herrschaft unter Herren. Das Wahlkönigtum des Mittelalters

war die freieste Form dieser Herrschaft. Nicht war es die stärkste und die beste Form eines nationalen Königtums; aber es war nationales Königtum. Von der ungeheueren inneren Freiheit und Spannkraft des Volksgeistes erhielt es seine Weihe, die Weihe der seelischen Volkskraft.

Mitten im freien Werden des königlichen Volksgeistes steht das Geschlecht der Hohenstaufen.

Das war das königlichste aller deutschen Geschlechter. Es vertrat am stolzesten den königlichen Drang des Volkes, des Volkes der Herren. Die staufischen Friedriche waren die stärksten Fürsten jener inneren Volksfreiheit, die dem Deutschen der Quell seines politischen und geistigen Werdens ward. Denn sie gaben der innerlichen Volksgestaltung, die mächtig und unverwüstlich im Kampfe mit der Welt stund, die äußere Kraft und die herrschaftliche Würde. Sie füllen ihre Zeit aus durch ihr Königtum. Sie machten ihr Königtum zur Deutschheit, zur riesenhaften, zur welterschütternden. Wo sie hintraten mit klirrendem Schlachtentritt, griff der deutsche Wille in die Enden der Welt ein. Dazwischen steht der Herr der Welt, Heinrich VI. Er war der König des deutschen Friedens; wo die Sonne aufging und unterging, war er der Herr, sein Volk die Welt. Der milde Philipp von Schwaben sollte der Prüfstein werden für die germanische Königstugend, die Treue. Er wurde dem reinen Volksgedanken untreu. An dem ging er unter. Er war der Volkskönig der deutschen Freiheit nicht mehr, als er sich mit dem Papste verbündete. Da war er abgethan für das deutsche Herrenrecht der Treue. Der finstere Welfe sollte Erbe der nationalen Herrentreue werden, Vertreter des königlichen Volkswillens.

Das war der erste Beilhieb an den Königsstuhl der Staufen. Auf die Tragik des Stolzes war das deutsche Verderben gefolgt,

die Tragik der Untreue. Seitdem fiel das Geschlecht, bis zum Untergange. Aber in dem Riesenbunde deutschen Weltstrebens waren Volk und Geschlecht zu eng verwachsen: darum mußte mit dem Geschlechte der Hohenstaufen auch die deutsche Volksfreiheit untergehen, der deutsche Reichsgedanke.

Und als man der deutschen Minne sang, da konnte die deutsche Königsminne nicht schweigen. Mächtig scholl sie auf als nationaler Weiheruf oder als politischer Gesang.

Philipp von Schwaben war ein vielbesungener König. Friedrich II. aber war der rechte Sängerkaiser, die Hoffnung des Reiches, die letzte mächtige Wehre des kaiserlichen Weltgedankens. Wer in der ärmlicher werdenden Zeit noch einen politischen Ton fügen konnte, sang ihm den Volksruf, das Treuelied. Dem sterbenden Konradin tönen die Klagelieder des Verfalles, dem verblutenden Kaisertume, dem versiechenden Reichsgedanken.

Zwei gewaltige Ideen hatten die Macht des Staufentums zu einer ungeheueren Höhe geführt. Sie suchten auch durch die Kunst Ausdruck zu erhalten.

Die Form, nach der der deutsche Volkswille des Mittelalters strebte zur Einsetzung und vollen Entfaltung seiner tiefsten seelischen Kraft, war das römische Reich. Der deutsche König sollte der Cäsar der Welt werden, das deutsche Volkstum das Eine Imperatorentum der Schöpfung. Dem Deutschen der damaligen Zeit war der Rotbart nur mehr der germanische Nachfolger des lateinischen Augustus. Die Krone, die Macht waren dieselben. Nur die Weltseele sollte eine andere werden, keine heidnisch-römische, sondern eine christlich-deutsche. Das germanische Leben sollte es sein, welches den Traum eines höchsten Königtums erfüllen sollte. Es sollte ein irdisches Reich sein für die göttliche Kraft, die im Volke lag.

Und der irdische König dieses Reiches war der Hohenstaufe.

Der Rotbarthof in Schwaben und auf dem Kyffhäuser, die Kaiserpfalzen am Rhein und an der Donau zogen mit derselben glänzenden Wucht den Stolz und die Fülle des Reiches an sich wie die ehemaligen Imperatorenlager auf Capri und in den Tibergärten. Ein staufischer Bannerruf wälzte die Schirmheere des Reiches mit derselben zähen Behendigkeit über die Grenzwälle und Alpenpässe wie das Gebot der kaiserlichen Roma. Die gleichen diplomatischen Netze und politischen Fangarme spann der Staufengeist über die Welt, wie sie einmal schon Imperatorenkühnheit gesponnen hatte. Aber noch kühner war der deutsche Cäsar, der deutsche Augustus Friedrich Rotbart. Er war elementarer als wahrhaft herrschende Persönlichkeit, kein Götze seiner Macht, sondern der Held, der erste Fechter und der stärkste Schirmer seines Reiches. Ja, er war die Seele seines Reiches; wo das Reich war, da war er, mit dem starken Feuerhauche seines Wesens, mit dem großen Schwunge seiner königlichen That.

Zu dieser irdischen Sonnigkeit der Staufenmacht kam die himmlische.

Aus demselben Brunnen des Volkswesens, aus welchem dem Deutschen die lebendige Treue stieg, kam ihm auch der Glaube. Schon in der ältesten Zeit war der deutsche Glaube kein Priesterglaube, sondern ein Volksglauben. Ohne priesterliche Beaufsichtigung und Beschwörung wanderten die deutschen Waldgötter, die Himmelsfrauen und die Lichthelden, durch die Landfreiungen und Hainburgen. Und als der gekreuzigte Himmelskönig des Christentumes den deutschen Himmel erobert hatte, da war auch mit ihm wieder die deutsche Freiheit mit in die luftigen Höhen eingezogen. Denn kein schulmäßiger, dünkelhafter Dogmenglaube durfte die deutsche Seele umschnüren, sollte sie sich wirklich dem Christentume zuwenden. Deutsche Würde, Seeligkeit und Sinnig-

keit sollte jeder deutsche Glaube sein. Was dieser offenen deutschen Seelenwürde entgegen war, das blieb dem Volke und seinem Beten fremd für immer.

Darum durfte der christliche Gott auch nicht als ein gewaltthätiger Zwingherr der Seelen sein Himmelreich in die deutschen Herzen legen, weder als der allmächtige Welteroberer noch als der morgenländische Heiland. Nicht der römische Priestergott durfte er sein, wenn er wahrhaft über die deutschen Eichen und Herzen herrschen wollte. Er mußte vor allem der deutsche Gott werden. Er mußte der rechte König des Glaubens sein, der milde Herr jenes erhaltungsfrohen Vertrauens des Volkes zu seiner Wesenheit, der Treue. Auf dieser Treue mußte er der höchste deutsche König werden.

In dieser großen Einheit des Volkswesens standen der deutsche Gott und der deutsche König neben einander. Sie waren die beiden Schirmherren der deutschen Erhaltung, der Treue und des deutschen Glaubens. Ein solcher Glaube und ein solcher Gott konnten nicht von einem Priestermunde in das Volk gesetzt werden. Kräftig und machtvoll mußte er aus dem Volke selbst dringen, das größeste Bekenntnis seiner Wesenheit. Jeder Gedanke des Glaubens mußte ein leuchtender Strahl aus dem Volkswesen selbst sein.

So stand, durch die Freiheit der deutschen Seele, der deutsche König in der Freiheit des deutschen Gottes.

Darum wurde der König der erste Anwalt des deutschen Gottes im Volke. Dafür erhielt er die Macht über die Welt, über ihre Ordnung und ihren Beruf. Darum wurden Schwertthat und Gebet Eines, wo sie dem Volke galten, seinem König wie seinem Gott.

Der deutsche Gott war selber ein Fürst, der in seiner Himmelshalle saß und das deutsche Königsschwert sendete für seinen

Willen. Mit fürstlichem Brauch wurde der weite deutsche Himmel ausgefüllt. Die Heiligen waren nichts mehr als die himmlischen Vasallen, die gebenedeiten Singherren und Schwertleute, die seligen Burgfrauen. Nur als die eigene Volksverherrlichung konnte dem königlichen Geiste der Deutschen die ewige Wesenheit verständlich werden. Das frohe, unverwüstliche deutsche Heidentum, oder besser gesagt, das sonnige, waldfrische und maienjunge deutsche Gemüt zog über die ewigen Dinge seine fröhlichen Farben.

Seitdem wurde die Deutschheit zu einer offenen Wahrheit alles menschlichen Herzens. Deutschtum wurde zum Menschentum. Die Andacht und die Weltfreude eines innerlich reichen und geistig freien Volkes hatte das Volkstum zum Welttum gemacht.

Das Königtum wurde so eine Heiligung des Volkes. So wurde es selber — im geistigen Bilde — das reinste und deutlichste Volkstum.

In dem Kampfe gegen das priesterliche Rom wurde den Kaisern dies Volkskönigtum der höchste Antrieb und der mächtigste Schutz. Gerade diese Klarheit des Volkes über seine Art, seinen König und seinen Gott gegen die äußere Verworrenheit des Reiches und der päpstlichen Umtriebe zeigt am besten von der hohen inneren Freiheit des Volkes.

Das deutsche Kaisertum auf dem Grund des Volkstumes, wie es die ersten Hohenstaufen vertraten, hätte vielleicht die allgemeine Deutschheit, die königliche Deutschheit bis zum innersten Grunde als eine sittliche Macht aller Welt, herbei führen können. Das Deutschtum unter staufischem Kaiserfittig wäre wie das Christentum ein Weltsittentum geworden, so stark war seine Spannkraft, so tief seine geistige Welt.

Die wahren Könige dieses germanischen Weltsittentumes waren die Hohenstaufen. Ihre Politik kannte nur die Eine

Loosung: für ihre Königsthat sollte die Deutschheit zum Weltgeist werden. Darum steckten sie die Adlerbanner des freien Volkes in der Welt auf, überall, wohin ihr Schwert reichte. Die Rechtgläubigkeit des Volkes ließ die Kaiser seiner großen nationalen Sache keineswegs im Stich beim Kampfe gegen die römische Zersetzung, das Papsttum. Darum kannte ein Friedrich Rotbart auch nicht mehr den Fußfall Heinrichs IV. zu Canossa; hinter ihm stand das Volk und darum kannte er nur die römische Vernichtung des menterischen Priestertums. Und der Bannfluch, der Friedrich den Zweiten von Rom aus traf, wendete ihm, dem früheren Pfaffenkönige, wiederum völlig die nationale Deutschheit zu.

Zwar stand keine königliche Geschlossenheit des nationalen Geistes den Hohenstaufen zur Erreichung der ungeheueren Weltdeutschheit bei. Deutschland war innerlich zerrissen und zersetzt durch welfische Zwietracht, als der Rotbart die deutschen Grenzen um die bekannte Welt spannte. Im Erfassen der reichsten nationalen Siege noch hatte er sich gegen einen Heinrich den Löwen zu wehren, gegen einen starken Teil des Volkes. Hätte damals eine rechte Einheit der Reichskräfte und des nationalen Willens bestanden, damals die wirklich nationale Freiheit der That und nicht blos des Gedankens — — wahrhaftig — Weltum wäre das Staufentum geworden für eine große germanische Zukunft. Aber durch die Zwietracht, durch den beständigen Gegensatz, durch das ewigkluge Immerbessermeinen und das klägliche Zuviel und Überströmen der germanischen Stammesfreiheit wurde das Höchste und Lebendigste des Staufengeistes verzettert, verblödet und getötet.

Aber der große und lautere Geist der Zeit blieb bestehen für ein Kommendes, für eine deutsche Zukunft. Denn für den inneren

Wert der Zeit und des Volkes kommt es auf die Masse der äußeren Erfolge nicht an. Viel Undeutsches mußte verwunden und ausgestoßen werden, was in der vorhergegangenen Gährungszeit in das Volk geraten war, Keltisches, Romanisches, Slavisches. Schon das zersplitterte die innere nationale Arbeit und den äußeren Erfolg. Aber das Eine Licht des nationalen Strebens, zusammen strömend im Staufentum, breitete nicht vergeblich seinen Glanz über die Zeit. Groß und herrlich war der innere Wert und das innere Gnadentum der deutschen Geisterfreiheit, des deutschen Weltglaubens, des germanischen Gottestumes für Welt und Volk.

Das ging niemals wieder verloren. Manchmal mußte es tief zurücktreten in den unheilvollen Wirren der Gegensätze. Dann aber strahlte es hervor wie eine himmlische Erleuchtung des Volkes. Wohl scheiterte das Staufentum an der Zwietracht, an dem leidigen Zuviel der deutschen Freiheit. Aber der nationale Geist, einmal groß und gläubig entfacht, kennt keine Zwietracht. Wie das Feuer kennt er manchmal wohl an einzelnen Flammen ein Auslöschen, niemals aber in seiner Wesenheit ein Vergehen. Er trägt das Volk mit allen seinen Gegensätzen. Wo diese am stärksten sich reiben, flammt er am heftigsten hervor.

Denn der nationale Geist ist das Positive des Volkswillens. Und ganz negativ, ganz sich selbst verneinend und darum seelisch fruchtlos ist der Volkswille doch niemals geworden, auch nicht in der Zeit der größten Verworrenheit, der streitbarsten Gegensätze. Ein Gedanke, positiv aus der nationalen Volksseele drängend, kann die Gegensätze von Jahrhunderten verwischen, ausgleichen zum positiven nationalen Willen. Ein beweglicher Funke des Volksgeistes sitzt in jeder Volksthat, auch in der verkehrten. Auf einmal breitet er sich aus und lebt und wirkt auf das Volk, bis wiederum die nationale Mehrung dasteht als der nationale Sieg.

Kurz war die Spanne Zeit, da das Geschlecht der Staufen um die deutsche Krone warb, um die Krone der Herren — kaum ein und ein Viertel Jahrhundert, von 1132—1254. Sie waren auch nicht die Erschaffer jener Volksideen, sondern nur ihre stärksten Erhalter und Führer. Sie waren nicht die Schöpfer, nicht die Herren des deutschen Geschickes; denn das lag einzig in dem Volke selber. Aber sie ließen dieses thatenrasche und drangreiche Geschick innerhalb der Weltgrenzen wirken. Sie setzten es ein in das allgemein menschliche Treiben, sie ließen es wahrhaft Weltthat werden und deutschen Willen.

Niemals wurde von anderen Fürsten die deutsche Krone mit solchem Stolz, mit so rechter Königsüberlegenheit getragen wie von den Staufen. Sie führten das Reich auf seine höchste Höhe und sie wären wirklich die Einzigen gewesen, die auf dauernde Zeit ein römisch-deutsches Weltreich hätten halten können. Als ein deutscher Besitz streckte sich hinter den Alpen die Lombardei aus, in Neapel und auf Sicilien wurde deutsches Königrecht gehalten, Normannen und Araber huldigten dem deutschen Herrn, der seine Schilde an die Tempel Jerusalems steckte und seine Schiffe über alle Meere fahren hieß. Die Wahlumtriebe der Reichsfürsten und mit ihnen künstlich verbunden der päpstliche Widerstreit steckten solcher glanzvollen Reichsherrlichkeit nur zu bald ein Ziel. Der deutsche König mußte nur zu oft König sein *gegen*, nicht *für* die Deutschen. Das war aber auch das Schicksal des allzufrei angelegten Volkes. In den Königsschwertern gedieh der Segen seiner Thaten, — aber auf den Königsgräbern verweste der freie nationale Wille und die wahre freiheitliche That.

Die nationale Einigkeit sollte nicht die hohe Errungenschaft der Staufenherrschaft sein.

Aber aus der Staufenkrone empfing die Zeit jenen strahlenden Glanz, mit dem sie alle Zeiten des Volkes überleuchtet. Das Staufentum war ein heller Königssieg des deutschen Geistes. Was das Volk geistig lebte und seelisch gestaltete, stand als staufische Königsherrlichkeit glanzvoll an der Sonne. Und diese Sonne wurde eine Frühlingssonne des Volkes. Sie brachte eine frohe Wärme in das deutsche Gemüt. Man merkte so recht das Gnadentum des Volkes in dieser klaren und innigen Gemütswärme, in dieser geistigen Frühlingszeit. Die Minne des Lebens wirkte strahlend durch das Volk. Die Länder fingen zu klingen an. Die Gedanken wurden Lieder. Die Empfindung wurde König. Die Einzelnatur löste ihre Schwungkraft. Eine heilige Sehnsucht der Seelen stieg auf. Sie flog nach dem Schönen. Es wurde eine Kunst. Es wurde ein Leben in der Kunst. Das Volk der Deutschen wurde ein Volk der Dichter. Das Volk der Freiheit wurde ein Volk des Gesanges. Das Volk wurde Welt. Das Volk wurde Geist. Das Volk wurde Licht.

Die Begeisterung war der große, seelenmächtige Zug, der auswehte von eines Rotbarts Thaten. Sie atmete die feurigste und vollste Jugend der Deutschheit, die Jugend der deutschen Weltminne, der deutschen Seelenkraft. Das Reich wurde die große Seelenminne des Deutschen. Das war die nationale Gemütsschule für Jahrhunderte. Es war die innere Selbstzucht des Volkes. Das hatte seinen seelenvollsten Beruf gefunden in diesem Reiche, die hohe Seelenkunst der reinen Deutschheit. Davon verging kein Gedanke, davon verdarb kein Hauch. Denn jeder Gedanke davon und jeder Schein lebt noch heute vollursprünglich in uns. Wir steuern in dem gleichen Meere der volklichen Begeisterung und wir tragen als die Menschen des gleichen deutschen Geisterreiches den gleichen Mut des Lichtes und der Freude. Da-

mit leben unsere Geister und unsere Herzen in voller Freiheit hinüber in jene Frühlingszeit der königlichen Deutschheit. Die Staufen haben das deutsche Empfinden wahrhaft königlich und national erhalten, sie haben die rechte deutsche Gedankenwärme wie ein altes germanisches Königrecht in Volk und Vaterland gegossen. Sie haben das deutsche Licht befreit für alle kommende deutsche Zeit.

In diesem Sinne einer freien Gemütskultur haben die Staufen vornehmlich auf die deutsche Kunst gewirkt. Sie waren nicht so sehr die Litteraturfürsten wie der liederkundige Landgraf von Thüringen auf der Wartburg, der den Sängern eigenhändig die Quellen der Dichtungen überlieferte. Auf der Wartburg war die eigentliche künstlerische Fühlung der Nation lebendig geworden. Aber am Hohenstaufenhofe kam die königliche, die volkssoziale Seite der ritterlichen Kunst zur Geltung. Hier steht der Künstler neben dem König, als der Herr der Volksgedanken neben dem Herrn des freien Volkswillens. Hier schlug der deutsche Feldherr die Minneharfe. Hier sang der gefürstete Lehensmann des Reiches, der die kaiserlichen Heere vor die Mauergürtel der lombardischen und sicilianischen Städte führte.

Im innigsten Zusammenhange stehen daher die Hohenstaufen mit der Geschichte des Minnesangs. Manchen der ersten Minnesänger vom Rheine, wie Friedrich von Husen, fanden wir in der Nähe Kaiser Friedrichs I. Reinmars von Hagenau Lied und Weise trägt den klaren, lichtfreudigen staufischen Schimmer an sich. Und staufische Leuchtkraft und Lebensbeweglichkeit strahlt aus von dem feinen Sange Gottfrieds von Straßburg. Am Hofe des Rotbarts und Heinrichs VI. sammelten sich der üppigste Glanz und die freudigste Fülle alles Rittertumes, und mit ihm vereinte sich alsbald die jungwuchernde Blüte der deutschen Sängerschaft.

Aus Schwaben, der Schweiz, aus Österreich und aus dem Elsaß drängte sich der ritterliche Sang heran in den breiten Schein der staufischen Königshallen. Der königliche Oberrhein wurde der grüne Festplan des aufstrebenden Minnesangs. Die wonnigen Ufer des Bodensees, so recht umstrahlt von staufischer Ritterheiterkeit, klangen vom starken Braus der glänzenden Staufenharfe.

Äußere Anregung zum Gesange haben die späteren Staufer, Philipp von Schwaben und Friedrich II. viel mehr gegeben als gerade der Rotbart und sein machtvoller Nachfolger Heinrich VI., unter denen vor allem die innerlich treibende Wirkung der Zeit der Kunst zu Gute kam. Der Name des Rotbarts erscheint in der allerletzten Nachblüte des Minnesangs, schon in der Zeit des Zwischenreiches, der Heinrichs gar nicht im Liederschatze des Minnesangs. Aber gerade sie haben der Kunst ihren königlichen Geist verliehen. Sie haben im Liede der besseren Zeit jene volle Wärme der Begeisterung angefacht, die sie selber in offene Königsthat umgesetzt hatten. Sie haben Stimmung und Zeitfarbe in die Kunst gebracht, die freie, glühende Färbung des Sonnenlichtes, die goldenste Strahlung ihrer beweglichen Seele. Hier sind sie die wahren Sängerkaiser, die rechten Zeitkönige. Hier sind sie die freiheitlichsten Pfleger des Volksgeistes. Denn wo käme der Volksgeist wahrer und eigenartiger zur Entfaltung als gerade in seiner Kunst?

Der Kaiser Rotbart steht im Vordergrunde der seelischen Volksdichtung, die nichts anderes ist als das Klang und Lied gewordene Volkswesen. Er ist der königliche Schildherr der alten Germanenmannlichkeit, er ist der Held der deutschen Kaiserminne. Er ist das Volk seiner Zeit. Er ist der lichtvolle Herr der germanischen Vergangenheit und der deutschen Zukunft. In ihm

vereinigte sich das wirkliche Volkstum mit einem idealen. Und darum wurde er zugleich das größte Bild der deutschen Geschichte wie der deutschen Sage.

Eng mit der Geschichte des Minnesangs verbunden haben wir den glänzenden Mainzer Hoftag gefunden, an dem der Rotbart den Jungkönig Heinrich zum Ritter schlug. Er war von 70000 Rittern besucht. Unter diesen befand sich zahlreiche Sängerschaft.

Außer den deutschen Minnesängern nahmen auch Troubadours am Feste Teil, das zum erstenmale der staunenden Welt den vollen ritterlichen und künstlerischen Glanz der Zeit zeigte. Der Troubadour Guiots de Provins entwirft eine feurige Schilderung des Festes. Bernart de Ventadour fordert 1159 in einem Gedichte den Kaiser zum Kampfe gegen Mailand auf. Pons de Capedeuil gedenkt des Kreuzzuges Kaiser Friedrichs. Der nordfranzösische Dichter Gautiers de Arras widmete dem Kaiser ein erzählendes Gedicht „Lai d' Isle et de Galeron". In Italien wurde Friedrich von den Dichtern als il buon Barbarossa gefeiert. Dante läßt ihn in seiner „göttlichen Komödie" erscheinen. Die glänzende Gestalt des Kaisers wirkte mächtig auf die romanische Phantasie. Auch von den Troubadours wurden die inneren Feuer der Zeit empfunden. Und als deren gewaltvoller Entfacher erschien auch ihnen der Kaiser Rotbart.

Heinrich von Veldecke war es, der den ritterlichen Glanz des Mainzer Hoffestes, auf dem ihn der Landgraf Hermann von Thüringen kennen gelernt hatte, in die höfische Kunst aufnahm. Am Schlusse seiner Eneit gibt er eine reizvolle Schilderung des Festes, die er noch vor dem Tode des großen Kaisers geschrieben hat.

Freidank soll ein großes Gedicht auf den Rotbart verfaßt

haben, als er den Kreuzzug mitmachte und sich zu Akkon in Palästina aufhielt. Das Gedicht ist verloren gegangen.

Preisvoll wurde der Kaiser von den fahrenden Klerikern jener Zeit besungen. In ihren lateinischen Kampfgesängen strömt die glühendste Begeisterung für den König aller Deutschheit, für den Züchtiger der schlechten Pfaffheit, für den Bändiger des sittenlosen Roms.

Hier stellte sich der Archipoeta allen anderen voran. In mächtigen Hymnen besang er die Siegesthaten des Kaisers. Das zählt zu dem Glänzendsten, was mittelalterliche Dichter geschrieben haben. Ein politisch reifer Kopf, dem die deutsche Begeisterung von Kaiser und Reich wie flatternde Sturmglut im Herzen brannte, war der Archipoeta vielleicht der beste Beurteiler des ungeheueren Kaisers in damaliger Zeit, vielleicht besser als die kühlen Staufengelehrten unserer Tage. Er mißt mit den Flammen des Herzens, mit dem Fluge des nationalen Willens. Dabei gewährt er wohl das allerseltsamste deutsche Sängerbild. Der Erzbischof von Köln, Graf Reinold von Dassel, des Reiches Erzkanzler und des Kaisers rechte Hand, hat den fahrenden Gesellen dem Kaiser nachgesendet in die Lombardei, er solle dort die kaiserlichen Thaten in Gesängen verherrlichen. Aber dem flotten Singer wurde der Lohn oft zu klein, das Geld flog ihm wie Mücken fort. Der Archipoeta klagt selbst über seine Lüderlichkeit und über den schwindenden Pfenning und daß ein Dichter trinken müsse, wenn er dichten wolle; und der wälsche Wein sei köstlich wie Gold und zu lockend wären die wälschen Weiber. Wo er sich aufschwingt, leistet er das Höchste der damaligen Kunst. Über alle Welt wurden seine Lieder verbreitet. Die fahrenden Kleriker aller Lande hatten Gemeinschaft mit einander. Was der Archipoeta am Po sang, das trugen die Brüder des fahrenden Ordens zum Rhein und an die

Donau ebenso wie an die Seine und zur Themse. Während der eigentliche Minnesang nur an den Höfen ertönte, eroberten sich die Lieder der Scholaren die Straßen und Schenken, die Klosterthore und Marktplätze. Das halbverstandene Latein wurde deutsch, französisch und englisch, und die Lieder des Klerikers wurden zum rechten Volksgesange.

Der Kaiser selbst wurde zur Volkssage. Diese hat sich keines anderen deutschen Königs so angenommen als gerade des Rotbarts. Aus ihr leuchtet sein Bild mit ewigen Zügen, unnahbar jeder Verfälschung und Verflachung und aller kritischen Verbesserung. Die Großheit seiner königlichen That wurde Dichtung im Volksgeiste.

Und als die Volksseele von dem Kaiser zu dichten begonnen hatte, da wurden ihr die Bilder und Weisen aller Zeiten kund. Der schlafende Herr des deutschen Winters wurde wach, über den sich die Berge türmen und die Forsten höhen, bis er mit den fliegenden Schneerossen daherzieht, bis die Raben aufkreischen und das eisige Silberlicht hereinflutet durch die schwarzen Wolkenburgen. Wach wurde der Feuerreiter im Weltgetümmel, der die Riesen über die brennenden Wolkenbrücken treibt und die grüne Esche des Volkes von den Lindwürmern befreit. Dann der Kaiser Karl, der große Volksverwüster, der die deutschen Wälder mit seinem Glauben und mit seinem Schwerte und mit seinem Zorne füllte. In tiefen Schlaf senkte das Volkserinnern den verschwundenen Staufenkaiser, in den Schlummer des Märchens das versinkende Reich. Seitdem zog ein waches Staufenträumen durch das Volk. Man meinte die Glocken anklingen zu hören, wenn es klang vom alten Kaiser und vom neuen Reiche. Man meinte es erdonnern zu hören im Kyffhäuser, sobald das Germanenschwert wieder über die heimischen Kampfböden klatschte, der deutsche Friede niedersank unter fremder Hand. Der Kaiser schlief.

Heinrich VI. bedeutet die Höhe des Stanfenreiches. Der Weltfriede häufte Glanz und Reichtum auf in den deutschen Burgen und Städten. Unermeßlich war die deutsche Macht geworden. Damals reichte das Reich von Malta bis nach Helgoland. Die Fürsten von Cypern und Armenien waren deutsche Lehnsvasallen. Und über diese halbe Welt flog rüstig der feurige Königsgeist des jungen Heinrich. Mit vierundzwanzig Jahren war er schon zur Herrschaft gelangt, einen schwächlichen Körper seinem Riesengeiste unterstellend. Über Byzanz und Rom sollte das deutsche Schwert langen und den deutschen Frieden wollte er aufstecken im Seldschukenlande und am Weltende des westlichen Oceans für immerwährende Zeit.

Bei allem Schwunge seiner Gedanken und Pläne besaß Heinrich einen harten, unbeugsamen Geist. Mit den Klammern dieses ehernen Geistes bezwang er wahrhaft die Welt. Unbändig war sein Wille. Durch diesen wurde schon der Gedanke zur That. Dabei übte er alle sonnigen Stanfentugenden, Milde und Freigebigkeit, der Kunst wie dem Volke gegenüber. Das erhielt ihm die Liebe des Volkes warm und treu. Diese Liebe war der stärkste Halt für seine Absichten, auch für seine Härte und seinen Zorn, die alles niederwarfen, was sich meuterisch gegen König und Reich hob. Kühn warf er die Großen nieder, die unnationalen Schöpfer alles Elends im Reiche. Und so bändigte er auch den Aufstand in Italien. Wo man gegen seinen Friedensgeist wirkte, kannte er keine Schonung. Da ließ er Rache und blutige Grausamkeit walten — wo es ihm Not schien, ohne Maß. So hatte er Rom niedergeschlagen. So schlug er Sicilien nieder. So endete er in Deutschland den welfischen Streit. Des Kaisers Flotten und Heere spannten die Welt ein, wie es heute die deutschen Verträge thun. Das Mittelmeer war eine deutsche Zwingmacht geworden.

Heinrich wußte zu deutlich, daß Deutschland — soll es im Frieden bestehen — der Hammer sein muß, die Welt der Ambos. Er hat Recht gehabt. Denn sobald das deutsche Reich sich seines Schmiederechtes entäußerte, da wurde es selber sofort zum Ambos für die ganze Welt in Feuer und Jammer und Blut. Die Zeit der Staufen sah die höchste deutsche Staatsherrlichkeit, die Zeit Napoleons die tiefste deutsche Staatsschmach: — dort der Hammer, hier der Ambos. Heinrich fühlte, daß es besser sei, ein römisches Weltreich unter deutscher Fügung einzusetzen, als daß das Römertum mit Herrscherkraft über deutsche Macht sich hebe. Für diesen Kampf war ihm und seinem Geschlechte kein Schwertstreich zu rasch und zu scharf, kein Feuer zu sengend, kein Sieg zu groß. Deutschland sollte nur deutsch sein — darum mußte es die Welt deutsch machen: denn nur als der Hammer konnte es deutsch bleiben, als der Welthammer der Staufenzeit, als das unerschütterliche Hammerwerk des sechsten Heinrich.

Heinrichs glänzender Geist war ganz dem Minnesange zugethan. In seiner Umgebung wurde dieser mit Fleiß und Liebe gepflegt. Der Kaiser selbst hat sich im Liede versucht. Dabei hat er eine hervorragend feine Handhabung der Kunst gezeigt. In seine Zeit fällt der blumenschöne Frühling des höfischen Gesanges; nicht die höchste und freieste Entwicklung der deutschen Geisterkunst Wolframs und Walthers, sondern der seelenfröhliche Glanz Reinmars von Hagenau und die minnigliche Beweglichkeit Heinrichs von Morungen.

Mit des Kaisers plötzlichem Tode zerbrach jenes deutsche Hammerrecht. Die Uneinigkeit brach herein, damit zahllose Fehden, die Ohnmacht und das siechende Verderben. Der Erbe der Kaiserkrone, Friedrich II., war ein Kind von drei Jahren. Und als der Feind des Staufentums und des freien Deutschlands trat

einer der gewaltvollsten Herrscher des Mittelalters auf, der Papst Innocenz III. Die ungeheuere Ausdehnung des Reiches war nur für Einigkeit und Frieden des Volkes angelegt gewesen. Sobald diese zerbrachen, mußte die äußere Spannkraft nur ein Mangel werden, ein Hindernis, das Verderben. Raub, Zwietracht und Hungersnot machten bald dem letzten Frieden ein Ende. Die deutsche Ordnung verkam. Deutschland wurde ein blutiger Herd von Kampf und Not.

Das Haupt der staufischen Partei nach Heinrichs Tode war dessen Bruder, Philipp von Schwaben. Obschon ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt, hatte er sich der Reichsangelegenheiten kräftig angenommen und war des Kaisers sicherste Stütze geworden. Mit ihm hatte er die weitgreifenden Pläne der Weltherrschaft beraten. Er war sein Vertreter in Deutschland wie in Italien gewesen.

Hier, von wo er den minderjährigen Friedrich nach Deutschland zur Krönung holen wollte, traf ihn die Nachricht von des Kaisers Tode zu Messina. Mit Mühe entrann er dem Hasse der Wälschen. In Deutschland fand er schon alles in wilder Zerfahrenheit. Das Staufenerbe war der Zielpunkt des Raubes und fürstlichen Haders. Aber in den Händen Philipps befanden sich die Reichskleinodien. Mit ihrem Besitze konnte er als der rechtsgiltige Kaisererbe erscheinen. Die Babenberger und der Thüringer Hof hielt zu ihm. In Thüringen sammelte er auch die allererste Kraft des Reiches, während die welfische Partei krampfhaft nach der langen Unterdrückung ihre Macht zusammenscharte.

In dieser Not rief das Volk zu Philipp. Mit Vertrauen wandte sich ihm die nationale Partei zu. Er sollte dem Hader ein Ende machen und sich bekrönen mit dem deutschen Weisen. Walther von der Vogelweide faßte mit seinem Gesange zuvörderst

die nationale Stimmung auf. In seinen Sprüchen schilderte er das jammervolle Königselend. Das nationale Lied trat in den Königsdienst und rief um Gnade und Einheit zum Staufen, dem König.

Am 6. März 1198 wurde Philipp zu Arnstadt zum Könige gewählt. Das war eine Überrumpelung der Gegner, die sich im Anfange eingeschüchtert zeigten. Sie machten Scheinanträge für ein friedliches Auskommen. Da ihnen Philipp vertraute und das Heer entließ, wählten sie Otto von Braunschweig zum Gegenkönig. Das war der Kampfesruf für die schrecklichen Bürgerkriege, die nunmehr auf Jahrhunderte hinaus Deutschland verheeren sollten.

So lange Philipp noch in echter Königsmilde von seinem Gute geuden konnte, stand auch sein Hof den Minnesängern frei. Walther hat an seinem Hofe gelebt. Zum öfteren singt er des Königs Tugend und Preis.

Als sich Philipp in der Voraussicht eines nahen Friedens mit dem Papste versöhnt hatte und der Welfe die nationale Sache aufnahm, wandte sich die nationale Partei vom Staufen ab. Von da ab beginnen die dunkelsten Jahre der deutschen Geschichte. Ungeheuer drückten sie auf das Leben.

Und sie erdrückten die Kunst. So minnig, so seelischfrei und glücklich aus dem Herzen wurde später nicht mehr gesungen, der Gesang gedieh von da ab nicht mehr so reinstimmig und so fröhlichheiter. Der Spruch nimmt überhand. Eine trockene Weisheit drängt sich vor. Eine schale Modedichtung strebt auf, deren geistiger Umkreis sich bald um den plumpen Dörfler dreht. Das Lied wird unherrisch. Der Parteikampf machte die Stimme des Volkes rauh. Die unausgesetzten Wirren trübten den Sinn, machten die Seele unkünstlerisch, den Geist müde und platt. Rauheit und Schwunglosigkeit flossen aus solcher Zeit in die Kunst.

Noch ein rechter Kaiser des Gesanges ist Friedrich II. Und er ist es im engeren Sinne viel mehr als einer der Hohenstaufen. Sein Name wird am öftesten genannt. Um seine Gestalt schwebt noch immer der poetische Zauber des Weltkönigtums, so praktisch und klug auch seine Politik war. Er steht noch im blendenden Glanze des Staufentums. Aber dieser ist schon ein feuriger, blutroter geworden, während um den Rotbart noch der goldenste Sonnenglanz fließt.

Der alten wundersamen Zeit des Minnesangs ist Friedrich schon fremd. Der rechte ritterliche Tagschein der Kunst ist bald nach seinem Auftreten verflossen. Ein schweres, gedämpftes Abendrot glüht ihm entgegen anstatt der herrenfröhlichen Lichtfülle. Die Lyrik des Verstandes hat das Lied der Empfindung und der holdesten Begeisterung verdrängt. Selbst Walthers gute Zeit war schon vorbei, als dessen Lied dem trutzigen Staufen wieder klang. Aber Friedrich verstand es, diese letzten Reste der Kunst, die noch schöpfungsfreudig im Leben standen, um sich und seine Thaten zu sammeln. Die altgerühmte Freigebigkeit der Staufen schuf er neu. Damit legte er seinen Namen wie seine Sache tief in die Herzen der Sänger, die schon anfingen, mit aufdringlicher Begehrlichkeit um Gut und Ehre zu singen.

Und doch lag noch immer, wenngleich die alten Formen schon abgegriffen waren, ein tief künstlerischer Zug in der Zeit. Das wilde Leben, hochwogend wie ein Meersturm, schuf scharfausgeprägte Bilder, eigenartige Gestalten, Künstler des Gedankens und der freien That Selber ein solcher Gedankenkünstler ist König Friedrich. Es liegt Farbe und Licht in allem seinem Treiben und dann hinwieder eine stimmungsvolle Düsterheit, die jenem Lichte den Schatten gibt. Nur ein Künstler in großem Sinne wirkt solche Staatshändel, wie sie Friedrich gelungen sind, da er den deutschen

Gedanken vom römischen Joche befreite — als der Verbündete des Papstes.

Friedrich selbst war Dichter. Doch hat er nur in italienischer Sprache gedichtet. Sie war die Sprache seiner Kindheit. An dem glänzenden Hofe zu Palermo tafelte er mit seiner Königsrunde, den ritterlichen Sängern und den deutschen Beamten. Es ist uns ein Liederbüchlein erhalten geblieben, mit einem Sange des Königs und Liedern und Sonetten der Hofleute. Den Stoff gab die Minne. Auch Friedrichs Erbe in Italien, Re Enzio, figliulo dell' anzidetto Imperadore, zeigt sich darin als dichterisch veranlagt.

Von seinen deutschen Zeitgenossen wurde Friedrich mit Begeisterung auf den Schild gehoben. Die Spruchdichter entwerfen ein glänzendes Bild von seiner Thatkraft. Und dennoch vermochte sie das sinkende Reich nicht mehr zu halten. Namentlich ist es Reinmar von Zweter, dessen Lob auf den König sich in machtvollem Schwunge erhebt. Und gerade Reinmar ist ein vorzüglicher Beurteiler seiner Zeit. Auf ihn hat sie von all den mitlebenden Dichtern am eindrucksvollsten gewirkt. Ihm stehen am ursprünglichsten die kräftigen und scharfabgetönten Zeitfarben zur Verfügung.

Mit Kaiser Friedrichs Untergang ging auch das Reich unter.

Er hatte seine Zeit ausgefüllt, mächtig nach jeder Hinsicht, mit der Kraft des Volkes und mit dem Stolze seines unbezähmten Willens. So war er der größeste Charakter seiner Zeit. Als er dahin war, da war auf einmal aller Glanz fort und jede Kraft. Man fühlte so recht unselig deutlich, daß die Zeit leer wurde, das Volk arm, staatlich arm und geistig krank. Nur der Kampf blieb zurück, der tolle, leere Kampf seiner selbst willen. Die lichten Geister des Kampfes, die für eine seelische Welt zu streiten gehabt hatten, waren verglommen. Das fühlte das Volk und das sangen

die Dichter. Als der Rotbart ging, geschah es zwischen deutschen Siegen, in der machtvollsten Fülle des deutschen Weltglaubens. Als der zweite Friedrich starb, war es zwischen Verhängnissen und Untergang, in einem furchtbaren Verzagen der deutschen Volksseele, welche Einheit, Glauben und Reich fallen sah.

Mit dem Kaiser verging der größeste Künstlergeist des deutschen Staates. Deutschland, die staufische Weltherrin, hörte auf, ein Staat zu sein. Es wurde das kleinliche Gemengsel von Streitländchen und Flußbezirken, ein Körper ohne Seele, ein Dasein ohne Vernunft. Ein schales Nichts wurde König: der armselige Eigenwille von Dorfkönigen und Flurpotentaten. Jeder Kopf wollte seinen König haben. Und hatte ein solcher überfreiheitlicher deutscher Kopf zwei Meinungen, so wollte er noch für jede davon einen eigenen König haben. Es sollte lange brauchen, bis die deutschen Lichter wieder anfingen zu leuchten, die unbedingte Heimatsliebe und die ehrliche deutsche Selbstzucht. Unterdessen trugen Poltermännlein die germanische Staatskrone. Die freien Königsmannen blieben verschollen. Diese Thronmännlein waren stark genug, den Reichsgedanken noch mehr zu verstören, die letzten nachgebliebenen Reste der alten Reichsherrlichkeit zu vertrödeln, die Fugen des Reiches noch weiter auseinander zu reißen durch engsinnige Willkür und kleinliche Leidenschaft für Wuchergut und Hausmacht.

Die männlichen Königsleidenschaften, die einst dem Volke eine Welt und der Welt einen Willen gegeben haben, lebten kaum mehr im Märchen fort. Halbverstanden zog dieses durch das Volksgemüt, das Sinn und Andacht für den reinsten und treuesten Zauber seines Wesens verloren zu haben schien. Leise nur dämmerte es noch manchmal auf in den helleren Köpfen, die der matte Schulgeist noch nicht völlig umdünkelt hatte. Es wurde ihnen

dann der Traum lebendig vom alten Kaiser und vom alten Reich. Und das war nur mehr eine schüchterne Erinnerung früherer Volkswesenheit und der verloren gegangenen Künstlermacht der Seele. Und denen, die sich noch erinnerten, wurde es sonnig und freimütig. Es war ihnen, als müßten sie wieder anfangen zu arbeiten, das treue nationale Volkswerk für den verlorenen Königsgeist. Aber die Zeit war auf lange hinaus für solche Arbeit machtlos und träge geworden.

Wehmutsvoll erklang das Totenlied der großen Kaiser durch die Zeit, das Totenlied des versiechten Reiches, das Sterbelied des künstlerischen Volksgeistes. Mächtig hebt es sich aus den letzten Spuren des verwehenden Minnesanges.

Mit dem tragischen Geschicke des letzten Hohenstaufen Konradin nahm das stolzeste Kaisergeschlecht des Mittelalters Abschied von der deutschen Dichtung. Die Minne des Lebens und der Herzen, des Königs und des Volkes, wurde schließlich noch eine Minne des Blutes. Die Hinrichtung des jungen Staufen durch den grausamen Karl von Anjou zu Neapel bedeutete den letzten jähen Fall des Hauses. Die ganze Welt erhob sich gegen den Mörder. Das deutsche Lied jener Zeit ist voll der Klagen. Die allerletzte Hoffnung war noch auf den jungen König gesetzt worden, um mit ihm zu fallen.

Der Spruchdichter Marner gibt dieser Hoffnung Ausdruck. Er fordert den jungen Erben der hohenstaufischen Macht auf zur ritterlichen Wiedereinnahme seiner Erbreiche in Neapel und Sicilien, die der Papst an Karl von Anjou verschenkt hatte. Er solle seine Macht in Deutschland erhöhen. Ihm sei ein hohes Ziel gesetzt, das er vor sich und neben sich sehe, daß er seiner Altvorderen gedenke, deren mancher die Krone trug bis an den Tod: er solle Dienst belohnen, Witwen und Waisen trösten, die Deutschen

wert halten und Gott lieben, so hülfe er ihm. Als König, der er sei, solle er Akkon und Sicilien einnehmen; Schwaben habe er schon als Herzog, auch Egerland und Nürnberg. Auch Meister Sigeher führt ähnliche Gedanken aus; er meint, ein Staufer solle höher steigen denn je und mit seinem Schwerte wie Alexander um Ehre streiten.

Die Volksstimmung der letzten Staufenzeit offenbart der Hardegger mit seinen Gedichten.

Auch bei ihm tritt noch fest und sicher die unbedingte Liebe zum Reiche hervor, die treue Minne für den Staufen. Durch den immer dunkler werdenden Abend fällt noch ein klarer Sonnenschein des reichen Tages zurück, eine sanfte Wärme noch um sich breitend. Eine wackere Gesinnung hält noch den nationalen Glauben aufrecht. Aber der frühere ungebeugte nationale Stolz ist verkümmert, die selbstbewußte Zielkraft des nationalen Trachtens ist gebrochen. Was noch nationale Fühlung behält, wird schüchtern und mißtrauisch. Jetzt in der Not wird die Stimme des Herzens zur Klage und zum Gebet. Die stolzen Tage des Sieges waren vorbei. Die Stunden des hereinbrechenden Elends lehrten den Deutschen beten.

Der Hardegger war ein Sankt Gallen'scher Dienstmann von edelm Geschlechte. Um 1275 begegnet er noch in einer Urkunde mit Walther von Klingen. In seinen wenigen Gedichten zeigt er sich als eine ernste, männlichfeste Persönlichkeit voll hoher sittlicher Anschauung. Von seinem Geiste strahlt wohlthätiges Licht aus in die düstere Zeit. Mitten in den Wirrsalen hebt sich seine Seele zu einer stillen Größe auf. Sein Leitpfad heißt Gottesminne. Darauf strebt er aus zur reinen Tugend, im beständigen Kampfe mit der Falschheit der Welt. Er hat sich noch Treue und Glauben bewahrt; sie setzen die wahre Minne ein in alles verfriedete und verstörte Menschentum.

Warme Kaiserliebe atmen seine Gedichte. Er läßt die Geliebte sich verwundern, daß er für den Kaiser singe. Er aber hält es für sein Recht, daß er ihm mit Worten beistehe. Und wer sich nach dem Rechte kehre, der müsse sich an das Urteil des Volkes halten. Und im Volke müsse man darnach fragen und da würden es einem die Leute besser sagen, wer das Reich schirmen müsse und die Krone in hoher Würde tragen.

Der Hardegger denkt auch über die Welt nach. Da findet er, daß die Welt keine Schuld trage an der Unbeständigkeit und Zerfahrenheit des Volkes. Die Welt ist sich ewig gleich, nur die Menschen wechseln und wollen die Welt immer anders haben als sie ist. Sie ist ein Spielbrett, und man müsse sich darein zu schicken wissen. Darum ist die Dummheit auch der Menschen eigene Schuld. Die Menschen kennen die Fallen, die ihnen schädlich sind, und sie gehen doch darein; das Tier kennt sie nicht und weiß sie doch so oft zu umgehen.

Rauh und heiser verklingt das Lied von der deutschen Kaiserminne.

Wie ein Unkraut verwuchert auf den Trümmern des Staufenhofes das entseelte Minnelied.

Fünfzehntes Kapitel.

Die nationale Bedeutung des deutschen Minnesangs.

Es war eine That geschehen in der Seele des Volkes, da es anfing von der Minne zu singen. Die Volksseele schwang sich auf zu den Höhen des freiesten Menschengedankens und der vollsten Künstlerempfindung. Durch die leichte, sonnige Kunst erhielt das innere Leben des Volkes Schwung und Sonnigkeit. Es wurde klar, offen, frei. Alle Seelenbeziehungen zwischen Volk und Kunst wurden angespannt. Darum wirkte die Kunst wieder befreiend zurück auf die Gemüter und auf die Zeit. Das Lied wurde wahrhaft Leben. Es wurde die Zeit. Es war Volk.

Darin beruht vor allem die nationale Bedeutung des deutschen Minnesangs.

Der Minnesang mit seinem ganzen Umfang eines deutschen Herrensanges war die rechte Volkeskunst. Er war es im geistigen Sinne, als das seelische Bildungsvermögen des Volkes und der Zeit.

Eine Volkskunst, wie sie der Minnesang darstellt und wie sie sich später noch einmal zu den Zeiten der sogenannten deutschen Klassiker ausbildete, ist die geistige Wesenheit des Volkes. Sie bedeutet den größten Umfang des Volksgeistes, den reinsten

Schwung seines Werdens, die tiefste Kraft seines seelischen Lebens. Sie entsteht aus der Volksstimmung. Aber die Volksstimmung, aus der sie hervorquillen kann, ist die Stimmung einer inneren nationalen Allmacht. Das ist die Stimmung des vollen nationalen Wesens. Diese Volksstimmung beruht in der freiesten Anspannung aller nationalen Kräfte, jedes künstlerischen Triebes. Sie ist der zur vollsten Freiheit gesteigerte Wille des Volkes zum Leben, zum Werden, zum Vollkommenen, zum Schönen. Darum ist jene Volkskunst die durch die Volksseele eroberte Welt des Geistes.

Sie ist darum eine Kunst, die eine geistige Volkserhaltung wird.

Feiner, flüssiger, reiner rinnen die Quellen des geistigen Lebens in der Kunst. Was von der starken Triebkraft des Volkes die lichten Kreise der Kunst berührt, erhält sich wahrer, voller und wärmer, während der Rest der Volkskräfte weiterverbraucht wird in rüstiger Arbeit zum kommenden Leben. So kann die Kunst zum treuesten Bilde des Volksgeistes werden. Sie wird selber die freiere Seele des Volkes.

Und das Alles bringt in die Kunst jenen Zauber, der reich und voll aufgeht, wo der Wille des Volkes zum Schönen und zur Freiheit strebt. Der innere nationale Schwung, die regsame Freudigkeit des innerlich dichtenden Volksgeistes gehen in die Schöpfungen der Dichter selbst über. Sie verbinden die Persönlichkeiten der Dichter mit der des Volkes. Eine wundersame Einheit der Gemüter wird die Kunst. Sie ist die geistige Sammlung mitten in dem machtvollsten Weltstreben. Im Liede fängt an zu klingen, was in dem Seelenfrieden des Volkes geistig wach wurde. Die Kunst wird die heiligste Friedensfeier des Volkes.

Die Kunst sucht sich aber auch einen ganz bestimmten Ausdruck ihrer nationalen Sendung, ihrer volkserhaltenden, volksbeseelenden

Kraft. Diesen äußeren Ausdruck ihres nationalen Wesens findet sie in den mannigfaltigen Gestaltungen des äußeren Lebens, in den politischen Geschehnissen, in dem ganzen Aufwande des Volkswillens zur befreienden, lebendigen That.

Die politische Dichtung der Hohenstaufenzeit ist im Grunde nur eine nationale Lyrik. Aber die nationale Seite des Gesanges tritt noch stärker und ebenmäßiger hervor, wo sich das nationale Gefühl nicht im Kampfe und im unfruchtbaren Gegensatze auszusprechen braucht, sondern wo es an und für sich als der rein vaterländische, der stark volkliche Zug hervortritt. Die Heimatsliebe, die treue Minne zum Volk, zu seinem Wesen wie zu seinem Besitze, das wird der sonnigste Ausgangspunkt des nationalen Liedes. Ein Kind der Heimat zu sein, wird dem Sänger das anmutvollste Streben, sein halber Beruf. Seine Begeisterung, seinen Gedanken wie seine Sprache bildet er nach der innersten Wesenheit der Heimat. Sogar die Minne erscheint ihm holder in solcher Beschreibung. Mit dem tiefen nationalen Sinne schaut er die Welt an. Er mißt sie nach der einen deutschen Offenbarung.

So blieb nicht nur die große Grundrichtung des ritterlichen Sanges eine deutsche und nationale; auch das nationale Lied selber, der Gesang von der Heimat und für die Heimat, das treue Lied vom Volke, erfreute sich liebvoller Pflege. Nationale Hymnen lebten im Munde des Volkes, der deutschen Herrenschaft. Der Heimat schön und reich zu singen, wurde eine rühmenswerte Künstlerthat. Das Wort deutsch wurde eine heimisch reizvolle Zierde des Gesanges, eine sinnige Verständigung für nationale Gemüter, die edelste Waffe wider jede gut oder schlecht verhaltene Anfeindung.

Walther von der Vogelweide ging auch hierin allen voran. Sein Sang von der Heimat drang in alle Kreise. Herzerhebend

rief er ihn in die wirre, kampfliche Zeit. Er hat ihn am stolzesten gesungen. Er hat das deutsche Herz bei seiner herzlichsten Seite gefaßt, bei seiner Deutschheit.

Wahrscheinlich hat Walther sein nationales Weihelied noch zur Zeit König Philipps geschrieben. Ulrich von Lichtenstein traf es einige Jahrzehnte später noch zu Steiermark im Volksmunde. Wohl mag es vorzugsweise vom Rittermunde gepflegt worden sein. Aber es hat sich vermutlich auch in anderen Kreisen verbreitet, im national gesinnten Klerus, bei den Freibauern und Wanderschülern, überall dort, wo die deutsche Heimatsliebe deutschen Geist zur Freude und Andacht hob.

Neben Walther darf der Spruchdichter Freidank als vornehmlich nationaler Sänger des staufischen Mittelalters gelten. Während Walther schon eine höhere Stufe, nicht nur der Kunst, sondern auch des nationalen Handelns und des politischen Treibens einnimmt, so gibt Freidank in festen Rissen das treue und schlichte Vorbild eines nationalgesinnten Mannes seiner Zeit. Er ist so recht der offene Träger der freien deutschen Bürgergesinnung, die mit einem warmen Herzen und mit hellem, beweglichem Verstande für alles eintritt, was das Deutschtum, König und Reich verlangen. Da gibt es keine Schwärmerei der Begeisterung, die im ersten Augenblicke erregt aufflammt, um rasch zu verkühlen und zu erblinden; wohl aber um so mehr Liebe für alles, was den Geist der rechten Deutschheit trägt. Ein solcher Sinn wurzelt tief im Boden der kräftigsten Volkserhaltung, im deutschen Recht und in der deutschen Volkssitte. Aus ihnen nimmt er alle Folgerungen für das Leben, für das heimischfriedliche, sowie für das feindlich umstellte. Die deutsche Volksart ist ihm das Heiligste. Sie ist ihm das unangreifbar Große, das wie das ewige Vermächtnis einer sittlichen Weltkraft im Volke lebt und

nur durch seine unbedingte Reinheit und Treue und durch geistgeborenen Adel schöpferisch auf das Volk wirken kann.

Dabei ist Freidanks Denken völlig umfangen von jenem Glanze, der in der Hohenstaufenzeit Deutschtum und Ritterschaft umspielte. Unter diesem kraftvollen Glanze wurde der Dichter schon im Vorhinein der überzeugungskühne Bekenner der ghibellinischen Gedanken und Pläne. Was von dem Welfen kam, das galt ihm als eine Schädigung des Volkes und als die offenbare Verkümmerung seiner Art. Das Welfentum wurde eine natürliche Scheidewand alles dessen, was national und was volksfeindlich sich aus dem Volke hob oder von außen herein in das Volk gedrängt ward. In Freidank, der uns über das sittliche Ringen, Anschauen und Erkennen eines reifen, ernsten mittelalterlichen Geistes, über seine kritische Selbsterziehung wie über seine geistige Bildung auf das Genaueste Rechenschaft gibt, ist diese geistige und politische Scheidewand deutlich zu erkennen. Sie wurde ihm zu der unmittelbaren Erkenntnis, daß das Volk nur aus dem Volke selber wachsen kann, daß es aus eigenen Kräften, aus eigenem Drange seinem Weltberufe nachkommen muß, einzig nur aus der Wahrheit seines Wesens schöpfend, aus der Freiheit seines Werdens, seines Willens.

Wo auch Freidank, der nationale Geist der Staufenzeit, stehen mag, überall entscheiden diese Ideale über seine Entschlüsse und sein Urteil. Sein Zornhieb wie sein Lobspruch werden von demselben Geiste der nationalen Erkenntnis getragen. Kennen des Volkes, Einssein mit dem eigenen Volke machen sein Wort in allen Wendungen zu dem maßgebenden und zum entscheidenden. Alle Formen des Volksgeistes handhabt er mit der klassischen Großheit der Gesinnung, die aus einem solchen einheitlichen Denken entspringt. So spricht er über das Volk und den König, über

Gott und die Welt, über Liebe und Freundschaft, über die Seele und ihr einstiges Werden. Ein jeder Gegenstand ist ihm mit der Volksseele verbunden. Darum wird bei ihm ein jeder groß und seelisch erhaben. Überall, Gott, den Fürsten und der Welt gegenüber, bewährt er den echt deutschen Freimut, der nur einem echten Volksgeiste gefügig ist, ohne je zu der Hohlheit jener innerlich unfreien Freisinnigkeit herabzusinken, die ihre alleinige Wirkung in dem seelen- und körperlosen Gegensatze um des Gegensatzes willen zu finden meint.

Scharf verurteilt Freidank die Kreuzzüge.

Sein nationaler Sinn sträubte sich gegen die Unnatur jener Kriegsfahrten, die nach päpstlicher Politik die Kraft und den seelischen Schwung Deutschlands im Morgenlande vergeuden sollten. Palästina sollte das Seuchenhaus sein für die deutsche Begeisterung und für das abendländische Blut. Die Weltgedanken der Staufen sollten zersetzt werden durch völkerzertrümmernde Wagnisse und priesterliche Eitelkeit. Die Erfahrung und die Sachkenntnis hatte sich Freidank selber im Morgenlande gesammelt, da er zu Akkon im Kreuzlager sich aufhielt. Mit schneidiger Härte that er dem Abendlande die streitbaren Ergebnisse seiner Einsicht kund.

Freidanks Sprüche zeigen die feinste Beobachtungsgabe für das Volksleben. Dabei lebt in ihnen das alte Mark der Sprache. Volkswerke im besten Sinne des Wortes sind die meisten seiner Spruchweisen.

Namentlich gewinnt der politische Spruch eine ungeheuere Macht des Vortrages durch eine solche harte Behandlungsweise, die doch mit jedem Zuge den reinen und schwunghaften Künstlersinn zeigt. Selten mag in anderer Zeit und in anderer Sprache eine solche Wucht und Gedrungenheit des kampflichen Ge-

dankens gepflegt worden sein, wie sie Freidank in seinen Sprüchen gegen Rom gegeben hat. Das ist der ganze Volksgeist, der mit eherner Kraft seinen Zorn befreit. Das waren wahrhaft die deutschen Antwortgrüße auf den römischen Fluch. Das war die deutsche Volkswaffe wider das versegnete Kreuz, der freie Geist gegen ein seelendrückendes Joch.

Einem Dichter, der eine solche Sprache singt und mit geistiger Klarheit die Lügenmärchen und die Flüche Roms versprengte, wetterten die Lieder keineswegs aus einem einsamen Grimme oder aus dem Zorne politischer Verlassenheit hervor. Einem solchen wurde das Lied Volksstimme und Reichsruf. Freidank dichtet wirklich aus einer Partei hervor, in ihrem Sinne und mit ihrer Macht. Walther von der Vogelweide war der Sänger und der berühmteste Herold dieser Partei. Das war die unbedingt nationale — das Volk mit seinem besten Wollen und mit seiner geistigsten Kraft. Ein jeder Mann von vaterländischem Sinne, der die große Einheit des Reiches und die sittliche Würde seines Volkes jedem anderen Erden- oder Himmelsdinge vorzog, machte diese Partei zu der seinen, mochte er nun berufen sein, in der Herrenrunde und im Königsrat das mächtige Wort des Sängers oder des Volksmannes zu erheben, oder bloß als Gewappneter des Reiches, als ein getreuer Schildmanne der Volkssache für diese einzutreten.

Die nationale Partei aller Zeiten war immer das Volk. Nicht das Volk als die Masse der Menschen, willkürlich durch Grenzen zusammengeschlossen mit allen fremden Mischteilen, die Menge des täglichen Marktes: — sondern die starke Gemeinschaft des einen unveränderlichen Volksgeistes, des Wächters aller Volksart, des treuen Erhalters der einen Volksseele, des einen Volkstums. Partei wurde sie erst durch den Gegenkampf. Ohne Gegen-

kampf, äußeren wie inneren, wäre die nationale Partei das eine, große, in sich geschlossene Volk selber, mit seinem einen Ziele, mit seiner einen Wesenheit. Durch Gegenkampf scheidet sich aus, was unvolklich ist im Volke. Rest bleibt das reine, ewige, unverfälschte Volkstum.

Gegenkampf hat der deutschen Sache nie gefehlt.

Zur Zeit der Hohenstaufen hob er sich mächtiger denn je. Und machtvoller denn je war da die Forderung an das Volk, sich zu schließen zu der Einen Volkswesenheit, in dem Geiste der Erhaltung und der Treue. Diese kampfliche Einheit gegen den ungeheueren Gegenkampf des Welfentumes wurde die nationale Partei, wie sie einem Friedrich Rotbart zujauchzte, einem König Heinrich VI. Gefolgschaft leistete nach den apulischen Bergen, die Pläne des zweiten Friedrich durch Italien und das Morgenland trug.

Die deutsche Volksliebe war die Seele dieser Partei. Deutschland frei, groß und sicher zu wissen, bildete wie heute auch damals das Streben aller, denen das warme deutsche Blut ehrlich und treu im Herzen rann. Diese Volksliebe war von jeher die beste Schule des Volkes. Mit ihr hat es das Schönste geleistet, das Größte ausgerichtet, das Herrlichste und Höchste vollbracht an Schlacht- und Gedankensiegen. Wer mit der tiefen Volksliebe sang und rang, der hatte den reinen Geist des Volkes ersungen und erdacht; wer mit ihr kämpfte und schlug, der trug den Zorn des Vaterlandes durch die Welt. Und diese lebendige Volksminne wurde die Sonne an dem deutschen Himmel. Nicht nur das heiterstrahlende Licht der Dichtung wurde sie, sondern auch die breitwirkende Sonnung für alles Leben, für das tägliche Treiben und das stündliche Werden. Mit Freimut und Unerschrockenheit trat man für diese Lichter des Volkes ein. Man erkannte in ihnen

das nationale Heil. Nur der unerschütterliche Glaube an das Wesen des Volkes, nur das volle Aufgehen in der Liebe des Volkes konnte die Thaten der Staufen möglich, zur Volkssache und zum Volksgedanken machen. Diese Überzeugung, aus der Liebe zum Glauben gewendet, ist wahrhaft deutsch. Sie ist die treibende Kraft des Deutschtums. Sie ist der Wehrschild und die Weihewaffe des nationalen Mannes, der Eidschwur der nationalen Partei für Volk und Reich.

Ungeheuer war das Wehe, das den germanischen Siegeslauf, die deutsche Welt und den deutschen Himmel zerstörte. Im Liede der Sänger bricht neben dem höchsten nationalen Jubel drangvoll auch das tiefste nationale Leid hervor.

Eine allgemeine Verschlechterung riß alles nieder, was noch kurz zuvor geblüht hatte wie ein Volksfrühling, geleuchtet hatte wie ein Sonnentag der nationalen Freiheit. Nachdem einmal die deutsche Volksliebe begraben lag, starb alles fort, Begeisterung, Sittlichkeit, Glück, Treue und Kraft. Nur die Gegensätze schossen noch immerzu üppig hervor und überwucherten die letzte Liebe und den letzten frohen Schein der Gnade. Was früher der ernste Wille des Volkes eingedämmt hatte, riß sich auf einmal jetzt los. Mächtiger denn je sprach die Pfaffheit wiederum ihre gnadenlose Losung über das deutsche Land. Die Gewalt wurde der Schrecken aller Guten und Verständigen. Und mit der Gewalt wuchs das Unrecht. Und mit dem Unrechte verdarben alle die goldenen Lichter der Menschlichkeit und des Volkstums. Schon Walther von der Vogelweide hat noch in der Zeit des jungen Königs Friedrich II. von den beginnenden Schreckenstagen des nationalen Verderbens gesungen.

Wie der Druck eines Gotteswetters lag das Schwinden der Volkskraft über dem Volke. Wie einen finsteren Weltuntergang

empfand man das Vergehen der alten nationalen Herrlichkeit. Und wie das kommende Gottesgericht des jüngsten Tages erschien das Versinken des königlichen Geistes, der unter leuchtenden Kaisersiegen für Deutschlands Freiheit und Segen eingestanden hatte. Recht im Schmerze solchen Vergehens merkte man die heiligste Offenbarung des Volkes zur Wahrheit werden: daß der Deutsche nur dann Mensch mit Willensfreiheit und mit dem Aufschwung zum Hohen und Schönen sein kann, wannen er mit seinem Volke geht. Sobald der Deutsche einmal sein Volk, die Wesenheit der nationalen Seelengemeinschaft, verlassen hatte, war er verloren. Jetzt, nach dem Einsturz des Staufenkönigtums, stand das Volk an dem Abgrunde dieses Verderbens. Und davon singen unermüdlich die Dichter ihre Klagen in den mächtig ausgeformten Sprüchen.

Für dieses Elend hatte bereits Walther von der Vogelweide das rechte Wort ausgesprochen. Seit das „Dahin daher" in allen deutschen Landen gilt, steht die deutsche Ordnung im stündlichen Kampfe mit den Poltergeistern des Gegensatzes, mit der Zwietracht, der Eifer- und Händelsucht und mit der seelenlosen Fremdhascherei. Der Deutsche ist nur für das ruhigheimische Besitzen geschaffen, nicht für das länderstürzende Begehren. Nur wo der Volksgeist treu und voll aus dem Volke treiben und predigen konnte, da ist das Volk groß und stark geworden: da war es deutsch. Nur wo das Volk an sich selbst hielt, da gingen auch für die ganze Welt die freien Lichter seines Wesens auf. Das ist die einzig eine Volkswahrheit. Leben und Werden, Seele und Geist, Frieden und Segen des Volkes sind unzertrennlich mit ihr verbunden.

Die rechte Wahrheit kennt keinen Zweifel. Der Deutsche ist nicht für den Zweifel geschaffen, sondern für seine Wahrheit, für den Glauben. Er war allzeit der alleinige Herr seines Glaubens. Der machte ihn erst recht zum Volke. Als der Deutsche einmal

seinen Glauben, den Kaisergedanken wie die Volksliebe, fahren gelassen hatte, um einem jeden Trugscheine nachzurennen, der ihm aus der Ferne schien, da wurden Kampf und Hader sein Tagewerk. Die holdeste Sendung des Glaubens, der Friede, verging. Der Verfall des Reiches, der Mord der Volksliebe, das Versiegen der Volkswesenheit, der Volksgeistigkeit und der Kunst, das waren die ausgiebigen Errungenschaften, die dem Deutschen das „Dahin daher" eingetragen hatte. Seit nicht der deutsche Freie mehr seinen Segen über die Kraft und den Stolz des Vaterlandes sprach, war er heimatlos geworden in seinem eigenen Lande, auf seiner eigenen Flur. Diese waren zum Fremdgut geworden, zu Kampfesrecht und Raufbeute. Über das deutsche Volksgut that das Faustrecht seine blutigen Griffe.

In diesem unaufhörbaren nationalen Elend richtete man wieder den Blick nach Rom. Von hier wußte man es ausströmen, was von jeher Unfreiheit des Volkes, Haß und Hader geheißen hatte. Über der sinkenden Kaiserherrlichkeit stand eine verderbte Kirche und ein fluchender Papst. Gierig lauschte das Ohr, den Segen zu vernehmen, mit dem Rom gnaden sollte in den Bitternissen der Zeit. Man lechzte nach dem Worte des seelischen Friedens, den die Kirche mit des Geistes Kraft über die Welt wirken sollte. Aber was man vernahm, das war immer nur der Fluch und das widerwärtige, lärmfrohe Treiben der entarteten Pfaffheit. Die ersten Sittenrichter jener Zeit füllen ihre ungeschmeidigen Strophen mit den Beschwörungen dieser Not. Besonders stand die Willkür, mit der Bann und Exkommunikation verhängt wurden, im schreienden Gegensatze zu der glaubenstüchtigen Gesinnung der Deutschen. Sie untergrub vor allem das Ansehen der Priestermacht. Gegen den unheiligen Fluch wird am lautesten gewettert. Den fluchenden Papst traf des Volkes flammendster Zorn.

Aber auch durch diesen gewaltigsten Sturm der Weltgeschichte hat sich der deutsche Volksgeist noch gerungen. Wenn oft die deutsche Volkskraft schon ganz versunken zu sein schien in Untreue, Verderben und Unnatur, so befreite sich im Stillen doch immer wieder ein heiliger Funke der alten deutschen Gottesart, der aufglomm und aufschwoll, bis er zündende Flamme wurde, bis er treibender Brand ward und weiter glomm durch die Volksherzen und durch die Geister der großen seelischen Volksgemeinschaft. Und wenn die Geister wiederum so recht entzündet waren von der Begeisterung und von der jungaufstrebenden Volksliebe, da fand man, daß es wieder die alte Sonne des deutschen Gemütes war, die wie auf einmal durch die Nebel schien, die Schatten auseinander riß und den Frieden niederstrahlte, die Weihe der deutschen Freiheit und des deutschen Glaubens.

Schon zur Zeit des Zwischenreiches, als Fehde und Haß den Frieden zertrümmerten und alles Glück weglöschten, trieb dieser deutsche Glaube wieder hervor. Noch nicht mit der vollen Macht und Entschlossenheit einer seelischen Neuschöpfung, sondern erstlich nur als die einsame Gesinnung einer Schar getreuer Volksgenossen, über das ganze deutsche Land zerstreut. Er sah das Kaisertum fallen mit seinen letzten Enden, er sah die Pfaffheit verderben und das ehmals übergewaltige Papsttum versiechen. Und dennoch mußte er glauben. Er glaubte an die Heiligkeit und Unsterblichkeit des einen Volkswesens. Er wußte, daß kommen werde, was wieder heilig und groß das Volk umfangen könne, die große Einigkeit der Geister, eine unzerstörbare Einheit der deutschen Seelen. Durch die blutigen Flammen des Bruderkrieges sah er den deutschen Himmel wieder blauen. Die letzten freien Geister trieb er an zur Einkehr in sich und in das Volkstum. Da fanden sie eine wundersame Minne noch aufgerichtet in dem alten

Glauben. Das war die Minne des deutschen Gedankens, der sein Volk suchte, seine Kraft und seinen Gott.

In der Dichtung jener Zeit wirft dieses nationale Gottsuchen einen freundlichen Schein um sich. Schon Reinmar von Zweter folgt seiner Leuchte. Sein kräftiger Geist, aufgezogen in der harten Schule der Verderbnis und der nationalen Zerstörung, lebt in dem sehnenden Verlangen dieses neuen Glaubens, dieses schöneren Volkswerdens im Lichte der Wahrheit und des nationalen Friedens.

Gleich einem tiefen Mysterium wirkte dieser neue Glauben durch Getümmel und Streitbraus auf das Volksempfinden. Man wußte, daß etwas über die Christenheit kommen müsse, reinigend und befreiend, daß es das deutsche Volk erfassen und erschüttern müsse, bis die alten, zerrütteten Formen eingefallen wären und ein neues Leben emportriebe für den neuen Glauben. Und dennoch war man sich der ganzen Tragweite dieses nationalen Mysteriums nicht bewußt. Man fühlte nur, daß es von jenem alten Feuerhauche des Kaiserglaubens und der Volksmacht war, vor denen die Welt einmal erzitterte, Wüste, Meere und Waldberge zusammengeflossen waren zu einem Bereich. Man wußte, daß es einmal alle Enden der Schöpfung erfüllt hatte mit dem deutschen Worte und der deutschen That. Man erkannte noch nicht, daß das deutsche Mysterium der Welt ja nur das ganze Volkstum, die eine einige Deutschheit sein könne. Man fühlte nur, daß es wahrhaft etwas vom Volke war, ein letztes rettendes Mittel in Unnatur und Untergang. Gierig lauschte man seinem Anhauche. Man achtete auf jede zarte Regung, mit der es hie und dort in dem verfahrenen Volke zu wirken schien. Man hörte darauf wie auf den Geist Gottes, der mit den letzten Gerichten zu kommen drohte.

Dieser stillwirkende Zug der Volksnatur machte sich vor allem in einer harten Gedankenzucht geltend. Was von römischem Geiste

und pfäffischer Entsittlichung in das Volk zu dringen drohte, das wurde schonungslos an das Licht gezogen. Mit scharfem Verstande wurden alle Trugschlüsse zersetzt, mit denen das Papsttum seine Gewaltthätigkeit zu bescheinen liebte. Die Ablaßwirtschaft, die Simonie und die Käuflichkeit aller christkatholischen Geheimnisse boten genugsam Stoff für die antipfäffliche Kritik.

Walthers Vorbild hatte dieser Richtung einen wahrhaft klassischen Anstrich gegeben. Gerade für seine nationale Dichtung bekam er die tüchtigsten Nachfolger, die Verfechter der streitbaren deutschen Gesinnung. Besonders kräftig tritt für diese Gesinnung, die dem großen nationalen Glauben durch die Wirrnisse der Zeit den Weg schaffen sollte, das Gedicht vom Wartburgkrieg ein. Ein Geist, der nicht den Himmel gewann und nie der Hölle verfallen soll, wird hier zum Vermittler der heftigen Angriffe gemacht, mit denen sich das bedrohte Geistes- und Gottestum jener Zeit gegen den römischen Widersacher hob.

Es war der bewegende Sturm vor dem kühnsten und reichsten Aufgange der deutschen Gedankensonne. Die Gewalt, die jede Fuge deutschen Landes zu zertrümmern schien, brachte bei aller Verheerung den Hauch der deutschen Freiheit über die Wälder. Es war der innere Gewissenskampf des Volkes um seine Art. Es war das schwere, innere In-sich-selber-gehen des Volkes vor einer neuen Zeit des Glaubens und der Freiheit. Diese sollte alles wiederbringen, was man bisher verloren hatte, das Gut, die Einheit und die Seelen. Sie mußte geistig das werden, was irdisch das versunkene Kaisertum war. Ein Staufentum des Geistes lag in dem Anschauen und Fühlen des ringenden Volksgemütes, ein unvergängliches Weltkaisertum der deutschen Seelenfreiheit.

Daß dieser mächtige Glaube, in dem die Erhaltung und Neuschöpfung des Volkswesens liegen mußte, sich nicht mehr an den

schwankenden Pfosten der römischen Kirche halten konnte, dessen war man gewiß. Und je innerlicher das Volk nach der Wiederaufrichtung seiner nationalen Seelengemeinschaft drängte, desto mehr nahm man Anstoß an dem unsauberen Wandel und dem feilen Handel der Geistlichkeit und der Kirche, welche sich vermaßen, den rechten Glauben zu hüten. Und in eben diesem Streben des Volkes nach der Befreiung des deutschen Glaubens, das sich schon zur Zeit Friedrichs II. offenen Ausdruck verschaffte und während des Zwischenreiches immer mehr sich hervordrängte, hat man den ersten Grundpfeiler der deutschen Kirchenverbesserung, wie sie Luther hernach eingesetzt hat, zu suchen.

Ja, der Geist der Reformation war es, der zum Troste der Nation in der schwülen Drangsal der Bürgerkriege und des Faustrechts seine heiligen Lichter aufflammen ließ, der langsam im Volke für ein neues Königtum des deutschen Wesens warb, für das lichte Königtum der deutschen Seele.

Deutlich spricht aus der nationalen Dichtung jener Zeit dieser reformatorische Geist. Walther von der Vogelweide ist der poetische Vorgänger Martin Luthers. Reinmars von Zweter Sprüche schließen bereits vollkommen den nationalen Untergrund der Reformation in sich. Am klarsten hat der Meister Regenbogen diese gewaltvolle Regung der Zeit dargestellt. Er spricht schon von einer Trennung der Kirche, von der Auferstehung des Geisterkönigs Friedrich Rotbart, von der Verbesserung der kirchlichen Ordnung durch den Volksgeist. Dabei ist Regenbogen ein strenggläubiger Mann, der ernst und gewissenhaft aus der Gesinnung seiner Zeit dichtet. —

So hatte die Kunst der deutschen Minne nach und nach Fühlung erhalten mit dem reichsten und stolzesten Glanze des Volkswesens ebenso als wie mit seinen innigsten, vom Sturme hin und

her geworfenen Begehrungen, mit seinen Ahnungen, mit den geheimsten Offenbarungen der nationalen Überzeugung.

Darum war der Gesang der Minne die höchste und reifeste Volkskunst geworden. Er war es gleich für Hoch und Nieder, für die ganze nationale Gemeinschaft sowie für den einzelnen, im Kampfe stehenden Mann. Aber nicht nur eine Kunst des Volkes allein, seiner Seelenwerke und Freiheitsschöpfungen, war er; der Minnesang war auch eine Kunst der ganzen Zeit und der großen Welt, soweit das Deutschtum über sie Gewalt und Fügekraft erlangte. Denn der ganze kaiserliche Schimmer jener Zeit, der riesenhafte Aufschwung der ritterlichen Welt leuchtet aus dem Liede der deutschen Minne entgegen. So wuchs dieses empor in dem höchsten nationalen Stolze, zu der ungeheuersten nationalen Selbstmacht. Kunst und Kaisertum erscheinen in derselben Weise verbunden wie Geist und Gottestum. Das Lied wurde selber die minnigliche Bestätigung aller nationalen Geistwerdung.

Es wurde der Sänger zum Träger des reinsten Volkstums. Dies suchte seinen besten Wert in dem Gedanken und seine seelenvollste Kraft in der Kunst.

Die deutsche Minne war der große, sonnenhelle Äther geworden, in den sich alles hob wie zu einer himmelsfrohen Verklärung, was nur mit einer Fiber oder auch nur mit einem Hauche mit dem Geiste des Volkes verbunden war. Sogar die rege Mannigfaltigkeit der Form stand in offenem Zusammenhange mit diesem innerlichen nationalen Schwunge. Die fröhliche Reimkunst war der heitere Waldfrühling geworden, in dem jedes warme Gemüt zu singen und zu klingen vermeinte, sobald es die sonnige, über alle Wege und Wanderstiege fliegende Bewegung des Volksgemütes spürte. Und wie es von dem Staubfaden zur Blume geht, so ging es von dem Gedanken zum Liede. Alles wurde Lied

unter dem starken Willen des Volkes zur Kunst. Unversehens quoll es empor unter dem Einflusse dieses frohen künstlerischen Hanges. Es war dies die allerseligste Zeit des Volkes. Denn es wurde da der Mensch zum Deutschen und da wurde der Deutsche zum Dichter.

So kam die rechte Volksandacht in die Kunst. Die Selbstweihe des Volkes lebte in dem Liede. Und eins mit der holden Minne der Herren und Sänger war die rechte Volksliebe, die urquellfrisch durch Zeit und Welt rann.

Und wo die Liebe ist, da ist Bewegung zum Schönen und Hohen. Da ist Leben und Geist. Da ist das Volk selbst. Da ist das Licht.

Volk ist Licht!

Ende des ersten Buches.

Buch der Minnelieder.

Der Minnesang in den romanischen Ländern.

1. Minnespiel.

Heinrich von Morungen.

(Nach einem Troubadourliedchen.)

Mirst geschehen als eime kindelîne,
daz sîn schoenez bilde in eime glase gesach
Unde greif darnâch sîn selbes schîne
sô vil biz daz es den spiegel gar zerbrach:
Dô wart al sîn wünne ein leitlîch ungemach.
alsô dâht ich iemer frô ze sîne,
dô ich gesach die lieben frouwen mîne,
von der mir bî liebe leides vil geschach.

2. Liebesgedanken

Friedrich von Husen.

Si darf mich des zîhen niht,
ichn hete si von herzen liep,
des mohte si die wârheit an mir sehen.
und wil sis jehen
ich kom sîn dicke in sô grôze nôt,
daz ich den liuten guoten morgen bôt
engegen der nâht.
ich was sô verre an si verdâht,
daz ich mich underwîlent niht versân;
und swer mich gruozt, daz ich sîn niht verstân.

Nach dem Liede Folquet's de Marseille:

Qu'el garda vos e us ten tan car,
qu'el cors en fai nesci semblar,

qu'el sen i met. l' engenh e la valor,
si qu'en error
laissal' cors pel sen qu'el reste:
qu'om mi parla, maintas vez s'esdeve,
qu'eu no sai que.
e m'saluda qu'eu non aug re;
pero jamais nuls hom no m'occoigo.
si m'saluda, et eu mot no li so.

Das Aufblühen des höfischen Lebens in Deutschland.

3. Die Schule der Minne.

Reinmar von Zweter.

Alle schuole sint gar ein wint
wane diu schuole aleine dâ der minne junger sint:
diu ist sô künste rîch daz man ir muoz der meisterschefte jehen.
Ir besme zamet sô wilden man.
daz er nie engehôrte noch gesach, daz er daz kan:
wâ hât ieman sô hôher schuole mêr gehoeret und gesehen?
Diu minne lêrt die frouwen schône grüezen,
diu minne lêret mangen spruch vil süezen,
diu minne lêret grozze milte,
diu minne lêret grozze tugent:
si lêrt die jungen in der jugent
ritterlich gebâren under schilte.

4. Kreuzzugslied.

Hartmann von der Aue.

Dem krinze zimt wol reiner muot
und kiusche site:
sô mac man saelde und alles guot
erwerben mite.
Ouch ist ez niht ein kleiner haft
dem tumben man

der sîme lîbe meisterschaft
niht halten kan.
Ez wil niht daz man sî
der werke drunter frî:
waz tuoc ez ûf der wât,
derz an dem herzen niene hât?

Nû zinsent, ritter, iuwer leben
und ouch den muot
durch in der iu dâ hât gegeben
lîp unde guot.
Swes schilt ie was zer werlte bereit
ûf hôhen prîs,
ob er den gote nû verseit,
der ist niht wîs.
Wan swem daz ist beschert
daz er dâ wol gevert,
daz giltet beidiu teil,
der werlte lop, der sêle heil.

Diu werlt mich lachet triegent an
und winket mir.
nû hân ich als ein tumber man
gevolget ir.
Der hacken hân ich manegen tac
geloufen nâch:
dâ niemen staete vinden mac,
dar was mir gâch.
Nû hilf mir, herre Krist,
der mîn dâ vârend ist,
daz ich mich dem entsage
mit dînem zeichen deich hie trage.

Sît mich der tôt beroubet hât
des herren mîn,

swie nû diu werlt nâch im gestât,
daz lâze ich sîn.
Der froide mîn den besten teil
hât er dâ hin.
und schüefe ich nû der sêle heil,
daz waere ein sin.
Mac ime ze helfe komen
mîn vart deich hân genomen,
ich wil irm halber jehen:
vor gote müeze ich in gesehen.

Die Anfänge des Minnesangs.

5. Sehnsucht.

Der von Kürenberg.

Ez hât mir an dem herzen
vil dicke wê getân,
daz mich des geluste
des ich niht mohte hân
noch niemer mac gewinnen;
daz ist schedelîch.
jone mein ich golt noch silber:
ez ist den liuten gelîch.

Ich zôch mir einen valken
mêre danne ein jâr.
dô ich in gezamete
als ich in wolte hân
und ich im sîn gevidere
mit golde wol bewant,
er huop sich ûf vil hohe
und fluog in anderiu lant.

Sît sach ich den valken
schône vliegen:

er fuorte an sînem fuoze
sîdîne riemen
und was im sîn gevidere
alrôt guldîn.
got sende si zesamene
die geliebe wellen gerne sîn.

6. Das Himmelshaus. Eine Priamel.

Der alte Spervogel.

In himilrîche ein hûs stât,
ein guldîn wec dar în gât.
Die siule die sint mermelîn,
die zieret unser trehtîn
Mit edelem gesteine.
dâ enkumt nieman în,
ern sî vor allen sunden alsô reine.

7. Rechte Freundschaft.

Der junge Spervogel.

Swer den sînen guôten vriunt behalten wil,
den sol er vor den liuten strâfen niht ze vil.
Er neme in sunder hine dan
und sage im waz er habe getân:
Da enhoeret ez der vremde niht. er zürne in dâ vil sêre
und halte in vor den liuten wol: des hât er iemer êre.

8. Immerwährende Treu.

Der Burggraf von Rietenburg.

Die nahtegal ist gesweiget
und ir hôher sanc geneiget,
Die ich ê wol hôrte singen:
doch tuot mir sanfte guot gedinge,
Den ich von einer frowen hân.
ich wil ir niemer abe gegân
und biut ir staeten dienest mîn.
als wil ich iemer mêre sîn.

9. Frühling im Leid.

Dietmar von Aiste.

Ûf der linden obene
dâ sanc ein kleinez vogellîn.
vor dem walde wart ez lût:
dô huop sich aber daz herze mîn
an eine stat dâ ez ê dâ was.
ich sach die rôsebluomen stân:
die manent mich der gedanke vil
die ich hin zeiner vrouwen hân.

„Ez dunket mich wol tûsent jâr
daz ich an liebes arme lac.
sunder âne mîne schult
fremedet er mich manegen tac.
sît ich bluomen niht ensach
noch enhôrt der vogel sanc,
sît was mir mîn vröude kurz
und ouch der jâmer al ze lanc."

10. Frühling im Troſt.

Dietmar von Aiste.

Ahî nû kumet uns diu zît,
der kleinen vogellîne sanc:
ez gruonet wol diu linde brît,
zergangen ist der winter lanc.
nû siht man bluomen wol getân
üeben an der heide ir schîn.
des wirt vil manic herze frô:
des selben troestet sich daz mîn.

Minneſang und Volkslied.

11. Heimliche Liebe.

Tougen minne diu ist guot,
si kan geben hôhen muot.

der sol man sich vlîzen.
swer mit triuwen der niht phliget,
dem sol man daz verwîzen.

12. An die Nachtigall.

Nahtegal, sing einen dôn mit sinne
mîner hôchgemuoten küniginne.
künde ir, daz mîn staeter muot und mîn herze brinne
nâh ir süezen lîbe und nâh ir minne.

13. Lustig im Mai.

Vrowe, wesent frô,
troestent iuch der sumerzît,
diu kumt iu alsô:
rôsen lilijen si uns gît.
vrowe, wesent frô!
wie tuot ir nû sô
daz ir sô trûrec sît?
der klê der springet hôh.

14. Lockung.

„Ich wil trûren varen lân.
ûf die heide sul wir gân,
ir vil liebe gespilen mîn:
dâ seh wir der bluomen schîn.
ich sage dir, ich sage dir,
mîn geselle, kum mit mir.

Süeze Minne, rame mîn,
mache mir ein krenzelîn:
daz sol tragen ein stolzer man,
der wol wîben dienen kan.
ich sage dir, ich sage dir,
mîn geselle, kum mit mir.“

15. Unter der Linde.

Walther von der Vogelweide.

„Under der linden
an der heide,
dâ unser zweier bette was.
Dâ muget ir vinden
schône beide
gebrochen bluomen unde gras.
Vor dem walde in einem tal.
tandaradei!
schône sanc diu nahtegal.

Ich kam gegangen
zuo der ouwe:
dô was mîn vriedel komen ê.
Dâ wart ich empfangen,
hêre frouwe,
daz ich bin saelic iemer mê.
Kust er mich? wol tûsentstunt:
tandaradei!
sehet wie rôt ist mir der munt.

Dô hâte er gemachet
alsô rîche
von bluomen eine bettestat.
Des wirt noch gelachet
inneclîche,
kumt iemen an daz selbe pfat.
Bî den rôsen er wol mac.
tandaradei!
merken wâ mirz houbet lac.

Daz er bî mir laege,
wessez iemen

(nu enwelle got!) sô schamte ich mich.
Wes er mit mir pflaege,
niemer niemen
bevinde daz wan er und ich,
Und ein kleinez vogellîn,
tandaradei!
daz mac wol getriuwe sîn."

16. Tanzlied.

Neidhart von Reuenthal.

Der walt stuont aller grîse
vor snê und ouch vor îse.
Derst in liehter varwe gar.
nemt sîn war,
Stolziu kint,
und reiet dâ die bluomen sint.

Ûf manegem grüenem rîse
hôrte ich süeze wîse
Singen kleiniu vogellîn.
bluomen schîn
Ich dâ vant.
heide hât ir lieht gewant.

Ich bin holt dem meien.
dar inne sach ich reien
Mîn liep in der linden schat.
manic blat
Ir dâ wac
für den sunnenheizen tac.

17. Scholarenliedchen.

Waer diu werlt alliu mîn
von dem mere unz an den Rîn,
des wolte ih mih darben,

daz diu künegîn von Engellant
laege an mînen armen.

Heinrich von Veldecke, der erste höfische Minnesänger.

18. Die feinen Leute am Rhein.

Der Marner.

Wie höfsche liute habe der Rîn,
daz ist mir wol mit schaden kunt.
ir hûbe ir hâr ir keppelîn
erzeiget niuwer fünde vunt.
Krist in helfe, sô si niesen!
Ez mac wol curteis povel sîn,
pittit mangier ist in gesunt.
stad ûf stad abe in wehset wîn,
in dienet ouch des Rînes grunt
(ich wil ûf si gar verkiesen):
Der Nibelunge hort lît in dem Lurlenberge in bî.
in weiz ir niender einen der sô milte sî
daz er den gernden teile mite
von sîner gebe.
die wîle ich lebe,
sîn vrî vor mir.
ir muot der stât ûf solhen sîte:
nû gip du mir, sô gib ich dir.
sin enwellent niht verliesen.

19. Ritterehre. Eine Tanzweise.

Ulrich von Lichtenstein.

Êre gernde ritter, lât iuch schouwen
Under helmen dienen werden vrouwen:
Welt ir die zît vertrîben
ritterlîch,
êrenrîch
wert ir von guoten wîben.

Ir sult hôch gemuot sîn under schilde,
Wolgezogen, küene, blîde, milde.
Tuot ritterschaft mit sinnen
unt sît frô;
minnet hô,
sô mugt ir lop gewinnen.

Denket an der werden wîbe grüezen,
Wie sich daz kan guoten vrouwen süezen:
Swen vrouwen muot wol grüezet,
der ist gewert,
swes er gert;
sîn vröude ist im gesüezet.

Swer mit schilden dekken wil vor schanden,
Der sol ez dem lîbe wol enblanden;
Des schiltes ampt gît êre,
im ist bereit
werdekeit:
si muoz aber kosten sêre.

Manlîch herze vindet man bî schilde,
Zaglîch muot muoz sîn dem schilde wilde;
Gegen wîben valsch der blekket,
swer in hât
an der stât,
dâ man mit schilden dekket.

Tuo her den schilt! man sol mich hiute schouwen
Dienen mîner herzelieben vrouwen;
Ich muoz ir minne erwerben
und ir gruoz,
oder ich muoz
gar in ir dienest sterben.

Ich wil si mit dienest bringen inne,
Daz ich si baz dann mich selben minne·

Ûf mir muoz sper erkrachen!
nû tuot her
mir daz sper!
des twinget mich ir lachen,
Daz kan si süeze machen.

20. Schlußwort der „Eneit".

Heinrich von Veldeke.

Nû solen wir enden diz bûch.
ez dûht den meister genûch,
derz ûz der welsche kêrde,
ze dûte herz uns lêrde:
daz was von Veldeke Heinrîch.
daz is gnûgen wizzenlîch,
daz herz tihten kunde.
her hete ein lange stunde
daz mêre teil getihtet,
in tûsche berihtet,
unz daz der hêre Ênêas
frouwen Lavînen brief gelas,
und woldez vollebringen.
do beleibz von einem dinge,
her liez ez dorch einen zoren:
her hete daz bûchelîn verloren.
her liez ez einer frouwen
ze lesene und ze schouwen,
ê danne manz wol schreve,
daz was diu grâvinne von Cleve.
diu milde und diu gûte
mit dem frîen mûte,
diu konde hêrlîche geben.
vil tugentlîch was ir leben,
alz es einer frouwen wol gezam.
dô si der lantgrâve nam,

dô wart daz bûch ze Cleve verstolen
einer frouwen, der ez was bevolen.
des wart diu grâvinne gram
dem grâven Heinrîch, der ez nam
unde ez dannen sande
ze Doringen heim ze lande.
dâ wart daz mâre dô geschrîben
anders dan obz im wâr blîben,
von Cleve daz mach man sagen vor wâr.
sint was daz bûch niun jâr
meister Heinrîche benommen,
daz her den phalinzgrâven vant
von Sassen, der im daz bûch liez
unde ez in volmachen hiez:
wander ins bat und im ez riet,
her ne hete ez volmachet niet.
he mûste ez ouch tûn
dorch lantgrâven Lodewîges sûn.
volmachen herz ouch began
dorch den phalenzgrâven Herman
von der Nûwenborch bî der Unstrût,
want diu rede dûhte in gût
und daz getihte meisterlîch.
dô volbrahtez Heinrîch
dorch sîn gebot und dorch sîn bete.
wander im allen dienest tete,
den her erdenken konde,
und ez im wole gonde,
sint daz her sîn kunde gewan.
daz was der phalzgrâve Herman.
des lantgrâven Lodewîges brûder
von vater unde von mûder,
und der grâve Friderîch,
dem diende gerne Heinrîch.

21. Zauberlose Minne.

Heinrich von Veldeke.

Tristrant muoste sunder danc
staete sîn der künegimme,
Wand in poisûn dar zuo twanc,
mêre dan diu kraft der minne.
Des sol mir diu guote danc
wizzen, daz ich niene gedranc
alsulhen wîn, und ich si minne
baz dann er, und mac daz sîn,
wolgetâne,
valsches âne,
lâ mich wesen dîn
unde wis du mîn.

Sît diu sunne ir liehten schîn
gegen der kelte hât geneiget
Und diu kleinen vogellîn
ires sanges sint gesweiget,
Trûric ist daz herze mîn:
wan ez wil nû winter sîn,
der uns sîne kraft erzeiget
an den bluomen, die man siht
liehter varwe
erbleichet garwe;
dâ von mir geschiht
leit und liebes niht.

22. Die Verschlechterung der Welt.

Heinrich von Veldeke.

Dô man der rehten minne pflac,
dô pflac man ouch der êren.
Nû mac man naht unde tac
die boesen site lêren.

Swer diz nû siht und jenez dô sach.
owê waz der nû klagen mac!
tugende welnt sich nû verkêren.

23. Niederdeutsches Frühlingslied.

Heinrich von Veldeke.

In dem aberellen
sô lôven die lenden
Sô hebben ir willen
wan sie minne venden
An ir genôt,
der mich nie verdrôt,
wan si swegen al den winter stille.
sô die blômen springen,
end grônen die bôken:
die vogel und singen,
aldâr si si sôken,
wan ir blîscap es grôt,

Dô si an dem rîse
bî den bladen springen,
Ir manchvalden wîse,
si hôven end sôngen
Neder end hôh.
deich wele wesen vrô.
reht es dat ich mîn gelucke prîse.
die blômen gesâgen
dô waren die rîke
der si wîlen plâgen,
lût ende vrôlîke
mîn môt stât alsô

Mohte ich erwerven
kond ich die gesôcken
Ich sal verderven
sîn wolde gerôcken
Bôte âne dôt
want got nie gebôt
dat dehein man gerne solde sterven.
mîner vrouwen holde!
als ih ir getâme!
al von mîner scolde,
dat si van mir nâme.
ûf genâde end dorch nôt,

Von der Niederlande bis zur Donau.

24. Heimweh in der Fremde.

Friedrich von Husen.

Gelebt ich noch die lieben zît
daz ich daz lant solt aber schouwen,

Dar inne al mîn fröide lît
nû lange an einer schoenen frouwen.
Sô gesaehe mînen lîp
niemer weder man noch wîp
getrûren noch gewinnen rouwen.
mich dûhte nû vil manegez guot,
dâ von ê swaere was mîn muot.

Ich wânde ir ê vil verre sîn
dâ ich nû vil nâhe waere.
Alrêrste hât daz herze mîn
von der frömde grôze swaere.
Ez tuot wol sîne triuwe schîn.
waer ich iender umb den Rîn,
sô friesche ich lihte ein ander maere,
des ich doch leider nien vernam
sît daz ich über die berge kam.

25. Zweifel.

Friedrich von Husen.

Waz mac daz sîn daz diu werlt heizet minne,
unde ez mir tuot sô wê zaller stunde
unde ez mir nimet sô vil mîner sinne?

26. Die schönen Augen.

Ulrich von Gutenburg.

Wie sol ich mînen dienest sô lâzen,
den ich hân lange mit triuwen getân?
Ich bin leider sêre wunt âne wâfen:
daz habent mir ir schoeniu ougen getân:
Daz ich niemer mê geheilent enkan,
ezn welle der ich bin undertân.
wê waz sol sô verdorben ein man?
ich waene an ir ist genâde entslâfen,
deich ir leider niht erwecken enkan.

27. Ein leichter Mut.

Albrecht von Johannsdorf.

Wîze rôte rôsen, blâwe bluomen, grüene gras,
brûne gel und aber rôt, dar zuo des klêwes blat,
Von dirre varwe wunder under einer linden was.
dar ûfe sangen vogele. daz was ein schoeniu stat.
Kurz gewahsen bî ein ander stuont ez schône.
noch gedinge ich, der ich vil gedienet hân,
daz si mir ez lône.

Ez ist manic wîle daz ich niht von vröuden sanc,
unde enweiz ouch rehte niht wes ich mich vröuwen mac.
Daz ich der guoten niht ensach, des dunket mich vil lanc.
doch fürhte ich, sine gewunne noch nie nach mir langen tac.
Ich sol ze mâze lachen unz ich ir genâde erkenne.
als ich danne bevinde wie ez allez stât,
dâ nâch lache ich denne.

28. Ingrimm über die Welt.

Heinrich von Rugge.

Diu werlt wil mit grimme zergân nû vil schiere:
ez ist an den liuten grôz wunder geschehen.
Vröuwent sich zwêne, sô spottent ir viere.
wären si wîse, si möhten wol sehen
Daz ich dur jâmer die vreude verbir.
nû sprechent genuoge war umbe ich sûs truobe,
den fröide geswîchet noch ê danne mir.

Diu werlt hât sich sô von fröiden gescheiden
daz ir der vierde niht rehte nû tuot.
Juden und Kristen, in weiz umbe heiden,
die denkent alle ze verre an daz guot,
Wie si vil gewinnen: doch wil ich in sagen,
ez muoz hie belîben, daz niemen den wîben
nû dienet zu rehte, daz hoere ich si klagen.

Swer nû den wîben ir reht wil verswachen,
den wil ich verteilen ir minne und ir gruoz.
Ichn wil ir leides von herzen niht lachen:
swer sô nû welle, der lâze oder tuoz.
Wan ist ir einiu niht rehte gemuot,
dâ bî vund ich schiere wol drî oder viere,
die zallen zîten sint hövesch und guot.

29. Die rechte Seligkeit.

Reinmar von Hagenau.

Hôhe alsam diu sunne stêt daz herze min:
Daz kumt von einer frouwen, diu kan staete sîn
Ir genâde, swâ si sî.
si machet mich vor allem leide frî.

Ich hân ir ze geben niht wan mîn selbes lîp:
Derst ir eigen. dicke mir diu schoene gît
Fröide und einen hôhen muot,
swenn ich dar an gedenke wies mir tuot.

Wol mir des daz ich si ie sô staete vant!
Swâ si wonet, diu eine liebet mir daz lant.
Füeres über den wilden sê,
dar füere ich hin: mir ist nâch ir sô wê.

Het ich tûsent manne sin, daz waere wol,
Daz ich si behielte der ich dienen sol.
Schône und wol si daz bewar
daz mir von ir niht leides widervar.

Ich enwart nie rehte saelic wan von ir.
Swes ich ir gewünschen kan, des gan si mir.
Saeleclîch ez mir ergie.
dô mich diu schoene in ir genâde vie.

30. Ungeduld.

Heinrich von Morungen.

Frouwe, wilt du mich genern,
sô sich mich ein vil lützel an.
Ichn mac mich langer niht erwern,
den lîp muoz ich verloren hân.
Ich bin siech, mîn herze ist wunt.
frouwe, daz hânt mir getân
mîn ougen und dîn rôter munt.

Frouwe, mîne swaere sich,
ê ich verliese mînen lîp.
Ein wort du spraeche wider mich:
verkêre daz, du saelic wîp
Du sprichest iemer neinâ nein,
neinâ neinâ neinâ nein:
daz brichet mir mîn herze entzwein.
maht du doch etswan sprechen jâ,
jâ jâ já já jâ jâ jâ?
ez lît mir an dem herzen nâ.

31. Der Minne Neid.

Heinrich von Morungen.

Si hât liep ein kleine vogellîn,
daz ir singet und ein lützel nâch ir sprechen kan:
müest ich dem gelîche ir heinlîch sîn,
sô swüere ich des wol daz nie frouwe selhen vogel gewan.
für die nahtegale wolte ich hôhe singen dan.

32. Wilde Minnefahrt. Eine Ausreiſe.

Heinrich von Morungen.

Ich wil eine reise.
wünschet daz ich wol gevar.
Dâ wirt manic weise.
diu lant diu wil ich brennen gar.

Mîner frouwen rîche,
swaz ich des bestrîche,
daz muoz allez werden vlorn.
si enwende mînen zorn.

Helfet singen alle,
mîne friunt, und zieht ir zuo
Mit wildem schalle,
daz si mir genâde tuo.
Schrîet daz mîn smerze
miner frouwen herze
breche und in ir ôren gê.
si tuot mir ze lange wê.

Die Fürstlichen Sängerhöfe.

33. Der wonnigliche Hof zu Wien.

Walther von der Vogelweide.

Ob ieman spreche, der nû lebe,
daz er gesaehe ie groezer gebe,
als wir ze Wiene haben dur êre enpfangen?
Man sach den jungen fürsten geben
als er niht lenger wolte leben:
dâ wart mit guote wunders vil begangen.
Man gab dâ niht bî drîzec pfunden:
wan silber alz ez waere funden,
gab man hin und rîche wât.
ouch hiez der fürste durch der gernden hulde
die malhen von den stellen laeren.
ors, als ob ez lember wären,
vil maneger dan gefüeret hât.
ezngalt dâ nieman sîner alten schulde:
daz was ein minneclîcher rât.

34. Wanderſehnſucht.

Der Püller.

Ze Osterreich ist vil guot sîn,
aber von Wiene waere gerne hin wieder an den Rin
zuo der schoenen; diuchte es den künik zît.

35. Der geizige König.

Meiſter Stolle.

Der künik von Rôme ne gît ouch niht, unt hât doch küniges guot;
erne gît ouch niht, er ist waerlîch rehte alsô ein löuwe gemuot.
erne gît ouch niht, er ist kiusche gar.
erne gît ouch niht, unde ist doch wandels eine.
Erne gît ouch niht, er minnet Got unde êret reiniu wîp,
erne gît ouch niht, ez enwan nieman sô vollenkomenen lîp,
erne gît ouch niht, er ist schanden bar,
erne gît ouch niht, er ist wîs unde reine.
Erne gît ouch niht, er rihtet wol,
erne gît ouch niht, er minnet triuwe unde êre.
erne gît ouch niht, er ist tugenden vol,
erne gît ouch leider nieman niht, was sol der rede mêre?
erne gît ouch niht, er ist ein helt mit zühten viel gemeit,
erne gît ouch niht, der künik Ruodolf, swaz ieman von im singet oder geseit.

36. An die Frauen.

Kaiſer Heinrich VI.

Ich grüeze mit gesange die süezen
die ich vermîden niht wil noch enmac.
Deich si rehte von munde mohte grüezen,
ach leides, des ist viel manig tac.
Swer nû disiu liet singe von ir,
der ich sô gar unsenfteclîchen enbir,
ez sî wîp oder man, der habe si gegrüezzet von mir.

Mir sint diu rîche und diu lant undertân
swenne ich bî der minneclîchen bin;
Unde swenne ich gescheide von dan,
sost mir âl mîn gewalt und mîn rîchtuom dâ hin:
Senden kumber den zel ich mir danne ze habe.
sus kan ich an vröuden ûf stîgen joch abe,
und bringe den wehsel, waen ich, durch ir liebe ze grabe.

Sît daz ich si sô gar herzelîchen minne
und si âne wanc zallen zîten trage
Beide in herzen und ouch in sinne,
underwîlent mit vil manger klage,
Waz gît mir dar umbe diu liebe ze lône?
dâ biutet si mir ez sô rehte schône,
ê ich mich ir verzige, ich verzige mich ê der krône.

Er sündet sich swer des niht geloubet,
ich möhte geleben mangen lieben tac,
Obe joch niemer krône kaeme ûf mîn houbet;
des mich âne si niht vermezzen enmac.
Verlüre ich si, waz hete ich danne?
dâ töhte ich ze vröuden noch wîbe noch manne
und waere mîn bester trôst beidiu ze âhte und ze banne.

37. Junge Minne.

Konradin der Hohenstaufe.

Ich fröwe mich maniger bluomen rôt
die uns der meie bringen wil:
Die stuonden ê in grôzer nôt,
der winter tet in leides vil.
Der mei wies uns ergetzen wol
mit manigem wünneclîchen tage:
des ist diu welt gar fröiden vol.

Waz hilfet mich diu sumerzît
und die vil liehten langen tage?
Mîn trost an einer frôwen lît
von der ich grôzen kumber trage.

Wil si mir geben hôhen muot,
dâ tuot si tugentlîchen an
und daz mîn fröide wirdet guot.

Swann ich mich von der lieben scheide,
sô muoz mîn fröide ein ende hân.
Owê, sô stirbe ich lîht von leide
daz ich es ie mit ir began.
Ichn weiz niht, frowe, waz minne sint:
mich lât diu liebe sêre engelten
daz ich der jâre bin ein kint.

38. Im Baumgärtlein.

Herzog Johann I. von Brabant.

Enes meienmorghens vroe
was ic op ghestaen.
In een schoon boomgardekijn
soudic spelen gaen.
Daer vant ic drie joncfrouwen staen,
die een sanc voor, die ander nâ:
harbalorifâ, harbaharbalorifâ, harbalorifâ.

Doe ic versach das schoone cruut
in den boomgaerdekijn,
End ic verhoorte tsoete gheluut
van den maechden fijn,
Doe verblîde therte mijn,
dat ic singhen moeste nâ:
harbalorifâ, harbaharbalorifâ, harbalorifâ.

Doe groettic dalreschoonsten,
die daer onder stont,
Ic liet mijn aerm al omme gaen
doe ter selver stont;
Ic woudes cussen aen harn mont.
si sprac: „laet staen, laet staen, laet stâ!“
harbalorifâ, harbaharbalorifâ, harbalorifâ.

39. In ganzer Minne.

Markgraf Otto IV. von Brandenburg.

Rûmt den wec der mînen lieben frouwen
und lânt mir ir vil reinen lîp an sehen.
Den möht ein keiser wol mît êren schouwen,
des hoere ich ir die meiste menge jehen.
Des muoz mîn herze in hôhen lüften stîgen;
ir lob ir êre wil ich niht verswîgen:
swâ si wont, dem lande muoz ich nîgen.

Frouwe Minne, wis mîn bote alleine,
sage der lieben, diech von herzen minne.
Sie ist die ich mit ganzem triuwen meine,
swie si mir benimt sô gar die sinne.
Sie mac mir wol hôhe fröide machen,
wil ir rôter munt mir lieplich machen,
seht, sô muoz mir allez trûren swachen.

Ich bin verwunt von zweier hande leide,
merkent obe daz fröide mir vertrîbe:
Ez valwent liehte bloumen ûf der heide,
sô lîde ich nôt von einem reinen wîbe.
Diu mac mich wol heilen unde krenken:
wolde ab sich diu liebe baz bedenken,
sô weiz ich mir müeste sorge entnehmen.

Das Wesen der deutschen Minne.

40. Frauenminne.

Freidank.

Swer guotes wîbes minne hât,
der schamt sich aller missetât.

41. Wesen der Minne.

Walther von der Vogelweide.

Diu minne ist weder man noch wîp,
si hât noch sêle noch den lîp,

si gelîchet sich deheinem bilde.
Ir nam ist kunt, si selbe ist aber wilde.
si enkam in valschez herze nie.

42. Gute Frauen — gute Minne.

Heinrich von Morungen.

Gerne sol ein rîter ziehen
sich ze guoten wîben: dest mîn rât.
Boesiu wîp diu sol man fliehen:
er ist tump swer sich an sie verlât;
Wan sine gebent niht hôhen muot.

43. Liebe und Leid.

Heinrich von Morungen.

Sît si herzeliebe heizent minne,
sône weiz ich wie diu leide heizen sol.
Herzeliebe wont in mînem sinne:
liep haet ich gerne, leide enbaere ich wol.
Liebe diu gît mir
hôhen muot, dar zuo freud unde wünne:
sône weiz ich waz diu leide künne,
wan daz ich iemer trûren muoz von ir.

44. Freundesminne.

Der Hennenberger.

Ein vriunt sol sînem guoten vriund mit willen bî gestân,
lîb unde guot ensol er nimmer im verlân,
sô wirt sîn triuwe in rehter vriuntschaft staete.
Swer sînem guoten vriunt entwîchet in der nôt,
der möhte lieber ligen in ganzer vriuntschaft tôt,
ê dan er alsô lesterlîchen taete.
Sol vriunt dem vriunde triuwen niht,
daz zimet vil übel dem einen under in beiden;
swâ vriunt unvriuntlîch helfe siht,
dâ naeme er lieber einen wilden heiden,

sô daz er waert sîn staeter vriunt: man sol durch vriunde vriuntlîch wesen;
ich hoere sagen, unde ist wâr: man sol durch vriunde sterben und genesen.

45. Herrenminne.

Auf den Tod Leopolds VI. von Österreich.

Reinmar von Hagenau.

„Sie jehent, der sumer der sî hie,
diu wunne diu sî komen,
und daz ich mich wol gehabe als ê.
Nû râtent unde sprechent wie.
der tôt hât mir benomen
daz ich niemer überwinde mê.
Waz bedarf ich wunneclîcher zît,
sît aller fröuden herre Liutpolt in der erde lît,
den ich nie tac getrûren sach?
ez hât diu werlt an ime verlorn
daz ir an manne nie
sô jaemerlîche schade geschach.

Diu fröude mir verboten hât
mîns lieben herren tôt
alsô daz ich ir mêr entbêren sol.
Sît des nû niht mac werden rât,
in ringe mit der nôt
daz mir mîn klagedez herze ist jâmers vol.
Diu in iemer weinet daz bin ich,
wan er vil saelic man jâ trôste er wol ze lebenne mich.
der ist nû hin. waz töhte ich hie?
wis ime genaedic, herre got:
wan tugenthafter gast
kam in dîn ingesinde nie.“

46. Sängerminne.

Auf den Tod Reinmars von Hagenau.

Walther von der Vogelweide.

Ouwê daz wîsheit unde jugent,
des mannes schoene noch sîn tugent
niht erben sol, sô ie der lîp erstirbet!
Daz mac wol klagen ein wîser man,
der sich des schaden versinnen kan,
Reimâr, waz guoter kunst an dir verdirbet.
Dû solt von schulden iemer des geniezen,
daz dich des tages wolte nie verdriezen,
dun spraeches ie den frouwen wol,
des sülen sie iemer danken dîner zungen.
hetst anders niht wan eine rede gesungen,
„sô wol dir, wîp, wie reine ein nam!“ dû hetest alsô gestriten
an ir lop, daz elliu wîp dir gnâden solten biten.

Die Formen des Minnesangs.

47. Älteste Liedstrophe.

Der von Kürenberg.

Ich zôch mir einen valken mêre danne ein jâr:
do ich in gezamete, als ich in wolte hân
und ich im sîn gevidere mit golde wol bewant,
er huop sich ûf vil hôhe und fluoc in anderiu lant.

48. Die zehnzeilige Strophe.

Herzog Heinrich von Breslau.

Ich klage dir, meie, ich klage dir, summer wunne,
ich klage dir, liehtiu heide breit,
ich klage dir, ouge brechender klê,
Ich klage dir, grüener walt, ich klage dir, sunne,
ich klage dir, Vênus, sendiu leit,
daz mir diu liebe tuot sô wê.
Welt ir mir helfen pflichten,
sô trûwe ich, daz diu liebe müeze rihten

sich ûf ein minneclîchez wesen:
nû lât in sîn gekündet mînen kumber
dur got unt helfet mir genesen.

49. Innenreim.

Der Kanzler.

Helfet mir, ir leien, meien klagen!
tragen sun wir gegen den argen rîfen nît.
Ir gewalt alt machet, swachet wunne,
sunne trüebe uns dunket gegen des winters zît.
Sîn pîn — ruot tuot heide
leide, dar zuo dem anger wê.
schouwet wie die rôsen bôsen garwe,
varwe si verliesent: daz tuot in der snê.

50. Frauenstrophe.

Meinloh von Sevelingen.

„Mir welten mîniu ougen
einen kindeschen man.
daz nîdent ander frouwen:
ich hân in anders niht getân,
Wan ob ich hân gedienet
daz ich din liebeste bin.
dar an wil ich kêren
mîn herze und allen den sin.
Swelhiu sînen willen
hie bevor hât getân,
verlôs si in von schulden,
der wil ich nû niht wizen,
sihe ichs unfroelîchen stân.

51. Ein Tagelied.

Otto von Botenlauben.

„Wie sol ich den ritter nû gescheiden
und daz schoene wîp

die dicke bî einander lagen ê?
Dâ rât ich in rehten triuwen beiden
und ûf mîn selbes lîp
daz si sich scheiden und er dannen gê.
Mâze ist zallen dingen guot.
lîp und êre ist unbehout
ob man iht langer lît:
ichn singe eht anders niht wan: es ist zît.
stand ûf, ritter!“

„Hoerstû, vriunt, den wahter an der zinnen
wes sîn sanc verjach?
wir müezen unsich scheiden, lieber man.
Alsô schiet dîn lîp ze jungest hinnen,
dô der tac ûf brach
und uns diu naht so vlühteclîch entran.
Naht gît senfte, wê tuot tac.
owê herzeliep, in mac
dîn nû verbergen nieht:
uns nimet der vröiden vil daz grâwe lieht.
stant ûf, ritter!“

„Dîn kuslîch munt, dîn lîp klâr unde süeze,
dîn drücken an die brust,
dîn umbevâhen lât mich hie betagen.
Daz ich noch bî dir betagen müeze
ân aller vröiden vlust!
sô daz geschiht, sô endürfen wir niht klagen.
Dîn minne ist gar ein zange mir,
si klemmet mich, ich muoz ze dir,
gult ez mir al den lîp.“
„dichn lât der tac, daz klage ich klagende wîp.
stant ûf, ritter!“

52. Ein Tanzleich.

Ulrich von Winterstetten.

Nemnt war wie gar was der meige vollenbrâht,
des wât zergât, die der sumer hât erdâht.
der sneit sîn kleit beide ûf berge und in diu tal.
dâ sanc erklanc der vil lieben nahtegal.

Aller sorgen frî ûf grüenem zwî
ir muot was guot, ze sange snel.
dâ bî wunnen spil si dônde vil,
ir stimme diu was fröudenvol. si sanc sô wol,
ir schal ergal al in den walt.
kleiner vogelîn dôz der was sô grôz,
si waren fröudenbalt.

Ir singen kund bringen der werlte hôhen muot.
diu ouwe mit touwe stât leider unbehuot,
der anger nit langer mac bluomen liehte getragen,
diu heide stêt leide: des muoz ich lerhen klagen.
dien kinden bî linden der schate ist nû benomen,
die enkunnen der wunnen nû leider niht bekomen.
ir krenzel ir swenzel die wâren sô gemeit,
der winter hinhinder si twinget: dâst mir leit.
ich tumber den kumber liez ich wol alsô sîn,
gaeb hiure mir stiure mîn süeze troesterîn,
diu wendet und endet wol mînes herzens nôt.
nein, süeze, daz büeze mit dînem munde rôt.

Dîn smieren kan zieren schône dich, viel saelic wîp.
dîn lachen machen kan wol senden siechen man.
diu ougen vil tougen kunnen wol dur ganzen lîp
ir herzen smerzen füegen: frouwe, sich dar an!
dîn jugende mit tugende hât so minneclîchen schîn.
ich kroene, schoene, dich für al des meien bluot.
ach reine, nû meine mich, vil liebe frouwe mîn!
von leide scheide, troeste mînen senden muot!

Unde tuostû daz, deswâr sô wirt mir baz
unt swindet mîn leit,
sît ich nie vergaz, swâ man die güete maz,
dîner werdekeit.
ich bin dir undertân, und dâbî sunder wân
dir ze dienste erborn:
dû solt geniezen lân mich, frouwe, daz ich hân
dich mir ûz erkorn.

Vor in allen gevallen muoz mir dîn wîplîch sin.
nû ahte unt trahte wie ich dîn eigen bin,
und lâze die strâze mir noch ze wunne zemen!
dîn êre von sêre sol mich ze fröuden nemen.

Diu minne mîn sinne enzucket mir mit ungewinne.
êst wunder besunder, behabe ich den lîp dar under.
vil süeze, daz büeze, ê daz ich verderben müeze!
ich stürbe, verdirbe, ist daz ich niht heil erwirbe.

Sus muoz ich in sorgen vil dicke worgen den âbent,
den morgen und elliu zît,
diu liebe, diu reine, die ich dâ meine, mir füeget
den klagelîchen strît.
ach frouwe, gedenke! die swaere verkrenke, sît ich niht
wenke mit dienste an dir.
dur wîplîch êre mir leit verkêre mit fouge
nâch hovelîcher gir.

Ach frouwe, dîn schouwe gelîchet den rôsen in touwe.
dîn güete der blüete des meigen und dîn gemüete.

Nemnt war gar dar wie mich diu schoene twinget swar
ich var!
mîn muot guot fruot wirt an mir, ob sie lobelîche tuot.

Ich singe, ich ringe mit manegem dinge nâch lônes stat:
dur triuwe gip niuwe mir fröude, der ich ie dich bat!

Nu lône mir schône dur rehte wîbes krône
unt wîse mich lîse ze fröuden, sît ich dich prîse!

Mit willen soltû mir stillen die senden nôt und mîne klage,
sô würde mir jâmers bürde geringet deich dâ trage!
mirstande daz dir ze phande mîn herze stêt sô lange her,
daz lâze nâch Minnen mâze mir ledic, dâst mîn ger!

Nu blicke mir dicke (daz loeset die minnenstricke)
mit ougen vil tougen unt tröste mich sunder lougen!

Diu sint sô klâre (daz sprich ich zewâre viloffenbâre
und ist wol schîn)
dîn lieht antlütze für trûren nütze. daz ist an
dem gelouben mîn.
dîn munt nâch rôsen gevar kan kôsen wol sunder
lôsender tugende wort:
nû grüeze mich suoze mit süezem gruoze. sô finde ich
mîner fröuden hort.

Swer wunne kunne rehte spehen an wîbe lîbe
und ouch ir muot,
ir zühte tühte muoz er jehen, vor schanden banden
sist wol behuot.
mit kluogen fuogen sist erzogen nâch êre lêre
tugendrîch,
ir wirde girde ist umbetrogen, ir minne sinne
hât zühteclîch.

Lop kan si verschulden wol!
wan sist aller tugenden vol.
diu vil reine fruht.
ach si ist sô rehte guot,
doch beswaert si mir den muot.
fröude hât von mir fluht.

Minne, süeze troesterîn,
tuo mir dîner helfe schîn,
alder ich bin tôt.
twinc die lieben alse mich
oder ez wirt ungemehnlich:
ich lebe in sender nôt.

Mich krenket, versenket, swie Minne mîn niht gedenket.
ê liebe zerkliebe, mîn herze gar zerstiebe.

Ich bin versêret: diu sorge mir mêret, gedinge si kêret
der fröuden hindan
wil Minne verleiten mit arebeiten mich alsô fröude-
lôsen man?
ich han nû lange mit mînem gesange der fröuden ge-
drange gefolget nâch.
des ist diu Minne mîn meisterinne und ist ir iemer
von mir gâch.

Nu singen! nu singen, dannoch harte erspringen
den reigen! den reigen, phaffen unde leigen!
nu lâze! nu lâze uns reigen an der strâze!
die rîfen! die rîfen, die went uns hie begrîfen.

Hoppen unt zoppen zer stuben dâ wir finden die!
gesungen gesprungen wirt dâ baz danne hie.
schouwen die frouwen, die helfent uns den reigen treten,
wunder bisunder kumt ir dar ungebeten!

Guote! Guote mit vil hôhem muote,
Gêse! Gêse dar zuo Agnêse,
Gîsel ein rîsel hât si gemachet alse glanz.
Jiutel ein biutel den bringets in den tanz.
Hille vil stille diu kumt geslîchen zuoze uns dar,
Anne kumt danne: sô grôz sô wirt diu schar.

Stolzen leigen, alsô tuot: singent diz getoene!
klâren megde, ir lânt niht abe, ir tretent an den rinc!
ie der man nemt in dem muot sîne frouwen schoene,
ie der dirnen wirt ein knabe, alsust ein jungelinc.

Lânt den seiten vor bereiten, wie man dâ palliere!
swer niht langen muge gedrangen, der gê für die tür!
nâch der gîgen sol er sîgen, swer ez kunde wiere.
lazzâ! wîchen! er sol slîchen schône in lobes kür.

Erwinden! erwinden! ez wirt den kinden
ze lange ze lange und ouch ze strange.

„Verirret verirret ist daz, der seite erkirret.
nû hoeren, nû hoeren! er will uns ertoeren!“

Gesungen den jungen het ich wohl mê: waz hulfe daz?
swer gerne in lerne, dem gelinge deste baz!
mîn herze von smerze wil mit dem seiten rehte entzwei:
des wüefet und rüefet ez lûte: „heiâ hei!“

Die Höhe des Minnesangs.
Herr Walther von der Vogelweide.

53. Liebesträume.

Walther von der Vogelweide.

Dô der sumer komen was
und die bluomen dur das gras
wünneclîchen sprungen,
Aldâ die vogele sungen,
dar kom ich gegangen
an einen anger langen,
Dâ ein lûter brunne entspranc:
vor dem walde was sîn ganc,
dâ diu nahtegale sanc.

Ûf dem anger stuont ein boum:
dâ getroumde mir ein troum.

ich was zuo dem brunnen
Gegangen von der sunnen,
daz diu linde maere
den küelen schaten baere.
Bî dem brunnen ich gesaz,
mîner swaere ich gar vergaz:
schier entslief ich umbe daz.

Dû bedûhte mich zehant
wie mir dienten elliu lant,
wie mîn sêle waere.
Ze himel âne swaere,
und wie der lîp solte
gebâren swie er wolte.
Dâne was mir niender wê.
Got der woldes, swiez ergê:
schoener troum enwart nie mê.

Gerne slief ich iemer dâ,
wan ein unsaelîgiu krâ
diu begonde schrîen.
Daz alle krâ gedîen
als ich in des günne!
sie nam mir michel wünne.
Von ir schreînne ich erschrac:
wan daz dâ niht steines lac,
sô waer ez ir suontac.

Wan ein wunderaltez wîp
diu getrôste mir den lîp.
die begond ich eiden:
Nû hât si mir bescheiden
waz der troum bediute:
daz hoeret, lieben liute.
Zwên und einer daz sint drî;

dannoch seit si mir dâ bî
daz mîn dûme ein vinger sî.

54. Ein Wanderlied.

Walther von der Vogelweide.

Der rîfe tet den kleinen vogelen wê,
daz si niht ensungen.
Nû hôrt ichs aber wünneclîch als ê,
nû ist diu heide entsprungen.
Dâ sach ich bluomen strîten wider den klê,
weder ir lenger waere.
mîner frouwen seit ich disiu maere.

Uns hât der winter kalt und ander nôt
vil getân ze leide.
Ich wânde daz ich niemen bluomen rôt
gesaehe an grüener heide.
Ich schâte ez guoten liuten, waer ich tôt,
die nâch fröiden rungen
und die gerne tanzten unde sprungen.

Versûmde ich diesen wünneclîchen tac,
sô waere ich verwâzen,
Und waere an fröide ein angeslîcher slac;
dâ nâch sô müese ich lâzen.
Al mîne fröide der ich wîlent pflac.
Got gesegen iuch alle:
wünschet noch daz mir ein heil gevalle.

55. Hohe Minne.

Walther von der Vogelweide.

Sô die bluomen ûz dem grase dringent,
same si lachen gegen der spileden sunnen,
in einem meien an dem morgen fruo,
Und diu kleinen vogellîn wol singent

in ir besten wîse die si kunnen,
waz wünne mac sich dâ gelîchen zuo?
Ez ist wol halb ein himelrîche.
suln wir sprechen waz sich deme gelîche,
sô sage ich waz mir dicke baz
in mînen ougen hât getân,
und taete ouch noch, gesaehe ich daz.

Swâ ein edeliu schoene frouwe reine,
wol gekleidet unde wol gebunden,
dur kurzewîle zuo vil liuten gât,
Hovelîchen hôhgemuot, niht eine,
umbe sehende ein wênec under stunden,
alsam der sunne gegen den sternen stât —
Der meie bringe uns al sîn wunder,
waz ist dâ sô wünneclîches under,
als ir vil minneclîcher lîp?
wir lâzen alle bluomen stân,
und kapfen an daz werde wîp.

Nû wol dan, welt ir die wârheit schouwen!
gên wir zuo des meien hôhgezîte!
der ist mit aller sîner krefte komen.
Seht an in und seht an schoene frouwen,
wederz ir daz ander überstrîte;
daz bezzer spil, ob ich daz hân genomen.
Ouwê der mich dâ welen hieze,
deich daz eine dur daz ander lieze,
wie rehte schiere ich danne kür.
hêr meie, ir müezet merze sîn,
ê ich mîn frouwen dâ verlür.

56. Vereinſamt in der Fremde.

Walther von der Vogelweide.

Gerne wolte ich, möhte es sîn, bî eigem fiure erwarmen.
zaî wiech danne sunge von den vogellînen,

von der heide und von den bluomen, als ich wîlent sanc!
swelch schoene wîp mir danne gaebe ir habedanc,
der lieze ich liljen unde rôsen ûz ir wengel schînen.

57. An häuslichem Herde.

Walther von der Vogelweide.

Ich hân mîn lêhen, al die werlt, ich hân mîn lêhen.
nû enfürhte ich niht den hornunc an die zêhen.
und wil alle boese herren dester mînre flêhen.
Der edel künec, der milte künec hât mich berâten.
daz ich den sumer luft und in dem winter hitze hân.
mîn nâhgebûren dunke ich verre baz getân:
si sehent mich niht mêr an in butzen wîs als si ê tâten.
Ich bin ze lange arm gewesen ân mînen danc.
ich was sô voller scheltens daz mîn âten stanc:
daz hât der künec gemachet reine, und dar zuo mînen sanc.

58. Heimweh nach Oben.

Walther von der Vogelweide.

Ouwê war sint verschwunden alliu mîniu jâr!
ist mir mîn leben getroumet, oder ist ez war?
daz ich ie wânde daz ich waere, waz daz iht?
dar nâch hân ich geslâfen und enweiz es niht.
nû bin ich erwaht, und ist mir unbekant
daz mir hie vorwas kündec als mîn ander hant.
liut unde lant, dâ ich von kinde bin erzogen,
Die sint mir fremde reht als ob ez sî gelogen.
die mîne gespilen wâren, die sint traege und alt,
bereitet ist daz velt, verhouwen ist der walt;
wan daz wazzer fliuzet als ez wîlent flôz:
für wâr ich wânde mîn unglücke wurde grôz.
mich grüezet maneger trâge, der mich kande ê wol.
diu welt ist allenthalben ungenâden vol.
Als ich gedenke an manegen wünneclîchen tac,

die mir sint enpfallen gar alz in daz mer ein slac —
iemer mêre ouwê!

Ouwê wie jaemerlîche junge liute tuont,
den ê vil ruoweclîche ir gemüete stuont!
die kunnen niuwan sorgen: wê wie tuont si sô?
swar ich zer werlte kêre, dâ ist nieman frô:
tanzen, singen, daz zergât mit sorgen gar:
nie kristenman gesach sô jaemerlîche schar.
nû merkent wie den fruowen ir gebende stât:
Die stolzen ritter tragent dörperlîche wât.
uns sint unsenfte brieve her von Rôme komen,
uns ist erloubet trûren und fröide gar benomen.
daz müet mich inneclîch (wir lebten ie vil wol),
daz ich nû für mîn lachen weinen kiesen sol.
die wilden vogel die betrüebet unser klage:
waz wunders ist dâ bî, ob ich dâ von verzage?
Was spriche ich tumber man durch mînen boesen zorn?
swer dirre wünne volget, der hât jene dort verlorn.
iemer mêre ouwê!

Ouwê wie uns mit süezen dingen ist vergeben!
ich sihe die gallen mitten in dem honege sweben:
diu werlt ist ûzen schoene, wîz grüen unde rot,
und innân swarzer varwe, vinster sam der tôt.
swen sie nû habe verleit, der schouwe sînen trôst:
er wirt mit schwacher buoze grôzer sünde erlôst.
dar an gedenkent, ritter: ez ist iuwer dinc.
Ir tragent die liehten helme und manegen herten ring,
dar zuo die vesten schilte und diu gewîhten swert.
wolte Got, waer ich der sigenünfte wert!
sô wolte ich nôtec man verdienen rîchen solt.
joch meine ich niht die huoben noch der herren golt:
ich wolte saelden krône êweclîchen tragen:
diu möhte ein soldener mit sîme sper bejagen.

Möht ich die lieben reise varen über sê,
sô wolte ich denne singen wol, und niemer mêr ouwê.
niemer mêr ouwê!

Die Wartburg.

59. Der Wartburgfürst.

Wartburgkrieg.

Swenne alle fürsten haeten engel namen,
al sunder spot
und âne schamen,
sô waer der Dürenger herre wol ir Got.

60. Lob des Landgrafen von Thüringen.

Walther von der Vogelweide.

Ich bin des milten lantgrâven ingesinde.
ez ist mîn site daz man mich iemer bî den tiursten vinde.
Die andern fürsten alle sint vil milte, iedoch
sô staeteclîchen niht: er waz ez ê und ist ez noch.
Dâ von kan er baz danne si dermite gebâren:
er enwil dekeiner lûne vâren.
swer hiure schallet und ist hin ze jâre boese als ê.
des lop gruonet unde valwet sô der klê.
der Dürnge bluome schînet dur den snê:
sumer und winter blüet sîn lop als in den êrsten jâren.

61. Höfisches Minnelied.

Der tugendhafte Schreiber.

Wol dir, wîbes güete.
daz dû bist sô guot,
Dû nimst ungemüete,
und gist hôhen muot;
Wol dir hiute, wol dir iemer mêre:
dû gist al der werlte vröude und êre.

Ob ich zeigen kunne.
wâ der spiegel sî,
Al der werlte wunne
wônt uns nâhe bî:
Seht an wîbes güete, ir êre, beide.
wâ gesâch man bezzer ougenweide?

Ich wil wîbes êre
singen unde sagen,
Und ir herzen sêre
herzeclîche klagen.
Eine vor ir allen ich da meine:
ich diene allen vrouwen dur si eine.

62. Heinrich von Ofterdingens Lied.

Wartburgkrieg.

Wâ nû griezwarten? kampf ist komen!
ich bin der kempfe ûz Österrîch und kan die widerslege.
zwêne meister hânt sich angenomen,
daz nieman gegen in mege.

Mit sange sôst ir vrâge scharf,
swie doch ir eteslîchen volgen süeze sprüche mite.
Reinmâr von Zweter, sît ich dîn bedarf,
hoer zuo nâch triuwen site:

Von Eschenbach der wîse sol der ander kieser wesen:
sô sint wir beidenthalben wol gewaltes von in vrî.
daz rehte helfe mir genesen:
wan ez sich nie von im geschiet, der hât der namen drî.

her fürste, heizt sie kiesen ûf ir eit:
wer todes gert,
mir ist niht leit,
wirt er mit voller wâge al hie gewert.

Die Zeitgenossen Walthers von der Vogelweide.

63. Der rechte Minnesinger.

Hartmann von Aue.

Ich var mit iuwern hulden, herren unde mâge:
liut unde lant diu müezen saelic sîn.
Ez ist unnôt daz iemen mîner verte vrâge:
ich sage wol für wâr die reise mîn.
Mich vienc diu minne und lie mich varn ûf mîne sicherheit:
nû hât si mir entboten bî ir liebe daz ich var.
ez ist unwendic, ich muoz endelîchen dar:
wie kûme ich briche mîne triuwe und mînen eit!

Sich rüemet maniger waz er durch die minne taete:
wâ sint diu werc? die rede hoere ich wol.
Doch saehe ich gerne daz si ir eteslîchen baete
daz er ir diente als ich ir dienen sol.
Ez ist geminnet, der sich dur die minne ellenden muoz.
nû seht wies mich ûz mîner zungen ziuhet über mer.
und lebte mîn her Salatîn und al sîn her,
dien braechten mich von Vranken niemer einen vuoz.

Ir minnesinger, iu muoz ofte misselingen:
daz in den schaden tuot, daz ist der wân.
Ich wil mich rüemen, ich mac wol von minne singen.
sît mich diu minne hât und ich si hân.
Daz ich dâ wil, seht daz wil alse gerne haben mich:
sô müezt ab ir verliesen under wîlen wânes vil.
ir ringent umbe liep daz iuwer niht enwil:
wan mügent ir armen minnen solhe minne als ich?

64. Winters Not und Herzens Weh.

Hildebold von Schwangau.

Kalte rîfen unde snê
sô diu zergânt, sô kumt als ê,
beide bluomen unde klê:
unzergangen ist mîn nôt, der wirt ie mê.

Swie man siht die heide stân,
wîz alder sumerlîch getân,
mir enwil mîn leit zergân:
daz klage ich der schoenen, von der ich ez hân.

65. Die Macht der Minne.

Wolfram von Eschenbach.

Urspring bluomen, loup ûz dringen
und der luft des meigen urbot vogel ir alten dôn:
Etswenn ich kan niuwez singen,
sô der rîfe ligt, guot wîp, noch allez ân dîn lôn.
Diu waltsinger und ir sanc
nâch halben sumers teile in niemens ôre enklanc.

Der bliclîchen bluomen glesten
sol des touwes anehanc erliutern, swâ sie sint.
Vogel die hellen und die besten
al des meigen zît sie wegent mit gesange ir kint.
Dô slief niht diu nahtegal:
nû wache abr ich und singe ûf berge und in dem tal.

Mîn sanc wil genâde suochen
an dich, güetlîch wîp; nû hilf, sît helfe ist worden nôt.
Dîn lôn dienstes sol geruochen,
daz ich iemer biute und biute unz an mînen tôt.
Lâz mich von dir nemen den trôst,
daz ich ûz mînen langen klagen werde erlôst.

Guot wîp, mac mîn dienst ervinden,
ob dîn helfelîch gebot mich fröiden welle wern,
Daz mîn trûren müeze swinden
und ein liebez ende an dir bejagen mîn langez gern?
Dîn güetlîch gelâz mich twanc
daz ich dir beide singe al kurz od'r wiltû lanc.

Werdez wîp. dîn süeziu güete
und dîn minneclîcher zorn hât mir vil fröide erwert.
Maht dû troesten mîn gemüete?
wan ein helfelîchez wort von dir mich sanfte ernert.
Mache wendic mir mîn klagen.
sô daz ich werde grôz gemuot bî mînen tagen.

66. Der Minne Hangen und Bangen.

Gottfried von Straßburg.

Diu zît sint wunneclîch,
swanne aberelle gegen den meien
alse wunneclîche strebet,
Sô hebt ze vröuden sich
erde unde luft, darzuo sich zweien,
swaz get, vliuzet oder swebet.
Muoz ich iemer eine sîn,
selbe ander wirde ich niemer âne si,
diu mir in dem munde
zaller stunde
wônt mir nâhen bî.

Wîplîche werdekeit,
Got hât vor aller crêatiure
dich gemachet alsô wert.
Swes muot ze minnen steit,
dem ist dîn name alze gehiure,
daz er bezzers nien engert.
Wart iht liebers, danne wîp,
des hâbe ich ungesamnet mînen muot:
wîbes name unt wîbes lîp
sint beide reine,
swie doch eine
mir unsanfte tuot.

Ich unverdâhter man,
war tuon ich wort, war tuon ich sinne,

swanne ich bî der schoenen bin
Daz ich niht reden kan?
sô gar verstummet mich ir minne,
daz ich bin gar âne sin.
Swanne ich sprechen sol ze nôt,
sô kan ich harte kleine, des mich vrume,
sô wird ich blûk, von schamen rôt:
darnâch besunder
kan ich wunder,
swanne ich von ir kume.

Waz hilft mîn umbesagen?
mit einem Wort siz besliuzet,
si sprichet kurzlîch· „ine wil.“
Sol ich dar ümbe verzagen?
nein. ich enwil; swen es verdringet,
der bejaget niht ze vil.
Ich wil si versuochen baz,
und wil mich ir ze dienest iemer sparn;
und obe si mir gebiutet daz:
ze Babilône
nâch ir lône
wolt ich gerne varn.

Der sumer sî sô guot,
daz er die schoene in sîner wunne
làze wunneclîche leben.
Swaz wol den ougen tuot,
unt sich den liuten lieben kunne,
daz müeze ir diu saelde geben.
Swaz grüenes ûf von erden gê,
oder touwes oben an nider rîsen muoz,
loup, gras, bluomen unde klê,
der vogele doenen,
geb der schoenen
wunneclîchen gruoz.

Ir rôsevarwer munt
und ir wol stenden liehten ougen,
dâ bî ein wol geschaffen lîp,
Daz machet manger stunt,
daz mir daz herze trûret tougen;
daz bedenke ein schoenez wîp:
Dû senfte mir daz swaere leben
unde biut mir vil schiere dîne hant,
ald ich muoz in den sorgen sweben:
dâran gedenke,
niht enwenke,
entstrike mir daz bant.

Der Minnesang und das politische Leben im 12. und 13. Jahrhundert.

67. Der lachende Papst.

Walther von der Vogelweide.

Ahî wie kristenlîche nû der bâbest lachet,
swenne er sînen Walhen seit „ich hânz alsô gemachet!“
Daz er dâ seit, des solt er niemer hân gedâht.
er giht „ich hân zwên Almân under eine krône brâht.
Daz siz rîche sulen stoeren unde wasten.
al die wîle füllen wir die kasten:
ich hâns an mînem stoc gement, ir guot ist allez mîn:
ir tiuschez silber vert in mînen welschen schrîn.
ir pfaffen, ezzent hüenr und trinkent wîn,
unde lânt die tiutschen liute vasten.“

68. An den Opferstock.

Walther von der Vogelweide.

Sagt an, hêr Stoc, hât iuch der bâbest her gesendet,
daz ir in rîchet und uns Tiutschen ermet unde pfendet?
Swenn im diu volle mâze kumt ze Latrân,
sô tuot er einen argen list, als er ê hât getân:

Er seit uns danne wie daz rîche stê verwarren,
unz in erfüllent aber alle pfarren.
ich waen des silbers wênec kumet ze helfe in Gotes lant:
grôzen hort zerteilet selten pfaffen hant.
hêr Stoc, ir sît ûf schaden her gesant,
daz ir ûz tiutschen liuten suochet toerinne unde narren.

69. Der schlafende Zauberer zu Rom.

Walther von der Vogelweide.

Der stuol ze Rôme ist allererst berihtet rehte,
als hie vor bî einem zouberaere Gêrbrehte.
Der selbe gap ze valle wan sîn eines leben:
sô wil sich dirre und al die kristenheit ze valle geben.
Alle zungen suln ze Gote schrîen wâfen,
und rüefen ime, wie lange er welle slâfen.
si widerwürkent sîniu werc und felschent sîniu wort.
sîn kameraere stilt im sînen himelhort.
sîn süener mordet hie und roubet dort.
sîn hirte ist zeinem wolve im worden under sînen schâfen.

70. Das Werk des freien Kaisers.

Freidank.

Wâ gevuor ê keiser über mer
im ban und âne vürsten her?
Und ist nû komen in ein lant,
dâ Got noch man nie triuwe vant,
Und hât nû manigen widersaz.

71. Weltliches und geistliches Königtum.

Heinrich Frauenlob.

Her künik, ir habt ze lanc gebeit,
ez wirt in leit:
der pfaffen vuoz ist worden alsô breit,
si hânt der leien marke gar,
des werdet ir an iuwer volge wol gewar
swenn ez sich treit.

daz ir sult liute hân.
Si ahtent lützel wes ir gert
hiur unde vert;
si dunket nû daz rîche nihtes wert.
man sach ie leienvürsten streben
in stürmen und in strîten bî dem rîche eneben,
und ouch ir swert
beschermen sunder wân:
Her künic, ir sult die leienvürsten rîchen,
in rehter nôt die pfaffen von in wîchen.
waz mac helden gelîchen?
swâ man die helme ûf binden sol
durch êren zol
dâ siht man wol,
wer manheit wil bestân.

72. Wehrhaftes Prieſtertum.

Der Marner.

Got helfe mir, daz minîu kinder niemer werden alt,
sît daz ez in der werlte ist sô jaemerlîch gestalt:
wie stêt ez über drîzek jâr,
sît man die pfaffen siht sô sêre strîten?
Sagt mir, der bâbst von Rôme, waz sol in der krumbe stab,
den Got dem guoten Sant Peter, uns zen binden gab?
stôl und infel gab er dar,
daz er uns erlôst von sünden zallen zîten.
Nû sint diu stole worden swert,
diu vehtent niht nâch sêlen, wan nâch golde.
wer hât iuch bischof daz gelert,
daz ir under helme rîtet, dâ diu infel süenen solde?
iuwer krumber stab der ist betwungen gar, iur muot stet
anders niht wan: „gib eht her!“

73. Inful und Schwert.

Der Kanzler.

Die pfaffenvürsten sint ir wirden teil beroubet.
vür infel helm, vür krumbe stebe slehte spieze unt spêr,

Vür stôlen swert, vür albe ein blat sint in erloubet,
halsberc, gupfen, collier, barbel sint ir umblêr;
Missachel hin, her wâpenrok, hin buoch, her schilte breit!
umb münches blat ein krülle, ein krone umb nunnen houbet:
dâ ümbe sweifet wâriu hôchvart, valschiu heiligkeit!

74. Ein Kleriker.

Roma caput mundi est,
sed nil capit mundum,
quod pendet a capite
totum est in mundum,
trahit enim vitium
primum in secundum:
et de fundo redolet
quod est iuxta fundum.

Der Minnesang am Hohenstaufenhofe.

75. Auf Kaiser Friedrich Rotbart.

Heinrich von Veldecke.

Dem keiser Friderîche
geschach sô manech êre,
daz man iemer mêre
wunder dâ von sagen mach
unz an den jungisten tach,
âne logene vor wâr.
ez wirt noch uber hundert jâr
von ime gesaget und gescriben.
daz noch allez is beliben.

76. Der Königsruf an Philipp von Schwaben.

Walther von der Vogelweide.

Ich hôrte ein wazzer diezen
und sach die vische fliezen,
ich sach swaz in der welte was,
velt walt loup rôr unde gras.

swaz kriuchet unde fliuget
und bein zer erden biuget,
daz sach ich, unde sage iu daz:
der keinez lebet âne haz.
Daz wilt und daz gewürme
di strîtent starke stürme,
sam tuont die vogel under in;
wan daz si habent einen sin:
si endûhten sich ze nihte,
si enschüefen starc gerihte,
si kiesent künege und reht,
si setzent hêrren unde kneht.
Sô wê dir, tiuschiu zunge,
wie stêt dîn ordenunge!
daz nû diu mugge ir künec hât,
und daz dîn êre alsô zergât,
bekêrâ dich, bekêre!
die cirken sint ze hêre,
die armen künge dringent dich:
Philippe, setze den weisen ûf, und
heiz si treten hinder sich.

77. Italieniſches Minnelied.

Kaiſer Friedrich II.

Loi chè ti piace, Amore,
Ch'eo deggia trovare,
Faronde mia possanza,
Chio venga a compimento
Dato haggio lo meo core
In voi, Madonna, amare;
È tutta mia speranza
In vostro piacimento:
E no mi partiraggio
Do voi, Donna valente,

E piace a voi, ch'eo haggio intendimento:
Valimento mi date, Donna fina,
Che lo meo core adesso a voi s'inchina.

Se'onchino, rason n'haggio,
Di si amoroso bene;
Cha spero, e vo sperando,
Ch'anchòra dejo avere
Allegro mio corraggio,
E tutta la mia spene:
Fui dato in voi amando,
Ed in vostro volere:
E vejo li sembianti
Di voi, chiarita spera,
Ch'aspetto gioia intera;
Ed ho fidanza, che lo meo servire
Haggia a piacere a voi, che siete fiore,
So l'altre donne havete più valore.

Valor sor l'altre havete,
E tutta connoscenza:
Null' homo non porria
Vostro prezio contare,
Di tanto bella siete;
Secondo mia credenza,
Non è donna, che sia
Alta, si bella pare.
Nè ch'haggia insegnamento
Di voi, Donna sovrana:
La vostra cera humana
Mi dà conforto, e facemi allegrare.
Allegrare mi posso, Donna mia:
Piu conto mi ne tengo tutta via.

Die nationale Bedeutung des deutschen Minnesanges.

78. Das deutsche Weihelied.

Walther von der Vogelweide.

Ir sult sprechen willekomen:
der in maere bringet, daz bin ich.
Allez daz ir habt vernomen,
daz ist gar ein wint: nû frâget mich.
Ich wil aber miete:
wirt mîn lôn iht guot,
ich sage in vil lîhte daz in sanfte tuot.
seht waz man mir êren biete.

Ich wil tiutschen frouwen sagen
solhiu maere daz si deste baz
Al der werlte suln behagen:
âne grôze miete tuon ich daz.
Waz wold ich ze lône?
si sint mir ze hêr:
sô bin ich gefüege, und bite si nihtes mêr
wan daz si mich grüezen schône.

Ich hân lande vil gesehen
unde nam der besten gerne war:
Übel müeze mir geschehen,
künde ich ie mîn herze bringen dar
Daz im wol gevallen
wolde fremeder site.
nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
tiutschiu zuht gât vor in allen.

Von der Elbe unz an den Rîn
und her wider unz an Ungerlant
Sô mugen wol die besten sîn,
die ich in der werlte hân erkant.

Kan ich rehte schouwen
guot gelâz unde lîp.
sem mir Got, sô swüre ich wol daz hie diu wîp
bezzer sint danne ander frouwen.

Tiutsche man sint wolgezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân.
Swer si schiltet, derst betrogen:
ich enkan sîn anders niht verstân.
Tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: dâ ist wünne vil:
lange müeze ich leben dar inne!

79. Der Kampf um das Volksgewiſſen.

Walther von der Vogelweide.

Ich sach mit mînen ougen
manne und wîbe tougen,
daz ich gehôrte und gesach
swaz iemen tet, swaz iemen sprach.
ze Rôme hôrte ich liegen,
zwêne künege triegen.
dâ von huop sich der meiste strît,
der ê was oder iemer sît.
Dô sich begunden zweien
pfaffen unde leien,
daz was ein nôt vor aller nôt:
lîp unde sêle lac dâ tôt.
die pfaffen strîten sêre;
doch wart der leien mêre.
diu swert diu leiten si dernider,
und griffen zuo der stôle wider:
Si bienen die si wolten,
und niht den si solten.

dâ stôrte man diu gotteshûs.
ich hôrte verre in einer klûs
vil michel ungebaere:
dâ weinte ein klôsenaere.
er klagete Gote sîniu leit:
„ouwê der bâbest ist ze junc: hilf, herre, dîner kristenheit.

80. An die deutschen Fürsten.

Walther von der Vogelweide.

Ir fürsten, tugendet iuwern sin mit reiner güete,
sît gegen friunden senfte, tragt gein vînden hôhgemüete:
Sterket reht, und danket Gote der grôzen êren,
daz manec mensch lîp unde guot muoz in ze dienste kêren.
Sît milte, fridebaere, in wirde lât iuch schouwen:
sô lobent iuch die reinen süezen frouwen.
schame, triuwe, erbermde, zuht, die sult ir gerne tragen:
minnet Got, und rihtet swaz die armen klagen,
geloubet niht daz lügenaere sagen,
und volget guotem râte: sô muget ir in himele bouwen.

81. Recht und Gewalt.

Walther von der Vogelweide.

Diu sunne hât ir schîn verkêret,
untriuwe ir sâmen ûz gerêret
allenthalben zuo den wegen:
der vater bî dem kinde untriuwe vindet,
Der bruoder sînem bruoder liuget,
geistlîch leben in kutten triuget,
die uns ze himel solten stegen;
gewalt gît ûf, reht vor gerihte swindet:
Wol ûf! hie ist ze vil gelegen.

82. Der entartete Bann.

Reinmar von Zweter.

Swer bannen wil und bannen sol,
der hüete daz sîn ban iht sî vleischlîches zornes vol:

swâ vleischlîch zorn in banne steckt, dazu ist niht rehter
Gotes ban.
Swes ban mit Gote ist unt in Gote,
der wirbet wol nâch Gote als ein gesanter Gotes bote:
swer des bannes niht envürhtet, der ist niht ein wîser man.
Swer under stôle vluochet, schiltet, bannet
und under helme roubet unde brennet,
der wil mit beiden swerten strîten:
mac daz geschehen in Gotes namen,
sô darf sich Sente Pêter schamen,
daz er des niht enphac bî sînen zîten.

83. Der verratene Glauben.

Reinmar von Zweter.

Ach, Rôme, wie dû verwitwet bist,
unde der stuol verweiset! swer der vrône vlîzig ist,
der minnet Got, noch Gotes reht, er sî halt, swer er sî.
Dô Roemisch lieht luht unde bran,
swâ Kristentuom erloschen was: den zunte man wider an.
swâ Kristentuom nû lischet, dâ siht man den gelouben
hinken bî.
Swem veterlîch daz vaterreht versmâhet,
ob sich ein gaeher tôt an dem vergâhet,
des wünschet alle, unt dannoch eines,
daz uns Got geruoche geben
voget unde êwart, die rehte leben,
daz sîmonie mit in niht hâbe gemeines.

84. Die verkaufte Christenheit.

Wartburgkrieg.

Jâ warne ich Gotes hantgetât:
ein brôt, daz er im selben glîch gemachet hât,
daz wollent valsche pfaffen nû verkoufen.
Den krismen si dâ veile tragen;

ez wird noch maneger sêle leit, vür wâr ichz sagen;
des selben hânt si willen mit der toufen.
Ein urkunde heizen siz; jâ sol der bâbet teile.
es sî der rehten schrifte vrî:
die pfaffen müezent arger denne Judas sî.
die Got umb einen pfenninc tragent veile.

85. In der kaiserlosen Zeit.

Der Meißner.

Daz sô lange standen hât âne keiser Roemisch rîche,
daz ist von dîner girikeit, tiutsche zunge, sicherlîche.
von dir ist Roemisch rîche gar verweiset.
Dir solte dienen al diu werlt: nû wiltû dich eigen machen;
verliuset tiutschiu zunge ir reht, daz wirt sie an êren swachen.
o wê, dîn girikeit daz rîche neiset!
Gib niht dîn erbe in vremdiu lant, daz dir dîn schepfer hât an geerbet;
gedenke, wie unbarmlîche der künik Chuonrât wart verderbet:
dâ von noch allen tiutschen vürsten eiset.

86. Ein neuer Glaube — eine neue Zeit.

Meister Regenbogen.

Ez nâht der zît.
grôz arebeit
üebt sich durch alliu lant
ümbe zwei houbt der Kristenheit,
diu sich wider einander sezzen;
sich hebet noch ein grôzer strît,
daz muoterkint ez wol beweinen mac.
Man unde wîp
die hâbent leit
umb roup, darzuo den brant,
einz am andern gar verzeit.

wie sie sich an einander wellen lezzen.
beid. an dem guot und an dem lîp,
daz niemand mac belîben âne klac.
Sô wirt daz urling alsô grôz, niemant kan ez gestillen:
sô kumt sich keiser Vrîderîch, der hêr und ouch der milt,
er vert dorther durch Gotes willen,
an einen dürren boum sô henkt er sînen schilt.

Diu reht gelîch
bringt er herwider,
der selbe keiser hêr,
manic schâd der werlde vrumen
alzuo der selben zît,
und allin heidenischin rîch
diu werdent dem selben keiser undertân.
Der Juden kraft
legt er darnider
sô gar ân allez wêr,
daz si nimmer ûf bekumen,
darzuo ân allen strît
und aller pfaffen meisterschaft,
daz sibende teil wirt ouch kûm bestân.
Diu kloster diu zerstoert er gar, der vürst gar hôchgeborn,
er gibt die nunnen zuo der ê, daz sag ich iu vür wâr,
si müezen bûwen wîn unt korn:
wan daz geschiht, sô kument uns guotin jâr.

Übertragungen.

1. Heinrich von Morungen.

Mir ging es wie einem Kindelein,
Das sein schönes Bild in einem Glase sah.
So lange griff es nach dem eig'nen Schein,
Bis daß zerbrochen war der klare Spiegel da.
Seine Freud' war fort, da war's dem Leid so nah.
Also dacht' ich fröhlich stets zu sein,
Da ich sah die liebe Fraue mein!
Ach, von ihrer Lieb' mir Leides viel geschah!

2. Friedrich von Husen. — Folquet de Marseille.

Sie darf mich dessen zeihen nie,
Ich liebte nicht von Herzen sie.
Die Wahrheit könnte sie an mir ersehn,
Will sie's gestehn.
Ich kam oft in so große Not,
Daß ich den Leuten guten Morgen bot,
Wenn es war Nacht.
Ich hab' an sie so sehr gedacht,
Daß auf mich selber ich mich nicht besann
Und es nicht merkte, grüßte mich ein Mann.

(Pannier.)

3. Reinmar von Zweter.

Aller Schulen Ruhm zerrinnt
Vor der einen Schule, drin der Minne Jünger sind:
Die ist so kunstvoll, daß man ihr die Meisterschaft muß zugestehen.
So zähmt ihr Wesen wilden Mann,
Was er nie hörte noch ersah, daß er das kann:
Wo hat man solche hohe Schule je gehört noch und gesehn?

Die Minne lehrt die Frauen lieblich grüßen,
Die Minne lehrt der Sprüche viel, der süßen,
Die Minne lehret große Milde,
Die Minne lehret große Tugend,
Die Minne lehret, daß die Jugend
Kann ritterlich Gebahren unterm Schilde.

(Simrock).

4. Hartmann von der Aue.

Dem Kreuze ziemt wohl reiner Mut
Und keuscher Brauch,
Man mag damit das höchste Gut
Erringen auch.
Auch ist es nicht geringe Haft
Dem jungen Mann,
Der seinem Leibe Meisterschaft
Nicht halten kann.
Es will nicht, daß man sei
Den Werken fern dabei:
Was nützt es auf dem Kleid,
Hat sich das Herz ihm nicht geweiht?

Verzinst nun, Ritter, euer Leben
Und Herz und Mut
Zu Ehren ihm, der hat gegeben
Leben und Gut.
Weß Schild der Welt sich dienstbereit
Um Ruhm erwies,
Wenn den er Gott nicht willig leiht,
Was ziemt ihm dies?
Wem drüben ist bescheert
Das Reich, das ewig währt,
Der hat an beiden Teil,
Am Ruhm der Welt, der Seele Heil.

Die Welt mich lachte trugvoll an
Und winkte mir,
Da bin ich als ein dummer Mann
Gefolget ihr.
Ich lief ihr nach so manchen Tag
Wie auf dem Fuß;
Wo Niemand Treue finden mag,
Da zollt' ich Gruß.
Nun hilf mir, Herr der Welt:
Der feindlich nach mir stellt,
Daß ich mich dem entsage
Mit deinem Zeichen, das ich trage.

Da nun beraubt des Herren mein
Mich hat der Tod,
Ich that der Welt noch zu Gedeihn,
So hab' ich Noth.
All meiner Freude besten Theil
Nahm er dahin,
Und schüf' ich nun der Seele Heil,
Das wäre Sinn.
Mag ihm die Fahrt auch frommen,
Die ich hab' unternommen,
Halb gönn' ich sie ihm gern:
Säh' ich ihn dort vor Gott dem Herrn!

(Simrock.)

5. Der von Kürenberg.

Es hat mir am Herzen gar manchmal weh gethan,
Daß mich deß gelüstete, was mir nicht werden kann.
Und was ich nie gewinne. Der Schade, der ist groß.
Nicht mein' ich Gold und Silber, von den Leuten red' ich bloß.

Ich zog mir einen Falken länger als ein Jahr,
Als ich ihn nun gezähmet sah nach meinem Willen gar

Und ich ihm sein Gefieder mit Golde wohl bewand,
Er hob sich auf gewaltig und flog in ein ander Land.

Nun sah ich den Falken herrlich fliegen;
Er führt an seinem Fuße seidene Riemen,
Und war ihm sein Gefieder ganz von rotem Gold:
Gott sende sie zusammen, die lieb sich sind und hold.

(Simrock.)

6. Der alte Spervogel.

Ein Haus im Himmelreiche steht,
Zu dem ein Wagen von Golde geht,
Die Säulen sind von Marmelstein:
Die zierte unser Herrgott fein
Mit edelem Gesteine.
Es kommet Niemand da hinein
Er müßt' denn steh'n so ganz von Sünden rein.

(Pannier.)

7. Der junge Spervogel.

Wer lange seinen guten Freund behalten will,
So schelt' er vor den Leuten ihn nicht allzu viel.
Bei Seite nehm' er ihn hernach
Und halt ihm vor, was er verbrach:
Wo es der Fremden Keiner hört, da mag er sich beschweren:
Behandl' ihn vor den Leuten wohl, du wirst ihn immer ehren.

(Simrock.)

8. Der Burggraf von Rietenburg.

Die Nachtigall nun schweiget still,
Ihr Sang nicht mehr erklingen will,
Dem ich so gern einst zugehört.
So süß hat Sanftheit mich vertört,
Die ich von einer Frane hab'.
Ich fall' der Hohen nimmer ab,
Biet' ich den frohesten Trendienst mein,
So soll es fortan stetig sein.

9. Herr Dietmar von Aiste.

Oben auf der Linde Zweig sang ein kleines Vögelein,
Vor dem Walde war es laut; da winkte mir das Herze mein
An einen Ort, wo ich einst war: ich sah da Rosenblumen stehn,
Die mahnten der Gedanken mich, die einer Frau ich ausersehn.

„Es dünkte mich wohl tausend Jahr, daß ich an Liebes Arme lag;
Ganz ohne meine Schuld meidet er mich manchen Tag.
Seit ich Blumen nicht mehr sah, noch hörte kleiner Vögel Sang,
War alle meine Freude kurz, dabei der Jammer allzu lang."

(Simrock.)

10. Dietmar von Aiste.

Ahi! nun kommt uns bald die Zeit
Mit ihrer Vöglein liebem Sang.
Da grünet hell die Linde breit,
Vergangen ist der Winter lang.
Da schaut man Blumen wohlgethan
Auf Au und Feld in Glanz und Schein,
Da hebt viel hohe Freude an,
Froh wird von Trost das Herze mein.

11. Volkslied.

Heimliche Minne, die ist so gut,
Sie kann geben frohen Mut.
Der soll man sich befleißen.
Wer ihrer nicht mit Treue pflegt,
Dem soll man das verweisen.

(Pannier.)

12. Volkslied.

Nachtigall, sing einen Ton mit Sinne
Meiner hochgemuten Königinne;
Sag ihr, daß mein Herz in treuem Mute brenne
Nach ihrem süßen Leib und ihrer Minne.

13. Volkslied.

Frauе, werdet froh!
Tröstet euch der Sommerzeit,
Die kommt euch so:
Rosen, Lilien sie verleiht,
Frauе, werdet froh!
Wie thut ihr nur so,
Daß ihr traurig seid?
Der Klee der springet hoh.

14. Volkslied.

Trauern sei nun abgethan:
Gehn wir auf den Haideplan,
Wonnige Gespielen mein,
Da seh'n wir der Blumen Schein.
Ich sage dir, ich sage dir,
Mein Geselle, komm mit mir.

Süße Minne, warte mein,
Mache mir ein Kränzelein;
Tragen soll's ein stolzer Mann,
Der wohl Frauen dienen kann.
Ich sage dir, ich sage dir,
Mein Geselle, komm mit mir.

(Simrock.)

15. Walther von der Vogelweide.

Unter der Linden
Auf der Haide,
Wo ich mit meinem Trauten saß,
Da mögt ihr finden
Wie wir beide
Blumen brachen und das Gras.
Vor dem Wald mit süßem Schall,
Tandaradei!
Sang im Thal die Nachtigall.

Ich kam gegangen
Zu der Aue:
Mein Liebster kam vor mir dahin.
Ich ward empfangen
Als hehre Frane,
Daß ich noch immer selig bin.
Ob er mir auch Küsse bot?
Tandaradei!
Seht wie ist mein Mund so rot!

Da ging ich machen
Uns ein Bette
Aus süßen Blumen mancherlei;
Deß wird man lachen
Noch, ich wette,
So Jemand wandelt dort vorbei
Bei den Rosen er wohl mag,
Tandaradei!
Merken, wo das Haupt mir lag.

Wie ich da ruhte,
Wüßt' es Einer,
Behüte Gott, ich schämte mich.
Wie mich der Gute
Herzte, keiner
Erfahre das, als er und ich.
Und ein kleines Vögelein,
Tandaradei!
Das wird wohl verschwiegen sein.

(Simrock.)

16. Neidhart von Reuenthal.

Es stund in voller Weise
Der Wald von Schnee und Eise.

Jetzt steht er in lichter Pracht.
Habt ein Acht,
Stolze Kind,
Und reihet, wo die Blumen sind.

Auf manchem grünen Reise
Hört' ich süße Weise
Singen kleine Vögelein.
Blumen fein
Ich da fand.
Haide hat ihr licht' Gewand.

Ich bin hold dem Maien,
Sah ja in ihm reien
Bei der Lind' die Liebste gut.
In Sonnenglut
Manches Blatt
Kühlung ihr gefächelt hat.

(Pannier.)

17. Scholarenliedchen.

Wär die Welt nun alle mein
Von dem Meer bis an den Rhein,
Deß' wollt' ich gerne darben,
Daß die Königin von Engelland
Läg in meinen Armen.

(Simrock).

18. Reinmar von Zweter.

Wie höf'sche Leute hab' der Rhein,
Das ist mir wohl mit Schaden kund.
Ihr' Haub', ihr Haar, ihr Käppelein,
Das zeigt stets neuer Mode Fund.
Gott zur Genesung! wenn sie niesen!
Es mag wohl curteis Schundzeug sein,

Pittit mangier das heißt gesund.
Stadt auf, Stadt ab wächst ihnen Wein,
Sie pfänden selbst des Rheines Grund
(Wohl gönne ihnen ich auch diesen):
Der Nibelungenhort im Lorlenberg liegt ihnen bei.
Doch weiß ich keinen, der so milde sei,
Daß er von seiner Hab' ein Stück
Den Gehrenden gebe.
So lang ich lebe,
Sind sie frei vor mir.
Ihr Sinn steht nur auf Gut und Glück:
So du mir gibst, so gib ich dir.
Ich laß mich's nicht verdrießen.

19. Ulrich von Lichtenstein.

Ehr' begehrende Ritter! laßt euch schauen
Unter Helmen dienen edeln Frauen!
Wollt ihr die Zeit vertreiben
Rittern gleich,
Ehre reich
Wird euch bei Frauen bleiben.

Ihr sollt hochgemut sein unterm Schilde,
Wohlgezogen, kühn und fröhlich, milde.
Thut Ritterschaft mit Sinnen!
Wonne und Freud'
Die Minn' euch beut,
So mögt ihr Lob gewinnen.

Denket an der edeln Frauen Grüßen,
Wie es können gute Frau'n versüßen:
Wen Frauenmut wohl grüßet,
Steht hoch im Wert.
Was er auch gehrt,
Die Freud' es ihm versüßet.

Wer mit Schilden seine Schand' will decken,
Soll sich scheu vor Rittersehr verstecken.
Des Schildes Amt kann bringen
Viel hohe Ehr'
Und Würde mehr;
Man muß sie nur erringen.

Mannlich Herze stellt sich unterm Schilde,
Feiger Mut vor ihm scheucht allzu wilde.
Die Falschheit vor den Frau'n sich decket
Auf dem Feld,
Wo der Held
Sich mit dem Kampfschild decket.

Her den Schild! Man soll mich heute schauen
Dienen meiner herzelieben Frauen!
Ich muß mir Minne werben
Und ihren Gruß;
Heio! sonst muß
In ihrem Dienst ich sterben.

Also werd' ihr hoher Dienst mir inne,
Daß ich besser sie, denn mich selbst minne:
Auf mir die Speere krachen!
Nun! bringt her
Schild und Speer!
So bannt mich hold ihr Lachen,
Sie kann's so lieblich machen!

20. „Eneit" des Heinrich von Veldecke.

Dies Buch nun enden möcht'.
Dem Meister dünkt es recht,
Ders aus dem Wälschen kehrte.
Sein Deuten er uns lehrte.
Das war von Veldecke Heinrich.

Man mag begnügen sich,
Daß ihm's zu dichten gelang.
Es hat manche Stunde lang
Das Dichten ihm gewährt,
Bis er's in's Deutsche gekehrt,
Bis wo der Held Eneas
Frau Lavinens Brief las;
So wollte er es vollenden.
Es sollte sich anders wenden;
Das brachte ihm argen Zorn.
Das Büchlein ging ihm verlorn.
Es lieh es einer Frauen
Zum Lesen und zum Schauen,
Eh er es noch geschrieben gar.
Die Gräfin von Cleve das war,
Die milde und die gute
Mit dem freien Mute,
Die führte ein fröhlich Leben.
Viel Tugend war ihr gegeben,
Wies von edeln Frauen ist bekannt.
Da sie dem Landgrafen reicht' die Hand,
Da ward zu Cleve das Buch gestohlen
Der Frau, der's zur Obhut war befohlen.
Das nahm die Gräfin gram
Dem Grafen Heinrich, der es nahm
Und es fortgesandt
Heim in das Thüringer Land.
Da ward daran herumgeschrieben,
Anders, als wenn's ihm wär' geblieben
Zu Cleve; das ist wohl wahr.
Seitdem war das Buch neun Jahr'
Dem Meister Heinrich benommen,
Bis er den Pfalzgrafen fand
Von Sachsen, der ihm das Buch zurück wies
Und es ihn vollenden hieß.

Und seine Bitte hat es gemacht,
Daß er es noch vollbracht.
Auch that er es schon
Um Landgrafen Ludwigs Sohn.
Zu vollenden er's begann
Unter dem Pfalzgrafen Hermann
Auf der Neuenburg bei der Unstrut;
Es deuchte ihm die Sprache gut
Und das Gedicht meisterlich.
Da vollendete es Heinrich
Nach mancher Bitte und manchem Wort.
So diente er ihm getreu fort;
Alles, was er erdenken könnte,
Er ihm wohl gönnte,
Seit er von ihm zu hören begann.
Das war des Landgrafen Ludwigs Bruder
Von Vater und von Mutter,
Und auch der Graf Friederich,
Dem diente gerne Heinrich.

21. Heinrich von Veldecke.

Tristan mußt' durch herben Zwang
Dienen treu der Königinne,
Da ihn zwang der Zaubertrank
Stärker als die Kraft der Minne.
Drum soll mir die Gute Dank
Wissen, daß ich solchen Trank
Niemals nahm und sie doch minne
Mehr denn eh', könnt's möglich sein.
Ohne Wanken —
Soll's dir danken —
Laß mich bleiben dein
Und sei du auch mein.

Seit der Sonne lichter Schein
Sich zur Kälte hat geneiget
Und der Sang der Vögelein
Nun in Feld und Walde schweiget,
Muß mein Herz voll Trauer sein,
Da der Winter bricht herein.
Seine Kraft er uns jetzt zeiget
An den Blumen, die man sieht
Sich entfärben
Und ersterben.
Ach, weil das geschieht,
Leid mein Herz bezieht.

(Pannier.)

22. Heinrich von Veldecke.

Als man der rechten Minne pflag,
Da pflag man auch der Ehren:
Nun sieht man leider Nacht und Tag
Nur böse Sitte lehren.
Wer Jenes sah und Dieses sieht,
Der klagt wohl, daß uns Leid geschieht:
Die Zucht will sich verkehren.

(Simrock.)

23. Heinrich von Veldecke.

Zur Zeit des Aprillen, wo die Blumen entspringen,
Sich belauben die Linden und grünen die Buchen,
Da können nach Willen die Vöglein singen,
Da Minne sie finden, allwo sie sie suchen
Bei ihrem Genoß. Ihre Frohheit ist groß
Und nie mich verdroß;
Doch im Winter schweigen alle stille.

Da sie auf dem Reise die Blumen schauten
Durch's Blätterdach dringen, da hatten sie viele

Schön wechselnde Weise in gewohnten Lauten.
Sie begannen zu singen im wechselnden Spiele
Bei des Tages Beginnen. So steht auch mein Sinnen,
Daß fröhlich ich bin.
Recht ist's, daß ich laut mein Glück preise.

Ach, könnt' ich erwerben meiner Herrin Hulde!
Meiner Sorg' wär' ich ledig, wenn erwünscht ich ihr käme!
Und soll ich verderben, weil ich es verschulde,
So sei sie gnädig, daß von mir sie nähme
Als Buße nicht Tod; zu groß wär die Not.
Denn Gott nie gebot,
Daß ein Mann je sollte gerne sterben.

(Pannier.)

24. Friedrich von Husen.

Erlebt' ich doch die liebe Zeit,
Daß ich das Land sollt' wieder schauen,
Darinnen liegt all' meine Freud'
Durch Gnade einer schönen Frauen,
Dann sollt' nimmer meinen Leib
Sehen weder Mann noch Weib
Wieder in des Schmerzes Klauen.
Mich dünkte dann so Manches gut,
Wovon mir erst beschwert der Mut.

Ich wähnt' ihr dort sonst fern zu sein,
Wo ich ihr gern nun nahe weilte;
Jetzt fühlet erst mein Herze Pein,
Seitdem ich in die Fremde eilte.
Nun bewährts die alte Treue sein.
Wär ich wieder an dem Rhein,
Man mir and're Kund' erteilte,
Die niemals leider ich vernahm,
Seitdem ich über die Berge kam.

(Pannier.)

25. Friedrich von Husen.

Was mag das sein, was die Welt heißet Minne,
Und mir so weh thut gar zu jeder Stunde,
Und was mir nimmt so viele meiner Sinne?

26. Ulrich von Gutenburg.

Wie soll ich meinen Dienst nun so lassen,
Den ich so lang hab' mit Treuen gethan?
Leider bin ich allzu wund ohne Waffen.
Das haben mir ihre schönen Augen gethan,
Daß ich nimmer mehr gesunden kann,
Sie will es nicht, der ich ihr bin unterthan.
Weh, was soll so ein verdorbener Mann?
Ich meine, ihr ist alle Gnade verschlafen,
Die ich leider nimmer mehr wecken kann.

27. Albrecht von Johannsdorf.

Weiß und rote Rosen, blaue Blumen, grünes Gras,
Braun und gelb und wieder rot, dazu der grüne Klee.
Unter einer Linde farbenwunderlich stand das;
Vöglein sangen; keinen schönern Ort ich seh.
Nah beisammen es gar lieblich stand.
Ja, ich diene, der ich viel gedienet hab',
Noch um Lohn aus ihrer Hand.

Lang ist's her, seit ich von Freuden sang,
Und noch weiß ich recht nicht, warum ich mich freuen mag.
Seit die Gute ich noch sah, das dünkt mich allzu lang,
Und ich fürcht', ich seh' sie nicht mehr manchen Tag.
Nun, so sei's: — wird ihre Gnade einmal mir erwachen,
Freu' ich dessen doch wie weiland mich —
Ja dann will ich lachen!

28. Heinrich von Rugge.

Die Welt will in Grimme nun balde hinschwinden:
Es ist an den Leuten groß Wunder geschehen.

Freuen sich Zweie, vier Spötter sie finden.
Wären sie weise, sie könnten wohl sehen,
Daß Jammer die Freud' von mir wandte schier.
Nun viele mich fragen, was Leid ich wollt' tragen,
Denen Freude noch mehr verleidet als mir.

Die Welt thät also von Freuden sich scheiden,
Da ihr es der Vierte nach Wunsche nicht thut.
Juden und Christen, nicht minder die Heiden,
Die denken alle zu sehr an das Gut,
Daß viel sie gewinnen. Ich will ihnen sagen,
Es muß doch hier bleiben! Daß Niemand den Weiben
Will dienen mehr recht, das hör' ich sie klagen.

Wer kleiner den Frau'n ihre Rechte will machen,
Empfange von ihnen nie Minne noch Gruß.
Ich will ihres Leides von Herzen nicht lachen:
Wer solches nun wolle: der laß' oder thu's.
Ist Eine von ihnen auch recht nicht gemut,
Ich dennoch geschwinde vier Frauen wohl finde,
Die alle Zeit sind höfisch und gut.

(Pannier.)

29. Reinmar der Alte.

Hoch wie die Sonne steht das Herze mein:
Das kommt von einer Frane; die weiß stät zu sein!
Ihre Gnade, wo sie sei,
Die machet mich von allem Leide frei.

Ich hab' ihr Nichts zu geben als den eig'nen Leib,
Der ist ihr Eigen: immer gibt das schöne Weib
Freude mir und hohen Mut,
Wenn ich gedenke dran, wie sie mir thut.

Wohl mir das, daß ich sie so beständig fand!
Wo sie wohnt, die Eine macht mir lieb das Land.

Führ' sie über die wilde See,
So führ' ich mit, nach ihr ist mir so weh.

Mir ward nie volle Seligkeit, als nur von ihr;
Was ich ihr Gutes wünschen kann, das gönnt sie mir.
Seliglich es mir erging,
Daß die Schöne mich in ihre Gnade fing.

Hätt' ich tausend Männer Sinn, so weiß ich wohl,
Daß ich sie behielte, der ich dienen soll.
Schön und wohl sie das verwahrt,
Daß mir von ihr nichts Leides widerfahrt.

(Simrock.)

30. Heinrich von Morungen.

O Herrin, willst du retten mich,
So sieh mich nur ein wenig an.
Nicht länger trag' ich's sicherlich,
Ich geh' zu Grund, ich armer Mann.
Siech bin ich, mein Herz ist wund.
Frau, mir haben's angethan
Die Augen mein, dein roter Mund.

Erbarme meiner Leiden dich,
Eh' Leben ich verlier' und Leib.
Das Wort, das du gehabt für mich,
Verkehre das, du selig Weib.
Du sprachest immer: nein, o nein;
Das bricht entzwei das Herze mein.
Woll' doch nun einmal sprechen: ja,
Ja, ja, ja, ja, ja, ja, ja!
Das lieget meinem Herzen nah.

(Pannier.)

31. Heinrich von Morungen.

Sie hat lieb ein kleines Vögelein,
Das ihr singt und auch ein Bischen nach ihr sprechen kann.
Könnte heimlich ich doch gleich ihm sein,

Ja, ich wüßt', daß eine Frau nie solchen Vogel je gewann,
Wie die Nachtigall wollt' ich ihr singen dann.

32. Heinrich von Morungen.

Auf zu einer Reise,
Wünschet, daß ich wohl gefahr'!
Ich fahr' in grimmer Weise,
Lande will ich brennen gar.
Einer Frauen Reiche,
Was ich deß' bestreiche,
Muß verderbt sein und verlorn . .
Ungelöschet flammt mein Zorn.

Helfet Alle singen,
Meine Freund, und setzt ihr zu
Mit gleich wildem Schalle,
Bis sie Reu' und Leid uns thu!
Schreiet, daß ein Schmerze
Ihr durch Ohr und Herze
Schneidig bis an's Leben geh'.
Allzu lang thut sie mir weh.

(Scheffel.)

33. Walther von der Vogelweide.

Ob Jemand jetzt in seinem Leben
Wüßt', wo noch reicher würd' gegeben,
Als wir zu Wien durch höchste Ehr' empfingen?
Den Fürsten sah man Gab verschenken,
Als wollt' er schon an's Sterben denken,
Da konnt' sein Gut ein Wunder fast vollbringen.
Man gab da mehr als dreißig Pfund an Werte,
Und Silber, als fänd' man es an der Erde,
Dazu ward manches schöne Kleid geschnürt.
Auch hieß den Bittenden des Fürsten Huld
Die Truhen in den Kammern leeren.
Rosse, als ob's Lämmer wären,

Hat Mancher da mit fort geführt.
Da zahlte Niemand seine alte Schuld:
Ja, das war Freud', der liebevoller Dank gebührt.

34. Der Püller.

Zu Österreich ist gut sein,
Aber gern wär' ich von Wien hin wieder an den Rhein
Zu der Schönen; deucht es dem König an der Zeit.

35. Meister Stolle.

Der König von Rom der gibt auch nicht, und hat doch Königs Gut;
Er gibt auch nicht, und hat gar eines Löwen Mut,
Er gibt auch nicht, ist keusch und treu,
Er gibt auch nicht, und will gar ohne Wanken sein,
Er gibt auch nicht, er minnet Gott, und ehret reine Frauen,
Er gibt auch nicht, es ist kein And'rer also wert zu schauen.
Er gibt auch nicht, er ist von Schanden frei,
Er gibt auch nicht, er ist weis' und rein.
Er gibt auch nicht, er richtet wohl,
Er gibt auch nicht, er minnet Treu' und Ehr'.
Er gibt auch nicht, er ist Tugenden voll,
Er gibt auch leider Niemand Nichts, was soll der Rede mehr?
Er gibt auch nicht, er ist ein Held, dem Zucht viel Ehre bringt,
Er gibt auch nicht, der König Rudolf, was Jemand von ihm sage oder singt.

36. Kaiser Heinrich.

Mein Sang soll erklingen zum Gruße der Süßen,
Von welcher ich lassen nicht will und nicht mag;
Seit ich sie von Munde zu Munde konnt' grüßen,
Ist leider verflossen schon mancher Tag.
Weß' Mund nun dies Lied läßt erklingen vor ihr,
Die ich schon so lange muß meiden allhier,
Sei's Weib oder Mann, er bringe ihr Grüße von mir

Mich dünket mein Eigen die Länder und Reiche,
Wenn ich bei der Schönen, der Liebwerten bin;
Doch wenn ich von ihrer Seite dann weiche,
Sind mir Gewalt und mein Reichtum dahin:
Nur Sehnsucht und Kummer sind dann meine Gabe,
Der Wechsel der Freuden, welche ich habe,
Muß währen um sie, die Geliebte, fürwahr bis zum Grabe.

Seitdem ich von ganzem Herzen sie minne
Und ganz ohne Wanken beständig sie trage
In meinem Herzen, in meinem Sinne,
Nicht selten mit Schmerz und heftiger Klage,
Was bietet sie mir um dies Alles zum Lohne?
Das bietet sie mir, damit recht sie mir lohne:
Eh' sie ich wollt' lassen, eh' ließ ich mein Reich, meine Krone!

Der sündiget schwer, wer mir das nicht glaubt,
Daß ich noch erlebte manch fröhlichen Tag,
Wenn nimmer die Krone auch schmückte mein Haupt,
Jedoch ohne sie ich es nimmer vermag!
Müßt' ich sie verlieren, was hätte ich dann?
Ich taugte zur Freude nicht Weib und Mann,
Es wäre mein kräftigster Trost mir in Acht und in Bann.

(Pannier).

37. König Konrad.

Ich freue mich der Blumen rot,
Die nun der Mai uns bringen will.
Die stunden eh' in großer Not,
Ihnen schuf der Winter Kummers viel.
Entschädigen mag der Mai uns wohl
Mit manchem wonniglichen Tag:
Drum ist die Welt nun Freuden voll.

Was hülfe mir die Sommerzeit
Und diese lichten, langen Tage?

Nur eine Frau mir Trost verleiht,
Von der ich großen Kummer trage:
Will sie mir geben hohen Mut,
Sie thäte tugendlich daran,
Wenn meine Freude würde gut.

Wenn ich mich von der Lieben scheide,
So ists um all mein Glück gethan.
O weh, so sterb' ich fast vor Leide,
Daß ich es je mit ihr begann.
Ich weiß nicht, Frau, was Freuden sind:
Mich läßt die Liebe sehr entgelten,
Daß ich an Jahren bin ein Kind.

(Simrock.)

38. Herzog Johann von Brabant.

Eines Maienmorgens früh
Stand ich auf und ging
Einem schönen Garten zu,
Der wonnig mich umfing.
Da fand ich drei Jungfrauen steh'n,
Die eine sang vor, die anderen nach:
Harbalorifa, harbaharbalorifa, harbalorifa.

Als ich sah das schöne Kraut,
Das im Gärtlein war,
Und hörte solchen süßen Laut
Von den Mägden klar,
Freudig ward das Herze mein,
Daß ich mußte stimmen ein:
Harbalorifa, harbaharbalorifa, harbalorifa.

Die Allerschönste grüßt' ich schön,
Die darunter stund,
Die Arme ließ ich um sie gehn,
Zu derselben Stund.

Küssen wollt' ich ihr den Mund.
Sie sprach: laßt ab, laßt ab, laßt ab!
Harbalorisa, harbaharbalorisa, harbalorisa.
(Simrock.)

39. Markgraf Otto von Brandenburg.

Räumt den Weg vor meiner lieben Frauen
Und laßt mich euern reinen Leib ersehn.
Den möcht' ein Kaiser wohl mit Ehren schauen.
Das hör' ich ihr die Menge gern gesteh'n.
Drum muß mein Herz in hohen Lüften steigen:
Ich will ihr Lob und Ehre nicht verschweigen;
Wo sie wohnt, dem Lande muß ich neigen.

Botin sei, Frau Minne, mir alleine,
Sagt der Lieben, die ich herzlich minne,
Sie ists, die ich mit ganzer Treue meine,
Ob sie mir oft gar benimmt die Sinne.
Wohl möcht' sie mir heimlich Freude machen:
Will ihr roter Mund mir heimlich lachen,
So schläft mein Leid und muß mein Heil erwachen.

Ich bin beschwert mit einem Doppelleide,
Seht, ob mir das die Freude wohl vertreibe:
Die lichten Blumen falben auf der Heide,
Auch leid' ich Not von einem reinen Weibe.
Die mag mich heilen wohl und wohl verwunden:
Bedächte sie sich noch in kurzen Stunden,
So wüßt' ich, all mein Kummer wär' verschwunden.
(Simrock.)

40. Freidank.

Wer guten Weibes Minne hat,
Der schämt sich aller Missethat.

41. Walther von der Vogelweide.

Die Minne ist weder Mann noch Weib,
Besitzt keine Seele und keinen Leib,

Sie gleichet keinem Menschenbild.
Ihr Name ist kund, sie selbst ist wild.
Ein falsches Herz besaß sie nie.

42. Heinrich von Morungen.

Gerne soll ein Ritter treiben
Sich bei guten Frauen; das mein Rat.
Böse Weiber laß man bleiben.
Thöricht ist, wer sich auf sie verläßt,
Denn sie geben ihm nicht hohen Mut.

43. Heinrich von Morungen.

Seit man Herzliebe heißet Minne,
So weiß ich nicht, wie ich benenn' das Leid.
Herzliebe wohnt in meinem Sinne,
Wohl hab' ich's gern, das Leid ich gern vermeid'.
Die Lieb' gibt mir
Hohen Mut und dazu Wonne und Freud'.
Ich weiß nicht, was mir anders gibt das Leid,
Als daß ich immer traurig bin von ihr.

44. Der Hennenberger.

Ein Freund steh' seinem guten Freund mit Willen bei,
Mit Leib und Gut er stets zu Hilf ihm sei,
In rechter Freundschaft seine Treue so wird stät.
Wer seinen guten Freund läßt in der Not,
Dem werde besser aller Freundschaft Gnade todt,
Bevor er solches Laster thät.
Ist treu ein Freund dem andern nicht,
Er trägt allein die Schande von den beiden,
Und wo ein Freund dem Freund die Treue bricht,
Da nähm er lieber einen wilden Heiden

Zu treuer Freundschaft. Nur durch den Freund wirbt man der Freundschaft Wesen;
Ich hör' es sagen und es ist wahr: durch Freundschaft kann man sterben und genesen.

45. Reinmar der Alte.

Man sagt, nun sei der Sommer hie,
Die Wonne sei gekommen,
Freu'n sollt' auch ich mich wie vorher.
Doch ratet selbst und sprechet wie?
Der Tod hat mir benommen,
Was ich verwinde nimmermehr.
Was bedarf ich, daß der Frühling siegt,
Da Leupold, aller meiner Freuden Herr, im Grabe liegt?
Den nie mein Auge trauern sah.
Es hat die Welt an ihm verlorn,
Daß ihr an keinem Mann so kärglicher Verlust geschah.

Die Freude mir verboten hat
Des lieben Herren Tod,
So daß ich sie stets entbehren soll.
Da deß nun nicht mag werden Rat,
So ring ich mit der Not,
Es ist mein klagend Herz des Jammers voll.
Der ihn stets beweinet, das bin ich:
Vielseliger Mann, um dich allein zu leben, freute mich.
Nun ist er hin: was sollte ich hie?
Sei du ihm gnädig, Herr und Gott!
Denn tugendreicherer Gast kam in dein Ingesinde nie.

46. Walther von der Vogelweide.

O weh, daß weiser Sinn und Tugend,
Des Mannes Schönheit, seine Jugend
Sich nicht vererbt, wenn einst der Leib erstirbt!
Mit Recht beklagt's der weise Mann,

Der den Verlust ermessen kann,
Daß, Reinmar, solche Kunst an dir verdirbt.
Darum sollst Lob du stets mit Recht genießen,
Weil's dich an keinem Tage wollt' verdrießen,
Von Frauen schön zu singen und von guten Weibes Sitten.
Das sollen sie stets danken deiner Zungen.
Und hättest du nichts als das Lied gesungen:
„So wohl dir, Weib, wie rein dein Nam'!" du hätt'st dir so erstritten
Ihr Lob, daß jede Frau dir ew'ge Gnade müßt' erbitten.

(Pannier).

47. Der von Kürenberg.

Ich zog mir einen Falken länger als ein Jahr,
Als ich ihn nun gezähmet sah nach meinem Willen gar
Und ich ihm sein Gefieder mit Golde wohl bewand,
Er hob sich auf gewaltig und flog in ein ander Land.

48. Herzog Heinrich von Breslau.

Ich klage dir, Mai, ich klage dir, Sommerwonne
Ich klage dir, lichte Haide breit,
Ich klage dir, augenstechender Klee,
Ich klage dir, grüner Wald, ich klage dir, Sonne,
Ich klage dir, Venus, sorgendes Leid,
Daß mir die Liebe thut so weh.
Wollt' ihr die Unbill schlichten,
So trau ich, daß die Liebe müsse richten
Sich auf ein minniglichs Wesen.
Nun laßt euch meinen Kummer sein gekündet
Bei Gott, und helfet mir genesen.

49. Der Kanzler.

Helfet mir, ihr Laien, dem Maien klagen!
Tragen sollen wir gegen den argen Reifen Neid.
Seine Macht macht alt, schwächt die Wonne,
Trüb dünkt uns die Sonne bei des Winters Zeit.

Seine Härte thut der Haide
Leid, dem Anger bitter weh.
Schaut, wie schon die Rosen frierend falben,
Blaß und welk: ja, ja, das thut der Schnee.

50. Meinloh von Sevelingen.

„Mir wählten meine Augen
Einen kindlichen Mann.
Das neiden andere Frauen.
Ich hab nichts anderes gethan,
Als daß ich treu gedienet han,
Daß ich ihm nun die Liebste bin.
Daran will ich mich halten
Mit Herzen und mit jedem Sinn.
Die seinen lieben Willen
Früher hat gethan,
Verlor sie ihn mit Schulden,
Ich will von ihr nichts wissen,
Daß ich nicht Unfreud han!"

51. Otto von Botenlauben.

„Wie soll jenen Ritter ich nun scheiden
Und das schöne Weib,
Die traulich bei einander liegen noch?
Mit rechter Treue rate ich den Beiden,
Zu lassen von dem Leib,
Daß scheidend sie von dannen gehen doch.
Maß ist bei allen Dingen gut.
Leib sei und Ehr' in guter Hut;
Da gibts nicht langen Streit.
Ich singe anders nicht, denn: es ist Zeit!
Steh auf, Ritter!"

„Hörst du, Freund, den Wächter an der Zinnen,
Was sein Lied uns sang?
Wir müssen endlich scheiden, lieber Mann.

Also trugst du jüngst auch deine Lieb' von hinnen,
Da der Tag aufdrang
Und uns die Nacht in eil'ger Flucht entrann.
Nacht thut so sanft, Weh thut der Tag.
O weh, Herzlieb, ich mag
Dich nun verbergen nicht:
Uns nimmt die Freude all das graue Licht.
Steh auf, Ritter!"

„Dein kußlich Mund, dein Leib voll klarer Süße,
Dein Schmiegen an die Brust,
Dein hold' Umfangen soll mir nicht versagen.
O send' kein Tag uns seine Grüße
Mit aller süßen Freud' Verlust!
Jetzt, da 's geschieht, nicht dürfen lang wir klagen.
Ein Zaugzeug deine Minn' ist mir,
Sie reißt mich fort, ich muß zu dir,
Verspielte ich auch meinen Leib!"
„Dich nimmt der Tag, das klag' ich, klagendes Weib!
Steh auf, Ritter!"

52. Ulrich von Winterstetten.

Nehmt wahr, was klar heut der Maie hat vollbracht!
Die Pracht liegt entfacht, die der Sommer hat erdacht!
Sein Kleid liegt weit über Berg und über Thal!
Da erklang der Sang der viellieben Nachtigall.

Aller Sorgen frei, auf grünem Zweig
Schwingt sie sich rasch zu schnellem Sang.
Der Wonne Spiel ertönte laut,
Die Stimme war von Freude voll. Das klang so wohl
Ihr Schall verhallte in dem Wald.
Kleiner Vöglein Sang da rings erklang,
So freudemannigfalt.

Ihr Singen kann bringen der Welt gar hohen Mut.
Die Aue im Taue steht leider ohne Hut.
Der Anger will Blumen so leuchtend nicht mehr tragen,
Im Leide die Haide: ich will's den Lerchen klagen.

Den Kinden an der Linden der Schatten ist genommen,
Sie können nun nimmer so Wonne recht bekommen.
Ihr Kränzchen, ihr Tänzchen, so lustig wie der Mai,
Der Winter hat's zerrissen! O weh! es ist vorbei!
Ich Dummer! den Kummer ließ ich wohl gerne sein
Käm' heuer, was teuer und Trostes voll ist mein!
Das wendet und endet all meines Herzens Not!
Ja, Süße, das büße mit deinem Munde rot!

Wie schön und gut dich zieret der Tanz, viel seliges Weib!
Dein Lachen kann machen gesund den sehnsuchtskranken Mann.
Dein heimliches Blicken dringt durch den ganzen Leib,
Bringt Herzen in Schmerzen; schau, Frau, so ist's gethan!
Die Jugend mit Tugend trägt minniglichen Schein.
Du Schöne, ich kröne dich mit dem blühenden Mai.
Ach Reine, o meine mich, liebe Fraue mein!
Vom Leide mich scheide, von Sehnsucht mach mich frei!

Und thust du so, so wird mir gut und froh,
Es schwindet mein Leid,
Seit ich nie vergaß, wie deine Güt' ich maß
Und deine Würdigkeit.
Dir bin ich unterthan, das nimmt mir allen Wahn,
Zum Dienste dir geboren:
O, laß genießen mich, lieb Fraue! daß ich dich
Mir auserkoren.

Vor Allen gefallen muß mir dein fraulich Sinn.
Ich achte und trachte, wie ich dir Eigen bin.
Auf allen den Straßen die Wonne geht mit mir!
Wo ich schreite, die Freude trägt allfort mich zu dir!

O Minne! Meine Sinne zehren an dem Ungewinne!
Ein Wunder, mir begangen, der Leib selbst mitgefangen!
O Süße, das büße, daß ich verderben müsse!
Ich sterbe und verderbe, wenn ich nicht das Heil erwerbe!

So bin ich in Sorgen recht gründlich versunken, den Abend, den Morgen und alle die Zeit.
O Liebe, du Reine, die ich da meine, versunken bin in Klagen und Streit!
Ach, Fraue! gedenke, wie Schwermut mich kränke, seit nimmer ich wanke im Dienste von dir!
O frauliche Ehre! mein Leid verkehre zu freudig höfischem Spiele du mir!

Ach, Fraue! du gleichest den holden Röslein im Taue!
Deine Güte und dein Gemüte der fröhlichhellen Maienblüte!

Nehmt wahr, wie gar zwangvoll die Schöne mit mir verfahr'!
Mein Mut wird nur gut, wenn sie so holdes Lob mir thut!

Ich finge, ich ringe, daß sie beginge mir Lohnes Rat!
Durch Treue gib neue Freude, um die ich dich bat!

Nun lohne, o, lohne bei rechten Weibes Krone!
O weise mich leise zur Seligkeit, die ich so preise!

Du sollst mir stillen mit frohem Willen der Sehnsucht Not und meine Klage!
Es würde des Jammers Bürde mir leichter, die ich trage!
Mit Herz und Hande steh ich zu Pfande dir all die lange Zeit schon her.
O daß ich frei von Minnen sei! mach du's! 's ist mein Begehr!

O selig mir blicke (das löst die Minnestricke),
Viel heimlich mir schaue mit Trost, daß ich dir wieder traue!

Dein Aug' ist so klar (das sprech' ich fürwahr, offenbar ist sein
süßer Schein).
Das liebe Gesicht macht Trauern zunicht, das sag ich mit dem
Glauben mein.

Dein Mund, wie Rosen gefärbt, kann kosen und sinnig flüstern
der Tugend Wort;
Mit süßem Gruße du mich grüße, da find' ich meiner Freuden
Hort.

Wer Wonnen kann erspähen am fraulichen Leibe und auch an
dem Mut,
Ihren Züchten muß er es gestehen, vor Schanden steht sie in
bannender Hut.
Nach klugen Sitten sind sie erzogen, der tugendhaften Ehre reich,
Ihr minnig Locken ist unbetrogen, der Sinnenzucht ist ihre Minne
gleich.

Lob kann sich vollenden nicht,
Wenns von ihrer Tugend spricht,
Von der reinen Frucht.
Ach, sie ist so rein und gut,
Doch beschwert es mir den Mut.
Freude nimmt von mir die Flucht.

Minne, süße Trösterin,
Deine Hilfe gehrt mein Sinn,
Oder ich bin tot.
Zwing die Liebe so wie mich
Oder es wird fürchterlich:
Ich lebe in sehnender Not!

Mein Siechtum mich versenket, weil Minne mein nicht denket.
Eh Liebe zerkliebe, mein Herz so gar zerstiebe.

Ich bin verfehret: die Sorge sich mehret, die Freude kehret zu mir nimmer ein.
Soll ich, da die Minne so kränkt meine Sinne, ein freudenloser Mann nur sein?

Ich bin nun lange mit meinem Gesange dem minnigen Drange gefolget nach;
Das war, was die Minne, meine Meisterinne, mir rasch zu Sinnen sprach.

Nun singen, nun singen! Und drauf dann recht springen
Den Reihen! den Reihen! Pfaffen und Laien!
Nun lasse, nun lasse uns tanzen an der Straße!
Die Reifen, die Reifen, die wollen uns hier begreifen!

Hoppen und hopsen, in der Stube lustig hier!
Gesungen, gesprungen, besser thaten's selten wir!
Schauen die Frauen, sie helfen uns den Reihen treten,
Sie kommen, sie kommen herbei schon ungebeten:

Gute, Gute mit viel hohem Mute,
Gese, Gese, dazu Agnese,
Geisel, ein Reisel hat sie gemacht mit Glanz,
Jentel, einen Beutel bringt sie mit zum Tanz.
Hille, viel stille kommt sie geschlichen zu uns herdar,
Anne kommt danne: voll ist allnun die Schar!

Stolze Laien, also thut: singet diese Töne!
Schmucke Mägde, laßt nicht ab, tretet an den Kreis!
Jedermann nach seinem Mut fasse seine Schöne,
Jede Dirne ihren Mann, ist er nicht ein Greis!

Laßt die Saiten lustig gleiten, wie man es beginge!
Wer im Engen nicht will drängen, trete vor die Thür!
Nach der Geigen soll sich's zeigen, wie man rings sich schwinge!
Lasset! Weichet! Jeder streichet seine Wahl herfür!

Entwinden! Entwinden! Es wird den Kinden
Zu lange, zu lange im harten Drange!
„Verirret, verirret! Die Saite hat es erklirret.
Nun hören, nun hören, wer uns will betören!“

Den Jungen gesungen hätt' ich wohl mehr: was hälfe das!
Wer gerne es lerne, dem klingt es umso baß!
Mit Schmerz ist mein Herz, das Saitenspiel zugleich entzwei!
Da schreiet und rufet es laut: „Heia hei!“

53. Walther von der Vogelweide.

Als der Sommer kommen war
Und die Blumen wunderbar
Aus dem Grase drangen,
Da bin ich hingegangen
Wo auf einer langen
Grasflur die Vöglein sangen.
Dort ein lauter Born entsprang:
An dem Wald floß er entlang,
Wo die Nachtigall schon sang.

Bei dem Bronnen stand ein Baum,
Da umgaukelt mich ein Traum:
Ich war aus der Sonnen
Gegangen zu dem Bronnen,
Daß ich bei der Linde
Des Schattens Kühlung finde.
Bei dem Born ich niedersaß,
Meiner Leiden ich vergaß.
Und entschlief im kühlen Gras.

Sieh, da schien es mir sogleich,
Daß mir diente jedes Reich,
Daß die Seel' geborgen
Mir wäre ohne Sorgen
Und der Leib hier sollte
Gebahren wie er wollte.

Da bedrückte mich kein Weh;
Gott, der walt' es, wie es geh',
Schönern Traum ich nimmer seh'.

Gern hätt' ich geschlafen hier
Ewig, doch ein Krähentier,
Das begann zu schreien. —
O möchten sie gedeihen,
Wie ich's wünsche doch! —
Viel Lust es mir entzog.
Von dem Schreien ich erschrak:
Ja, wenn nur ein Stein da lag,
Wärs gewiß ihr letzter Tag.

Doch ein Weib gar wunderalt,
Tröstete mich also bald.
Ich thät sie befragen
Und sie begann zu sagen,
Was der Traum bedeute.
Nun höret, weise Leute:
Zwei und Einer, das sein Drei;
Sagte mir auch noch dabei,
Daß mein Daum ein Finger sei.

(Pannier.)

54. Walther von der Vogelweide.

Es that der Reif den kleinen Vöglein weh,
Sie sangen nicht vor Leide;
Doch wieder hör' ich sie so schön als eh,
Von Neuem grünt die Haide:
Da sah ich Blumen streiten mit dem grünen Klee,
Welches länger wäre?
Meiner Herrin sagt ich diese Märe.

Uns hat des Winters Frost und andre Not
Viel gethan zu Leide:

Ich wähnte schon nie wieder Blumen rot.
Zu sehn auf grüner Haide.
Nun schmerzte gute Leute doch vielleicht mein Tod,
Die nach Freude ringen
Und die gerne tanzen oder springen.

Versäum' ich diesen wonniglichen Tag,
Muß ich Tadel leiden
Und Niemand ist, der Glück mir gönnen mag.
Dennoch muß ich meiden
Meine Freuden alle, deren einst ich pflag.
Mag der Herr auch segnen:
Wünschet noch, mir möge Heil begegnen.

(Simrock.)

55. Walther von der Vogelweide.

Wenn die Blumen aus dem Grase dringen
Gleich als lachten sie hinauf zur Sonne,
Des Morgens früh an einem Maientag;
Und die kleinen Vöglein lieblich singen
Ihre schönsten Weisen: welche Wonne
Hat wol die Welt, die so erfreuen mag?
Man glaubt sich halb im Himmelreiche;
Wollt' ihr hören, was sich dem vergleiche,
So sag' ich, was mir wohler doch
An meinen Augen öfters that —
Und nimmer thut, erschau' ichs noch.

Denkt, ein edles, schönes Fräulein schreite
Wohlbekleidet, wohlbekränzt hernieder,
Sich unter Leuten fröhlich zu ergeh'n,
Hochgemut im fürstlichen Geleite,
Etwas um sich blickend hin und wieder,
Wie Sonne neben Sternen anzuseh'n:
Der Mai mit allen Wundergaben
Kann doch nichts so Wonnigliches haben
Als ihr viel minniglicher Leib;

Wir lassen alle Blumen steh'n
Und blicken nach dem werten Weib.

Nun wohlan, wollt ihr Beweise schauen:
Geh'n wir zu des Maien Lustbereiche,
Der ist mit seinem ganzen Heere da.
Schauet ihn und schauet edle Frauen,
Was dem andern wohl an Schönheit weiche,
Ob ich mir nicht das bess're Teil ersah.
Ja, wenn mich Einer wählen hieße,
Daß ich Eines für das Andre ließe,
Ach, wie so bald entschied ich mich:
Herr Mai, ihr müßtet März mir sein,
Eh ich von meiner Herrin wich.

(Simrock.)

56. Walther von der Vogelweide.

Gerne möcht' ich, könnt' es sein, am eignen Herd erwarmen.
Hei! wie lustig wollt' ich von den Vöglein singen,
Von den Blumen auf der Haide, wie vor Jahren schon:
Gäb' mir ein schönes Weib dann süßen Minnelohn,
Ließ ich ihr Lilien und Rosen aus den Wangen dringen.

(Simrock.)

57. Walther von der Vogelweide.

Ich hab' ein Lehen, alle Welt, ich hab' ein Lehen!
Nun fürcht' ich länger nicht den Hornung an den Zehen,
Will auch alle kargen Herren desto minder flehen.
Der edle Herr, der milde Herr hat mich beraten,
Daß ich im Sommer freie Luft und Winters Glut gewann.
Meine Nachbarn sehn mich jetzt um so viel lieber an:
Nicht mehr als Kobold fliehn sie mich, wie sie vor diesem thaten.
Zu lange lag ich an der Armut Übel krank,
Ich war so voller Scheltens, daß mein Atem stank:
Den hat der König rein gemacht, dazu auch meinen Sang.

(Simrock.)

58. Walther von der Vogelweide.

O weh, wohin verschwunden ist so manches Jahr?
Träumte mir mein Leben, oder ist es wahr?
Was stets mich wirklich däuchte, wars ein trüglich Spiel?
Ich habe lang geschlafen, daß es mir entfiel.
Nun bin ich erwacht und ist mir unbekannt,
Was mir so kund einst war wie diese jener Hand.
Leut und Land, die meine Kinderjahre sahen,
Sind mir so fremde jetzt, als wär es Lug und Wahn.
Die mir Gespielen waren, sind nun träg und alt,
Umbrochen ist das Feld, verhauen ist der Wald;
Nur das Wasser fließet, wie es weiland floß:
Ja gewiß, ich bin des Unglücks Spielgenoß.
Mich grüßet mancher lau, der mich einst wohlgekannt,
Die Welt fiel allenthalben aus der Gnade Stand.
Weh, gedenk' ich jetzt an manchen Wonnetag,
Der mir nun zerronnen ist, wie in das Meer ein Schlag:
Immer mehr o weh!

O weh, wie sind verzagt die jungen Leute nun,
Vor Kummer, der sie nagt, wie jämmerlich sie thun!
Sie wissen nur von Sorgen, weh, wie thun sie so?
Wohin ich blick' und schaue, sind ich Niemand froh.
Tanzen, Singen, das vergeht vor Sorgen gar:
Nie sah man unter Christen solche Jammerschar.
Seht nur der Frauen Schmuck, der einst so zierlich stand,
Die stolzen Ritter tragen bäurisches Gewand.
Uns sind ungnäd'ge Briefe jüngst von Rom gekommen:
Uns ist erlaubt zu trauern, Freude gar benommen;
Nun schmerzt mich sehr (wir lebten ehmals wonnevoll)
Daß ich mein Lachen jetzt für Weinen tauschen soll.
Die Vögel in den Lüften dauert unsre Not:
Was Wunder, wenn es mich betrübt bis in den Tod?

Was sprech' ich dummer Mann im Schmerz manch unnütz Wort?
Wer dieser Wonne folgen will, der misset jene dort.
Immer mehr o weh!

O weh, wie hat man uns mit Süßigkeit vergeben!
Ich seh' die Galle mitten in dem Honig schweben;
Die Welt ist außen lieblich, weiß und grün und rot,
Doch innen schwarzer Farbe, finster wie der Tod:
Wen sie verleitet hat, der suche Trost und Heil,
Für kleine Buße wird ihm Gnade noch zu Teil.
Daran gedenket, Ritter, es ist euer Ding:
Ihr tragt die lichten Helme und manch harten Ring,
Dazu den festen Schild und das geweihte Schwert.
Wollte Gott, ich wär für ihn zu streiten wert,
So wollt' ich armer Mann verdienen reichen Sold:
Nicht mein' ich Hufen Landes, noch der Fürsten Gold,
Ich trüge Krone selber in der Engel Heer:
Die mag ein Söldner wohl erwerben mit dem Speer.
Dürft' ich die liebe Reise fahren über See:
So wollt' ich ewig singen Heil und nimmermehr o weh!
Nimmermehr o weh!

(Simrock.)

59. Wartburgkrieg.

Gäb' man nun allen Fürsten Engelnamen,
All sonder Spott,
Sprecht Alle Amen,
So wäre wohl der Thüringer ihr Gott.

(Simrock.)

60. Walther von der Vogelweide.

Thüringens mildem Landgraf, dem bin ich gesindet:
Es ist mein Brauch, daß man mich immer bei den Besten findet.
Die andern Fürsten alle, auch sie sind mild, jedoch
So stetig nimmermehr: er war es sonst und ist es noch.

Drum kann besser er als sie so mild verfahren,
Nimmer kennt er launisches Gebahren.
Wer heuer prunkt und ist noch übers Jahr so karg wie eh',
Solch Lob ergrünt und welkt wie Klee.
Thüringens Blume leuchtet durch den Schnee:
Im Lenz und Winter blüht sein Lob wie in den ersten Jahren.

(Pannier.)

61. Der tugendhafte Schreiber.

Wohl dir, Weibes Güte,
Rein und hold und gut!
Du nimmst Ungemüte
Und gibst hohen Mut.
Wohl dir heut und wohl dir immer mehre:
All der Welt gibst Freude du und Ehre!

Nicht künd' ich vergebens,
Was so licht sich zeigt:
Wonne alles Lebens
Freudig uns umreigt.
Aufschaut zu dem holden Wert der Frauen!
Sah man je ein schönres Wonneschauen?

Ich will Frauenehre
Singen und auch sagen;
Wenn sie leidvoll wäre,
Wollt' ich's herzlich klagen.
Eine ist's, die ich vor allen meine:
Allen Frauen dien' ich durch die Eine!

62. Wartburgkrieg.

Wo nun Grieswärtel? Kampf ist kommen!
Der Kempfe Östreichs steh' ich hier und kenn' die Widerschläge.
Zwei Meister rühmen sich so gar vollkommen,
Daß sie Niemand zwingen möge.

Im Angriff ist ihr Singen scharf,
Wiewohl sie süße Sprache dreinzuweben wissen auch.
Reinmar von Zweter, da ich dein bedarf,
Herbei nach treuem Brauch!

Von Eschenbach der Weise soll der andre Kieser sein:
So bleiben wir wohl vor Gewalt auf beiden Seiten frei.
Nun helfe mir das Recht gedeihn:
Von dem es sich noch niemals schied, der hat der Namen drei!

Herr Fürst, nun heißt sie kiesen auf den Eid!
Wer Tod begehrt,
Mir ist nicht Leid,
Wird er mit voller Wage das gewährt.

(Simrock.)

63. Hartmann von Aue.

Ihr Herrn und Freund', mit eurer Huld die Fahrt ich wage:
Es mögen Leut' und Land gesegnet sein.
Nicht nötig ist's, daß man der Reise Ziel erfrage,
Ich sage euch den Grund der Reise mein.
Mich fing die Minn' und ließ mich achten meiner Sicherheit:
Und nun gebot sie, ihr zu Lieb sollt' fahren ich:
Ich muß nun auf die Fahrt, nicht läßt es wenden sich:
Wie könnt' ich brechen meine Treu' und meinen Eid!

Es rühmt sich Mancher, was er um die Minne thäte.
Wo bleibt das Werk? Die Worte hör' ich wohl.
Doch säh' ich's gern, wenn sie einmal solch einen bäte,
Daß er ihr dien', wie ich ihr dienen soll.
Das nenn' ich Minne, wenn um sie man in die Fremde muß.
Nun sehet, wie es auch der Heimat mich zieht übers Meer.
Ja, lebt mein Herr noch, Saladin und all sein Heer,
Die brächten mich von Franken auch nicht Einen Fuß.

Ihr Minnesinger, oftmals muß es euch mißlingen.
Was euch den Schaden thut, das ist der Wahn.
Ich will mich rühmen, daß ich kann von Minne singen,
Seit ich die Minne und sie mich gewann.
Was ich da haben will, das will auch gerne mich;
Doch ihr verliert in eurem Wahn nur Zeit und Mühe viel,
Um Liebe ringet ihr, die euch doch nimmer will:
Wann kennt ihr armen Minner solche Minn' wie ich?

(Simrock.)

64. Hildebold von Schwangau.

Der kalte Reifen und der Schnee,
Wenn sie zergehn, so kommt mir eh,
Die Blume mit dem grünen Klee,
Doch nicht zergeht und größer wird nur noch mein Weh.

Denn wie auch stehen mag die Au,
Im Winterschnee, im Sommertau,
Mein Leiden immer gleich ich schau':
Das klag' ich ihr, die mir's gethan, der schönen Frau!

65. Wolfram von Eschenbach.

Blumen sprossen auf in Menge
Und es wehet Maienluft: das weckt der Vöglein Töne.
Ich weiß Neues, daß ich sänge,
Läg' auch Reif, gut Weib! und wär' mir auch versagt der Lohn,
Der Waldes Sänger muntrer Sang
Nach halben Sommersfreuden niemals noch erklang.

Schöner Blumen herrlich' Gleften
Durch den Taubehang nur höhern Strahl und Glanz gewinnt.
Vöglein singen in den Ästen
In der Maienzeit und wiegen mit Gesang ihr Kind.
Da schläft nicht die Nachtigall:
Nun wach' auch ich und sing' auf Bergen und im Thal.

Gnade suchet sich mein Singen,
Liebes Weib von dir; nun hilf, dann hilf ich ohne Not.
Laß zum Lohn mich Dienst dir bringen,
Den ich stets dir bot und biete bis an meinen Tod.
Gib den Trost, o Herrin, mir,
Daß ich auch aus langen Klagen werd' erlöst von dir.

Kann, gutes Weib, mein Dienst begründen,
Daß dein tröstliches Gebot mir Freud' gewähren will?
Daß mein Trauern muß verschwinden
Und lieb' Ende ich erjag', das stets ich wünschte still?
Deine Güte mich bezwang.
Daß ich dir singe, wie du wünschest, — kurz und lang.

Herrin, deine süße Güte
Und dein minniglicher Zorn wehrt viel Freude mir.
Willst du trösten mein Gemüte?
Ach, mich macht gesund ein einzig Trosteswort von dir!
Wende mir die Klagen mein,
Daß ich doch frohgemut noch kann im Leben sein.

(Pannier.)

66. Gottfried von Straßburg.

Die Zeit wird wonniglich,
Wenn der April zum Maien
So wonnereich sich neigt,
Da hebt in Freuden sich
Erd' und die Luft, da lebt zu Zweien,
Was geht, fließt und zu Lüften steigt.
Allzeit soll ich einsam sein,
Denn nimmer sind zusamm ich mich mit ihr,
Die leis mit Munde
Zu aller Stunde
Weilet nah bei mir.

Frauliche Würdigkeit
Hat Gott so innigwert
Vor aller Kreatur gemacht,
Wem Minne Wonne leiht,
Fraulichen Namen er so ehrt,
Daß er nichts Bessern ist bedacht.
Es ist nichts Lieberes, denn ein Weib,
Darauf hab' ich gesammelt allen Mut:
Weibes Name und Weibes Leib
Sind beide reine,
Wenn auch Eine
Mir Untrost thut.

Ich gar verlegner Mann,
Wo bleibt das Wort, was thun die Sinne,
Daß, wenn ich bei der Schönen bin,
Ich nimmer reden kann?
So kleinlaut macht mich ihre Minne,
Daß mein Denken all flieht hin.
Soll sprechen ich Ein Wort zur Not,
So bring ich keins hervor, das mir ein wenig fromme.
Ich werde bleich, ich werde rot.
Und Wunder kann ich,
Wenn wieder dann ich
Von der Sel'gen komme.

Was hilft mein Widersagen?
Mit Einem Worte sie's beschließt,
Wenn kurz: „Ich will nicht!" sie nur spricht.
Soll ich deshalb verzagen?
Nein, ich will nicht. Wen es verdrießt,
Zu viel beschwör' der nicht.
Versuchen will ich ihren Haß;
Ich will mich ihr zu ewgen Dienste sparen;

Und wenn sie mir geböte das:
Zu Babilon
Nach ihrem Lohn
Wollt' ich gerne fahren.

Der Sommer sei so gut,
Daß er die Schöne in der heitren Sonne
Wonniglich laß leben.
Was wohl den Augen thut
Und was den Leuten lebt mit Wonne,
Das soll ihr reich die Sälde geben.
Was Grünes rings auf Erden steh',
Wo Tau aus Lüften träufeln muß,
Laub, Gras, Blumen und Klee,
Der Vöglein Tönen
Sag' der Schönen
Wonniglichen Gruß.

Ihr rosenfarbner Mund,
Ihr Auge, das im Licht sich regt,
Der süße wohlgeschaffne Leib,
Sie machen mancher Stund,
Daß traurigstill das Herz mir schlägt.
Bedenke doch, du süßes Weib:
O, mach mir sanft das schwere Leben
Und biet' mir deine schöne Hand,
Sonst muß ich stets in Sorgen schweben.
O denk daran,
Nicht wanken kann
Die Fessel, die an dich mich band.

67. Walther von der Vogelweide.

Ei! wie so christlich mag der Papst in Rom nun lachen,
Wenn er zu seinen Wälschen spricht: „Seht, Solches kann ich machen!"

(Was er da spricht, das hätt' er besser nie gedacht.)
„Zwei Allemanen hab' ich unter einen Hut gebracht,
Nun müssen sie das Reich zerstören und belasten:
Unterdessen füllen wir die Kasten:
Zinspflichtig sind sie meinem Stock und all ihr Gut ist mein;
Ihr deutsches Silber fährt in meinen wälschen Schrein:
Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein,
Und laßt die Deutschen ..... fasten."

(Simrock.)

68. Walther von der Vogelweide.

Sagt an, Herr Stock, hat euch der Papst hierher gesendet,
Daß ihr ihn bereichert und uns arme Deutsche pfändet?
Wenn ihm die Hüll' und Fülle fließt nach Lateran,
So übt er eine arge List, wie er schon oft gethan:
Er sagt uns wieder, wie das Reich verworren stände,
Daß neuen Zins ihm jede Pfarre sende.
Des Silbers, fürcht' ich, kommt nicht viel zu Hülf in Gottes Land;
Großen Hort verteilt nicht gern der Pfaffen Hand:
Herr Stock, er ist zum Schaden hergesandt,
Ob er in deutschen Landen Thörinnen und Narren fände.

(Simrock.)

69. Walther von der Vogelweide.

Der Stuhl zu Rom ist wiederum so wohl behütet,
Als von Gerbert, dem Zauberer, der einst darauf gewütet;
Doch jener hat sich selber nur der Höll' ergeben,
Der gibt sich selbst ihr preis und all die Christenheit daneben.
Wir wundern uns, daß Gott noch säumt mit seinen Strafen
Und rufen ihm, wie lang er wolle schlafen?
Sie widerwirken seinem Werk, verfälschen ihm sein Wort,
Sein Kämmerer veruntreut seinen Himmelshort,
Sein Richter mordet hier und raubet dort,
Sein Hirte ward zu einem Wolf ihm unter seinen Schafen.

(Simrock.)

70. Freidank.

Wo fuhr ein Kaiser ehmals über Meer
Im Bann und ohne der Fürsten Heer?
Nun ist er gekommen in ein Land,
Wo Gott selbst Untreue nur fand
Und überall nur Widerstand.

71. Heinrich Frauenlob.

Herr König, eure Güte ging zu weit.
Das bringt euch Leid:
Der Pfaffheit Macht ist worden gar zu breit.
Sie hasst der Laien Grenzen gar;
Das wird man an der Folgezeit gewahr,
Wenn noch bereit
Euch eure Leute stehn.
Sie achten nicht, was ihr begehrt
Jetzt und zuvor;
Sie achten jetzt das Reich für Nichts mehr wert.
Man sah allzeit die Laienfürsten streben
In Sturm und Streit treu nach des Reiches Leben,
Mit ihrem Schwert
Es schirmend wider Wahn.
Herr König, ihr sollt die Laienfürsten bereichen,
Steckt ihr in Not, die Pfaffen von euch weichen.
Was mag wohl Helden gleichen?
Wo man den Helm aufbinden schaut,
Der Ehr' vertraut
Wird, da beschwör ich's laut,
Daß Mannheit da begann.

72. Der Marner.

Gott helfe mir, daß meine Kinder nimmer werden alt,
Seit streitvoll in der Welt sich hob so jammernde Gewalt.
Wie steht es über dreißig Jahren,
Seit alle Pfaffheit liegt in wildem Streiten?

Sag mir, du Papst zu Rom, was schaffst du mit dem krummen Stab,
Den Gott Sankt Peter uns mit Recht zu binden, gab?
Mit Stol' und Infel hieß er wahren
Erlösung von den Sünden uns zu allen Zeiten.
Nun ist die Stol' geworden Schwert,
Das nicht für Seelen kämpft, nur nach dem Golde.
Wer hat dich, Bischof, das gelehrt,
Daß unterm Helm du reitest, wo deine Infel sühnen sollte?
Dein krummer Stab der ist zunichte worden, dein Sinn kennt nur ein feiles: Gib mir her!

73. Der Kanzler.

Die Pfaffenfürsten ihrer Ehre sind beraubt,
Statt Infel Helm, statt Krummstab schneidig Spieß und Speer,
Statt Stola Schwert und Panzerblatt, das ist erlaubt,
Halsberg, Gupfen, Ring und Beinschild sind ihre Wehr.
Hie Meßgewand, hie Waffenrock! hie Buch, hie Schildesbreit'!
Um Mönchs Glatz' eine Krülle, eine Krone um das Nonnenhaupt:
So prahlt die echte Hochfahrt sich, die falsche Heiligkeit!

74. Ein Kleriker.

Roma ist das Haupt der Welt,
Doch kann sie nicht fassen!
Darum muß das mächtge Haupt
Von der Herrschaft lassen!
Nur den alten Sündenkram
Mehrt es ohne Maßen!
Und im Innern aufgezehrt,
Hinkt es an den Straßen!

75. Heinrich von Veldeke.

Dem Kaiser Friederich
Geschah so manche Ehr',

Daß man nimmermehr
Wunder davon sagen mag
Bis an den jüngsten Tag,
Und jedes doch ist wahr!
Es wird noch über hundert Jahr
Von ihm erzählt und geschrieben.
So ist Alles noch geblieben.

76. Walther von der Vogelweide.

Ich hört' ein Wasser rauschen
Und ging den Fischen lauschen,
Ich sah die Dinge dieser Welt,
Wald, Laub und Rohr und Gras und Feld,
Was kriechet oder flieget,
Was Bein zur Erde bieget,
Das sah ich und ich sag euch das:
Da lebt nicht Eines ohne Haß.
Das Wild und das Gewürme,
Die streiten starke Stürme,
So auch die Vögel unter sich;
Doch thun sie eins einmütiglich:
Sie schaffen stark Gerichte,
Sonst würden sie zunichte;
Sie wählen Könige, ordnen Recht,
Und unterscheiden Herrn und Knecht.
So weh dir, deutschem Lande,
Wie ziemet dir die Schande,
Daß nun die Mücke hat ihr Haupt
Und du der Ehren bist beraubt!
Bekehre dich! Nicht mehre
Der Fürstenkronen Ehre.
Die armen Könige drängen dich:
Philippen, setz den Waisen auf, so weichen sie und beugen sich.

(Simrock.)

77. Federico II. imperadore.

Welch ein süßes Wohlgefallen,
Minne läßt du durch dich finden!
Mit des Herzens Glutverlangen
Streb's ichs glücklich zu besitzen.
Frohe Ruhe meines Herzens
Wird nur, Frau, in Eurer Liebe.
Also schuf mich meine Hoffnung
Ganz und gar nach Eurem Willen.
Nimmer — nimmer will ich scheiden
Je von Euch, o gute Frau!
Das Herz war Euer, der Verstand war Euer.
Gebt mir sanfte Gnade holde Frau.
Mit meinem Herzen dien' ich Euch zu Eigen.

Bin Euch eigen, wie gespannt ins Joch;
Ja, das ist der Liebe Gnade
Und zu Euch trägt mich die Hoffnung,
Daß ich fänd' ein süßes Zeichen,
Das mich fröhlich macht und mutig.
Ja, das füllt die ganze Hoffnung,
Daß es mir die Minne gnade,
Euch zu wollen, Euch zu dienen.
Das spricht mir von Eurem Antlitz,
Allerlieblichste Verheißung,
Strahlend, wie kein Edelstein.
Mein tief' Vertrauen ist mein reicher Dienst;
O, daß er Euch brächt' blumengleich Gefallen,
Ohn' alles Ende wünscht' ich Eueren Preis!

Gebt mir Stärke, Euch zu dienen,
Daß ich es mag ganz erkennen:
Menschunwürdig wär' es wahrlich
Euern holden Wert verschätzen,
Eure Schönheit, Eure Liebe.

Glücklich aber will ich glauben
Mich nicht früher, Frau, bevor nicht
Euer Reiz in meiner Glut strahlt.
Glühend faß' ich dies Bekennen,
Klage wird's Euch, hohe Frau!
Euer fröhlich lachend Antlitz
Reich mir Trost und Stärkung, mach' mich heiter.
Mach mich fröhlich, meine Frau:
Sonst verrinnt in Traurigkeit mein ganzes Leben.

78. Walther von der Vogelweide.

Heißt mich froh willkommen sein,
Der Euch Neues bringet, daß bin ich.
Eitle Worte sind's allein
Die ihr noch vernahmt: jetzt fraget mich.
Wenn ihr Lohn gewähret
Und den Sold nicht scheut,
Will ich Manches sagen, was die Herzen freut:
Seht, wie ihr mich würdig ehret.

Ich verkünde deutschen Frauen
Solche Dinge, daß sie alle Welt
Noch begierger wird zu schauen:
Dafür nehm' ich weder Gut noch Geld.
Was wollt ihr von den Süßen?
Sie sind mir zu hehr:
Drum bescheid' ich mich und bitte sie nichts mehr,
Als daß sie mich freundlich grüßen.

Lande hab' ich viel gesehn,
Nach den Besten blickt' ich allerwärts:
Übel möge mir geschehn,
Wenn sich ja bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch:

Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über Alle.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungarn Land,
Da mögen wohl die Besten sein,
Die ich irgend auf der Erden fand.
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir Gott, so schwör' ich, sie sind besser hier
Als der andern Länder Frauen.

Züchtig ist der deutsche Mann,
Deutsche Frau'n sind engelschön und rein;
Thöricht, wer sie schelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer sein:
Zucht und reine Minne,
Wer die sucht und liebt,
Komm in unser Land, wo es noch beide gibt,
Lebt ich lange nur darinne!

(Simrock.)

79. Walther von der Vogelweide.

Ich ließ die Augen schauen
Auf Männer und auf Frauen;
Was Einer that, was Einer sprach,
Vernahm ich wohl und sann ihm nach.
Zu Rom da hört' ich lügen,
Zwei Könige betrügen:
Das gab den allergrößten Streit,
Der jemals ward in aller Zeit;
Da sah man sich entzweien
Die Pfaffen und die Laien.
Die Not war über alle Not;
Da lagen Leib und Seele tot.

Die Pfaffen wurden Krieger:
Die Laien blieben Sieger;
Das Schwert sie legten aus der Hand
Und griffen zu der Stola Band
Sie bannten wen sie wollten,
Nicht den sie bannen sollten;
Zerstört ward manches Gotteshaus.
Ich hörte fern in einer Klaus'
Ein Jammern ohne Ende:
Ein Klausner rang die Hände;
Er klagte Gott sein bittres Leid:
„O weh, der Papst ist allzujung, Herr Gott, hilf
deiner Christenheit!" (Simrock.)

80. Walther von der Vogelweide.

Ihr Fürsten, adelt euer Herz durch reine Güte,
Seid gegen Freunde sanft, vor Feinden traget Hochgemüte,
Stärkt das Recht und danket Gott der großen Ehren,
Daß Gut und Blut so Mancher muß zu euern Diensten kehren:
Seid mild, friedfertig, laßt euch stets in Würde schauen,
So loben euch die reinen, süßen Frauen.
Scham, Treue, Milde, Zucht sollt ihr mit Freuden tragen,
Minnet Gott und schaffet Recht, wenn Arme klagen,
Glaubt nicht, was euch die Lügenbolde sagen,
Folgt gutem Rat, so dürft ihr auf das Himmelreich vertrauen.
(Simrock.)

81. Walther von der Vogelweide.

Die Sonne hat den Schein verkehret,
Untreu' den Samen ausgeleeret
Allwärts über Feld und Rain.
Der Vater bei dem Kind Untreue findet,
Der Bruder seinem Bruder lüget,
Die Geistlichkeit in Kutten trüget,
Statt Gott der Menschen Herz zu weihn.
Gewalt siegt ob, des Rechtes Ansehn schwindet:
Wohlauf: hier frommt nicht müßig sein!
(Simrock.)

82. Reinmar von Zweter.

Wer bannen will und bannen soll,
Der hüt' sich, daß sein Bann nicht irdschen Zorns ist voll!
Wo Fleischeszorn im Banne steckt, das ist nicht rechter Gottesbann.
Wer mit Gott und wer in Gott bannt,
Der handelt recht nach Gott, als wär er selbst von Gott gesandt:
Wer solchen Bann nicht fürchtet, ist kein weiser Mann.
Wer geistlich fluchet, schilt und sengt
Und kampflich raubt und brennt und drängt,
Der will mit zwiefach Waffe streiten:
Geschiehts nun doch in Gottes Namen,
Deß mag sich recht Sankt Peter schamen,
Daß ers nicht selbst schon that zu seinen Zeiten.

83. Reinmar von Zweter.

Ach, Rom, wie du verwitwet bist
Und der Stuhl verweiset! Wer recht im Herrschen fleißig ist,
Der nimmt nicht Gott nach Gottes Recht, er sei, wer er auch sei!
Da Römisch Licht zu leuchten begann,
Wo Christentum erloschen ward, da facht es dieses wieder an.
Wo Christentum nun lischt, da hinkt der Glaube nebenbei.
Wer vaterlos sein Vaterrecht nicht liebt,
Daß sich ein rascher Tod an dem begibt,
Das wünschet alle, und noch Eines
Das Gott uns möge geben
Vogt und die rechte Eh', daß recht wir leben,
Daß Simonie mit uns nicht hab' Gemeines.

84. Wartburgkrieg.

Wohl warn' ich Gottes Handgebild.
Das Brot, das Gott erschaffen hat nach seinem Bild,
Das bieten falsche Pfaffen jetzt zu Kaufe.
Sie halten nun den Chrysam feil —

Fürwahr, es kostet mancher Seele noch ihr Heil —
Das Gleiche wollen sie auch bei der Taufe.
Nur eine Urkund heißen sie's; der Papst sollt ihnen sagen,
Mit der Schrift stimm's übel überein:
Die Pfaffen müssen ärger selbst als Judas sein,
Die Gott hier feil um einen Pfennig tragen.

(Simrock.)

85. Der Meißner.

So lange stand nun kaiserlos das römische Reich!
O deutsche Zunge! das kommt deiner Habsucht gleich!
Das römische Reich ließt du verweisen.
Dir sollte dienen all die Welt: so wolltest du dein Eigen mehren.
Verläßt ihr Recht die deutsche Zunge, so wird sie arm an Ehren.
O weh, wie konnte Gier das Reich zerreißen!
Gib nicht dein Reich an fremde Länder, das du vom Schöpfer
haft geerbt.
Gedenk, wie elendig der König Konrad ward verderbet:
Das soll für deutsche Fürsten Warnung heißen!

86. Meister Regenbogen.

Es naht der Zeit,
Da mächtig hebt
Sturm sich durch jedes Land,
Die Christenheit erbebt,
Die zwiefach wirrer Kampf zerspellt.
Da hebt sich noch der große Streit,
Das Mutterkind das wohl beweinen mag.
Mann und Weib
Sie tragen Leid
Von Raub und Not und Brand,
Und jedes ist voll Bitterkeit,
Daß zwischen sie der Haß sich stellt,

In Feindschaft stehen Gut und Leib;
Da bleibet Niemand ohne Klag'.
Die Urlüg' wird da riesengroß, es kann sie Niemand stillen.
Da kommt der Kaiser Friederich, so hehr und groß und mild;
Er fährt daher nach Gottes Willen,
An einen dürren Baum hängt er den Lebensschild.

Und allzugleich
Das Recht bringt wieder
Derselbe Kaiser hehr.
Und mancher Schaden wird zum Frommen
All zu derselben Zeit.
Und da wird jedes Heidenreich
Dem hehren Kaiser werden unterthan.
Der Juden Macht
Wirft kühn er nieder
Ohn alle Wehr,
Daß nimmer auf sie kommen,
Und ohne allen Streit
Der Pfaffen Werk und Acht.
Kaum mehr der siebente Teil wird dann bestehn.
Die Kloster sind zerstört dann und der Fürst so hochgeborn
Die Nonnen zu der Eh' gibt, das sag ich fürwahr,
Sie müssen bauen Wein und Korn:
Wenn das geschieht, kommt uns manch gutes Jahr.

Verzeichnis der Minnelieder.

Erstes Buch.

		Seite des Textes	Seite der Übertragung
1.	Minnespiel — Heinrich von Morungen	285	345
2.	Liebesgedanken — Friedrich von Husen	285	345
3.	Die Schule der Minne — Reinmar von Zweter	286	345
4.	Kreuzzugslied — Hartmann von der Aue	286	346
5.	Sehnsucht — Der von Kürenberg	288	347
6.	Das Himmelshaus — Der alte Spervogel	289	348
7.	Rechte Freundschaft — Der junge Spervogel	289	348
8.	Immerwährende Treu — Der Burggraf von Rietenburg	289	348
9.	Frühling im Leid — Dietmar von Aiste	290	349
10.	Frühling im Trost — Dietmar von Aiste	290	349
11.	Heimliche Minne — Volkslied	290	349
12.	An die Nachtigall — Volkslied	291	349
13.	Lustig im Mai — Volkslied	291	350
14.	Lockung — Volkslied	291	350
15.	Unter der Linde — Walther von der Vogelweide	292	350
16.	Tanzlied — Neidhart von Reuenthal	293	351
17.	Scholarenliedchen	293	352
18.	Die feinen Leute am Rhein — Der Marner	294	352
19.	Ritterehre — Ulrich von Lichtenstein	294	353
20.	Schlußwort der „Eneit" — Heinrich von Veldecke	296	354
21.	Zauberlose Minne — Heinrich von Veldecke	298	356
22.	Die Verschlechterung der Welt — Heinrich von Veldecke	298	357
23.	Niederdeutsches Frühlingslied — Heinrich von Veldecke	299	357
24.	Heimweh in der Fremde — Friedrich von Husen	299	358

		Seite des Textes	Seite der Übertragung
25.	Zweifel — Friedrich von Husen	300	359
26.	Die schönen Augen — Ulrich von Gutenburg	300	359
27.	Ein leichter Mut — Albrecht von Johannsdorf	301	359
28.	Ingrimm über die Welt — Heinrich von Rugge	301	359
29.	Die rechte Seligkeit — Reinmar von Hagenau	302	360
30.	Ungeduld — Heinrich von Morungen	303	361
31.	Minne-Neid — Heinrich von Morungen	303	361
32.	Wilde Minnefahrt — Heinrich von Morungen	304	362
33.	Der wonnigliche Hof zu Wien — Walther von der Vogelweide	304	362
34.	Wandersehnsucht — Der Püller	305	363
35.	Der geizige König — Meister Stolle	305	363
36.	An die Frauen — Kaiser Heinrich VI.	305	363
37.	Junge Minne — Konradin der Hohenstaufe	306	364
38.	Im Baumgärtlein — Herzog Johann I. von Brabant	307	365
39.	In ganzer Minne — Markgraf Otto IV. von Brandenburg	308	366
40.	Frauenminne — Freidank	308	366
41.	Wesen der Minne — Walther von der Vogelweide	308	366
42.	Gute Frauen, gute Minne — Heinrich von Morungen	309	367
43.	Liebe und Leid — Heinrich von Morungen	309	367
44.	Freundesminne — Der Hennenberger	309	367
45.	Herrenminne — Reinmar von Hagenau	310	368
46.	Sängerminne — Walther von der Vogelweide	311	368
47.	Älteste Liedstrophe — Der von Kürenberg	311	369
48.	Die zehnzeilige Strophe — Herzog Heinrich von Breslau	311	369
49.	Innenreim — Der Kanzler	312	369
50.	Frauenstrophe — Meinloh von Sevelingen	312	370
51.	Ein Tagelied — Otto von Botenlauben	312	370
52.	Ein Tanzleich — Ulrich von Winterstetten	314	371

		Seite des Textes	Seite der Übertragung.
53.	Liebesträumme — Walther von der Vogelweide .	318	376
54.	Ein Wanderlied — Walther von der Vogelweide	320	377
55.	Hohe Minne — Walther von der Vogelweide .	320	378
56.	Vereinsamt in der Fremde — Walther von der Vogelweide	321	379
57.	Am häuslichen Herde — Walther von der Vogelweide	322	379
58.	Heimweh nach Oben — Walther von der Vogelweide	322	380
59.	Der Wartburgfürst — Wartburgkrieg . . .	324	381
60.	Lob des Landgrafen von Thüringen — Walther von der Vogelweide	324	381
61.	Höfisches Minnelied — Der tugendhafte Schreiber	324	382
62.	Heinrich von Ofterdingens Lied — Wartburgkrieg	325	382
63.	Der rechte Minnesinger — Hartmann von Aue	326	383
64.	Winters Not und Herzens Weh — Hildebold von Schwangau	326	384
65.	Die Macht der Minne — Wolfram von Eschenbach	327	384
66.	Der Minne Hangen und Bangen — Gottfried von Straßburg	328	385
67.	Der lachende Papst — Walther von der Vogelweide	330	387
68.	An den Opferstock — Walther von der Vogelweide	330	388
69.	Der schlafende Zauberer zu Rom — Walther von der Vogelweide	331	388
70.	Das Werk des freien Kaisers — Freidank . .	331	389
71.	Weltlich und geistlich Königtum — Heinrich Frauenlob	331	389
72.	Wehrhaftes Priestertum — Der Marner . .	332	389
73.	Inful und Schwert — Der Kanzler	332	390
74.	Ein Kleriker	333	390

	Seite des Textes	Seite der Übertragung.
75. Auf Kaiser Friedrich Rotbart — Heinrich von Veldecke	333	390
76. Der Königsruf an Philipp von Schwaben — Walther von der Vogelweide	333	391
77. Italienisches Minnelied — Kaiser Friederich II.	334	392
78. Das deutsche Weihelied — Walther von der Vogelweide	336	393
79. Der Kampf um das Volksgewissen — Walther von der Vogelweide	337	394
80. An die deutschen Fürsten — Walther von der Vogelweide	338	395
81. Recht und Gewalt — Walther von der Vogelweide	338	395
82. Der entartete Bann — Reinmar von Zweter .	338	396
83. Der verratene Glauben — Reinmar von Zweter	339	396
84. Die verkaufte Christenheit — Wartburgkrieg .	339	396
85. In der kaiserlosen Zeit — Der Meißner . .	340	397
86. Ein neuer Glaube, eine neue Zeit — Meister Regenbogen	340	397

Fürstlich priv. Hofbuchdruckerei (F. Mitzlaff), Rudolstadt.

LG.H
L4597d

38528

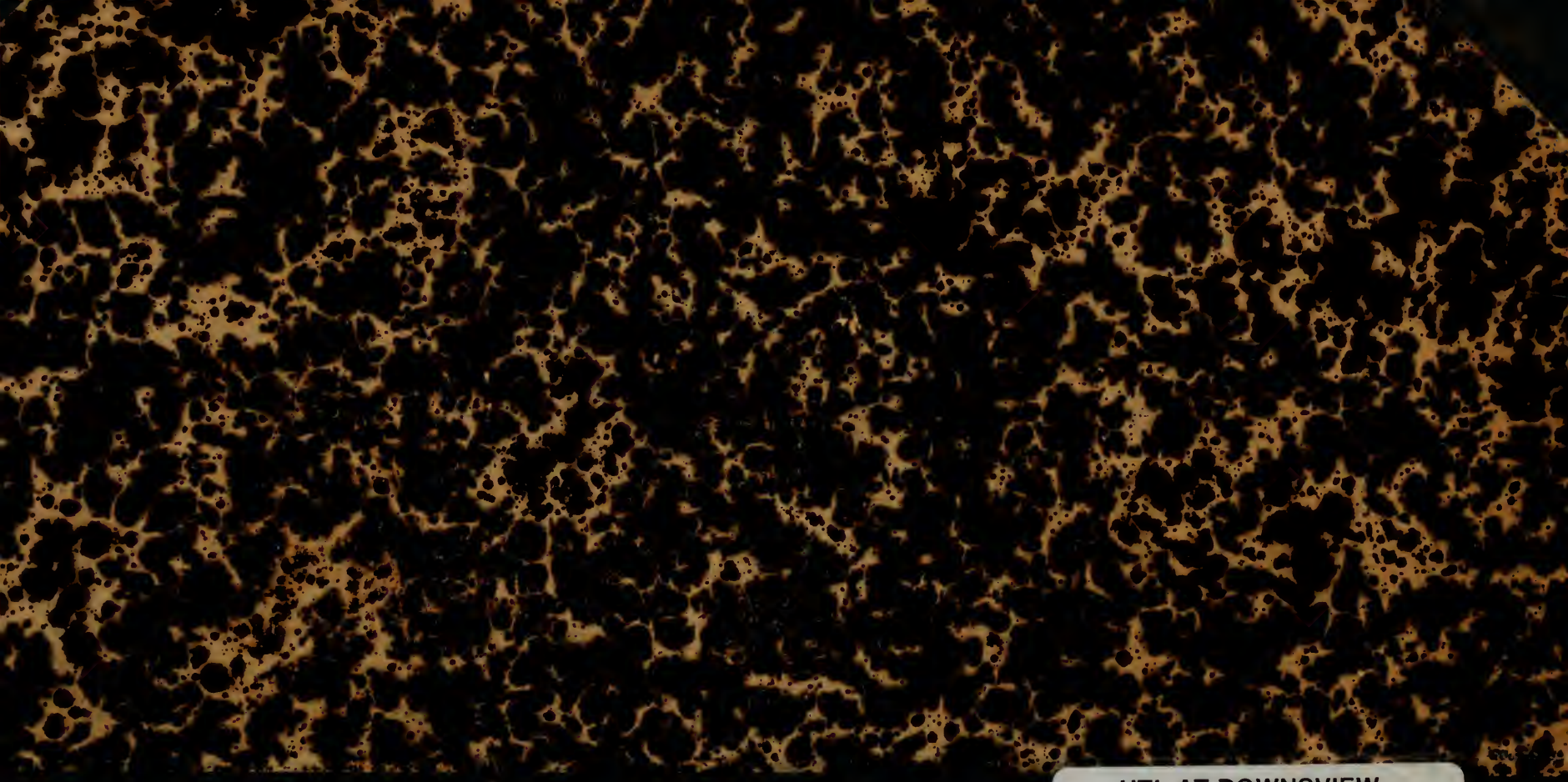
Author Lechleitner, Franz

Title Der deutsche Minnesang. Vol.1.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU



UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 18 25 09 004 4